misc. 288 c/1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36640147970013

<36640147970013

Bayer. Staatsbibliothek

H. misc. 288 c
(1)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

111 BG 1.

Friedrich von Schiller's historische Schriften.

Erster Supplementband:

Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande,

fortgesetzt

von

Eduard Duller.

I.

Köln, 1841.

Verlag von M. DuMont-Schauberg.

Aachen und Köln, bei Ludwig Kohnen.

82. D.

Friedrich von Schiller's
Geschichte des Abfalls
der
vereinigten Niederlande.

Fortgesetzt
von
Eduard Duller.

Erster Band.

(Von der Ankunft Alba's in den Niederlanden bis zum Tode Don Juan's von Oesterreich, 1567—1578.)

Köln, 1841.
Verlag von M. DuMont-Schauberg.

Aachen und Köln, bei Ludwig Kohnen.

Vorbemerkung.

Der Verfasser hat es vermieden, bei seiner Darstellung des „Freiheitskampfes in den Niederlanden von der Statthalterschaft Alba's (1567) bis zur Anerkennung der Republik durch den Waffenstillstand von Antwerpen (1609)“ viele Citate anzufügen. Dafür folgt hier eine Angabe der hauptsächlichsten Quellen und Hülfsmittel, aus denen er schöpfte und welche er größtentheils in der reichhaltigen Großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt vorfand, deren Liberalität er hiermit eben so dankbar öffentlich anerkennt wie die Gefälligkeit seiner Freunde in den Niederlanden, welche ihm interessante Mittheilungen zukommen ließen.

Benützt wurden (unter Anderm): P. Bor, oorsprongk, begin en vervolgh der nederlandschen orlogen (Amsterdam. 1679. I — IV); Strada de bello belgico, Meteren (in mehreren Ausgaben); Reyd (Ausg. v. 1644, die lat. Leydener Ausgabe v. 1633); Grotius (Amsterdam 1657); Hooft nederland'sche historien (Amsterdam. 1820—1824. I—VIII); de Thou; Brandt, historie der Reformatie (Amsterd. 1671); Haer, de initio tumultuum belgicorum; Miraeus; die reichhaltigen analecta belgica von Papendrecht; Conestaggio, historia delle guerre della Germania inferiore; Bentivoglio, della guerra di Fiandra (Venedig 1702); Cesare Campana, vita del catholico e invittissimo Re Don Filippo II. (Vicenza 1605) und della guerra di Fiandra (ibid. 1602); Cabrera, historia de Felipe segundo (Madrid 1619); die obras y relaciones des Antonio Perez (Relaciones, Paris. Ausg. von 1598, Obras y relac. Ginevra 1654); Porreño's dichos y hechos del señor rey Don Felipe segundo (Madrid 1639); Cervera, de felici excessu Philippi II. (Frib. Brisg. 1609); Mendoza's und

Davila's monarquia de España (Madrid 1770 und 1771); Juan Yañez memorias para la historia de Don Felipe III. (Madrid 1733); Khevenhüller, annales Ferdinandei; Alfonso d'Ulloa, gründl. Beschrbg. des niederl. Krieges (Frkft. 1570); Aitsinger, de leone belgico (Cöln 1583 et usque ad 1596), u. s. w.; — die verschiedenen Parteischriften, wie z. B. über Don Juan: Summari-Verclaerung (Antw. 1577) nebst der vera et simplex narratio etc. (Luxemb. 1578), und Detail-Beiträge zur Kriegs- und politischen Geschichte, wie der libellus supplex imperatoris majestati exhibitus (1570); die „Oration Philippi de Marnix" (v. 1578); die Oratio legatorum Matthiae (in Worms 1578); „die Belägerung der Stadt Ostende" (1604); — Spiegel, bundel van onuitgegeeven Stukken etc. (Goes 1780); Kluit historie der hollandsche Staatsregering (1802); die Levensbyzonderheden van P. A. v. d. Werff von te Water; desselben historie van het verbond en de smeekschriften der nederlandsche Edelen etc. (Middelb. 1779. IV); die bydragen tot de geschiedenis der Nederlanden von Cappelle (Haarl. 1827), u. s. w.; — ferner die Werke von Van der Vynkt (ed. Tarte 1822); Dewez (histoire gener. de la Belgique 1823); Wagenaer (mit den Byvoegsels von van Wyn u. s. w.); van Kampen; Cannaert; Collot d'Escury; Goethals; Siegenbeek; de Jonge; Würth; Leti (mit aller erforderlichen Vorsicht); Watson; Capefigue (histoire de la reforme etc.); unseres klassischen Ranke Fürsten u. Völker Süd-Europa's; die Societätsschriften und Memoires (hievon besonders Snellaert's verhandeling over de nederl. Dichtkunst in Belgie (1838); Hasselt's histoire de la poësie française en Belgique etc. (1837) u. s. w.; — sodann die neueren (meist belgischen) Zeitschriften, wie das „belgisch Museum", die „freie (jetzt „germanische") Presse" des verdienstvollen Dr. Coremans, den „messager des sciences historiques", den „Flaming" u. s. w. Alle Monographien aufzuzählen, dürfte zu weitläuftig sein.

Eduard Duller.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Unter allen Thronen katholischer Fürsten hatte der römische Katholicismus, welcher sich im Kampfe gegen die Fortschritte der Reformation auf eine wahrhaft Staunen erregende Weise verjüngte, keinen zweiten zu einem so sicheren, unerschütterlichen Bollwerk, wie den spanischen. Auf diesem Throne saß Philipp II., ein Mann, dessen Charakter und dessen Stellung in der Weltgeschichte ebenso eigenthümlich sind, wie sein Ausgang erschütternd, ein Mann, der sein ganzes Leben, mit allen Freuden, Hoffnungen und Schätzen, einem ihm als heilig geltenden höchsten Zwecke aufopferte, der diesem Zwecke, in der Ueberzeugung: recht zu handeln, Tausende von fremden Leben hinschlachtete, — und an dessen Sarge die Nachwelt spricht: „Beide Opfer, das unblutige wie die blutigen, waren vergeblich!" Um Philipps II. Charakter und Politik richtig zu beurtheilen, muß man seine religiöse Ueberzeugung und seine Nationalität aufmerksam betrachten; beide waren in ihm unlösbar verwachsen. Als strenger Katholik konnte Philipp II. in jedem Andersgläubigen nur ein Wesen erkennen, welches sich selbst von der Gemeinschaft aller Gnaden diesseits und jenseits ausgeschlossen, für welches es nur eine einzige Rettung gab, nämlich die einer reuigen Wiederkehr in den Schooß der römisch-katholischen, alleinseligmachenden Kirche. Als Spanier durch und durch besaß er so viel von jener alten Ritterlichkeit der

Nation, welche meistens in Glaubenskämpfen gestählt worden war, daß ihn schon ein tiefeingewurzelter Drang übelverstandener Ritterpflicht dazu trieb, Andersgläubige durch Kampf zu seiner eigenen religiösen Ueberzeugung zu bringen, oder sie — im Falle des Widerstrebens — derselben zu opfern. Als König fühlte Philipp II. diese Verpflichtung in einem noch höheren Grade; dazu glaubte er Weihe und Salbung erhalten zu haben; die Sache des Katholicismus wähnte er einst vor Gott verantworten zu müssen; und so trat er, ein gekrönter Ritter, für denselben in die Schranken. Uebrigens war sein Ritterdienst eigener Art. Er selbst war kein Feldherr; aber er besaß solche, und die tapfersten Heere dazu. Von seinem einsamen Kabinet aus leitete er, mit der Feder in der Hand, mit der unerschütterlichen Konsequenz im Herzen, jene großen Feldzüge zur Aufrechterhaltung und Ausbreitung seiner Religion, welche er nicht bloß durch Waffen, sondern auch durch Richtersprüche und Henkerbeile führte. Das Wesentliche, die Gewalt nämlich, blieb freilich hierbei dasselbe. Die neue Welt lieferte ihm dafür ihre Schätze, und überdieß sollten ihm die sogenannten Ketzer selbst die Ausrottung der Ketzerei bezahlen helfen, — ein System, welches wir in den Niederlanden in seinem ganzen furchtbaren Umfang entfaltet sehen. Eben darin erkennen wir aber zugleich bereits das erste leise Anzeichen der Vergeltung, welche Philipps II. kühnen Wahn dadurch straft, daß er von seinen Maßregeln keine Früchte erleben soll. Genauer betrachtet, ist es die Willkühr der Vollstrecker, welche den Spuren der Willkühr des despotischen Gebieters folgt. Immer untergräbt der Egoismus der Diener unwissentlich das Gebäude der Tyrannei, welches sie aufführen helfen sollen. So scharfblickend Philipp II. alle seine Diener prüfend überwachte, so sorgsam und klug er stets den Einen von ihnen durch den Andern in Schach

zu halten suchte, so sehr er jeden Einzelnen zu lenken wähnte, — so beweist doch gerade der Aufstand in den Niederlanden, wie wenig unabhängig er, wenigstens im Anfang, gerade von jenem Diener sein konnte, welcher gewiß am Meisten in seinem Geiste handelte.

Mit Philipps II. Ueberzeugung von seiner Pflicht gegen den Katholicismus traf übrigens zugleich das Interesse seiner Politik zusammen. In dieser zeigte sich deutlich das Centralisations-Streben eines absolut-monarchischen Prinzips, wie nach außen zu vergrößernd, so nach innen zu, im Umfange der ihm untergebenen Länder, die Provinzialrechte ausgleichend, oder vielmehr: verwischend. Seine Politik war nur national für Spanien, das Land seiner Liebe, den Kern seiner Macht, für Spanien, wo sich selbst der Stolz der Majestät vor den heiligen Schrecken der Inquisition beugte. Durchaus antinational war sie für die Niederlande. Der größte Mißgriff Philipps war der, daß er die freien Pulsschläge des niederländischen Lebens nach jenen des spanischen bemaß und in gleichen Takt mit diesem bringen wollte. Er dachte wohl nicht mehr an seinen Vater Karl V., wie dieser in St. Just tiefsinnig und verzweifelnd vor den beiden Uhren stand.

In jener geheimen Instruction, welche Philipp II. dem Herzoge von Alba mitgegeben hatte, und welche der Letztere Margarethen von Parma, auf ihre Anfrage, zu passender Zeit und Gelegenheit mitzutheilen versprach, drückte gleich der erste Punkt ziemlich deutlich und entschieden die Absicht aus, sämmtliche niederländische Provinzen in ein Königreich zu verschmelzen, dessen Hauptstadt Brüssel sein sollte, etwa in der Art, wie Paris das Centrum Frankreichs bilde. Wenn man nun bedenkt, seit wie verhältnißmäßig kurzer Zeit

jene Provinzen einem und demselben Fürstenhause huldigten und wie wenig dieses Verhältniß eine innige Vereinigung derselben unter sich begründen konnte, wie jede einzelne Provinz auf ihre selbstständige Geschichte zurückblicken konnte, wie jede in ihrer Selbstständigkeit das Fundament ihres Wohlstandes erkannte, wie nicht bloß die besonderen Interessen der verschiedenen Landschaften gegeneinander liefen, sondern wie auch Sprache, Temperament, Sitten und Religion ebenso viele Scheidewände bildeten, — wenn man alle diese Umstände zusammenfaßt, so erscheint jener Plan Philipps II. fast wie eine Chimäre, und man möchte diesen Monarchen beinahe durch die Unterstellung gänzlicher Unkenntniß der niederländischen Verhältnisse entschuldigen, wenn anders Unkenntniß des Landes und Volkes einem Fürsten überhaupt je zur Entschuldigung gereichen dürfte. Die Letztere muß aber ganz wegfallen, wenn man sich aus den in der geheimen Instruction für Alba enthaltenen Maßregeln zur Erreichung jenes Planes überzeugt, daß Philipp das Lebens-Princip der niederländischen Provinzen wirklich gar wohl kannte, daß er es aber eben auszurotten suchte. Sein Centralisationssystem, von dem Zwecke ausgehend, die Niederlande in gleiche Unterthänigkeit zu bringen wie alle übrigen ihm gehorchenden Länder, war folgendermaßen ausgegliedert. Obenan: die G l e i c h h e i t d e r R e l i g i o n, d. i. die A l l e i n h e r r s c h a f t d e r r ö m i s c h - k a t h o l i s c h e n, eingeführt und erhalten durch ein g l a u b e n s r i c h t e r l i c h e s h ö c h s t e s G e s e t z, aber mit Vermeidung des verhaßtgewordenen Namens der „Inquisition", — anderseits moralisch gestützt durch die Auswahl musterhaft frommer Priester für sechs bischöfliche Stühle. Sodann eine A m n e s t i e f ü r d a s V o l k; dagegen die A u s r o t t u n g d e r H ä u p t e r des Widerstandes. Durch strenge Beschränkung der „breede Raade" (oder „Vroetschappen")

wie wir sie in den meisten Städten der Niederlande finden, sollte die Entnationalisirung mächtig gefördert, dagegen der materielle Wohlstand, durch Begünstigung des Handels, zur lockenden Versöhnung, möglichst gehoben werden. Den Schlußring der Kette sollte die Kriegsgewalt bilden. Zu diesem Zwecke dienten Entwaffnung der Eingebornen, Anlegung von Citadellen, Abführung des Geschützes und Kriegsbedarfes aus den Städten in königliche Magazine, und Versicherung des Kanals durch eine Flotte von 30 Kriegsschiffen sowohl in Kriegs- als auch in Friedenszeiten. Man sieht: Philipp dachte weniger an die Beruhigung der Niederlande, weniger an die Wiederherstellung jenes Zustandes, in welchem sie sich vor den Unruhen befunden hatten, als vielmehr an die gänzliche Vernichtung dieses Zustandes und an die Einführung eines neuen. Er wollte jene Unruhen bloß als einen Vorwand benutzen, unter welchem er sein Attentat gegen die Selbstständigkeit und Nationalität jeder einzelnen Provinz ausüben konnte.

So provozirte er denn jetzt erst den Abfall, und die Folge davon war, daß die gemeinsame Gefahr nun wirklich eine engere Annäherung der Provinzen zu einander erzeugte, wiewohl freilich von einer ganz andern Art, als er beabsichtigt hatte. Wir können uns, bevor wir die weitere Entwickelung dieser Verhältnisse beginnen, nicht enthalten, hier die Wendung, welche die Revolution nehmen wird, in wenigen Strichen anzudeuten. In jenen gesegneten südlichen Landstrichen, welche man unter dem Kollektivnamen: „Flandern" begriff, zeigt sich der erste Widerstand der Freiheit und Nationalität gegen die spanische Politik. So wie das Attentat Philipps sich in seinem ganzen Umfange deutlicher zu erkennen gibt, wird der Widerstand plötzlich zur Bewegung, und diese letztere pflanzt

sich dann in die nördlichen Provinzen fort. Bald haben diese letzteren das ganze Gewicht der Uebermacht fast allein zu ertragen, aber dabei entwickelt sich in ihnen das Bewußtsein der Autonomie immer klarer, und begründet die Anfänge eines neuen selbstständigen Staatslebens, während in der Folge die Revolution, nachdem sie ihre Mission für den Norden vollendet hat, in eben jenen südlichen Provinzen, wo sie als Negation ausbrach und eine solche blieb, erlischt, sowie sich hier die Autonomie der garantirten Erhaltung der Provinzialrechte aufopfert. Die südlichen Provinzen geben den Impuls; die nördlichen ernten das positive Resultat.

Wie Philipp II. eine eigenthümliche Stellung in der Reihe der Fürsten einnimmt, so behauptet der Herzog von Alba eine nicht minder originelle in der Reihe der Fürstendiener. Nicht für den Platz eines solchen, sondern für den eines Feldherrn hatte ihn die Natur ausgerüstet. Sie versagte ihm jene Gaben, deren der Fürstendiener bedarf, als etwa: sich in die Launen des Gebieters zu schmiegen, seine ganze Persönlichkeit diesem aufzuopfern, seine eigenen Gedanken und Pläne diesem zu unterstellen, um sie von demselben als dessen Gebote zurückzuempfangen, und sich außerdem mit wohlbehaupteter Freundlichkeit gegen jeden Nebenbuhler der fürstlichen Gunst zu benehmen, um sowohl diese als jenen zu belauschen und von jeder Miene wie von jeder Minute Vortheil ziehen zu können. Statt dieser Talente verlieh die Natur dem Herzog von Alba ein energisches Selbstgefühl, welches sich, nicht bloß Höflingen, sondern sogar dem mächtigen Monarchen gegenüber, nie verleugnen konnte, — ein Selbstgefühl, welches in aristokratischem Stolz gründete, aber durch zahlreiche militärische Verdienste eine glorreiche Folie erhielt. Wenn dieser kühne

Trotz der Persönlichkeit gegen die Autorität den Monarchen unangenehm berühren mußte, so lange die erstere, bei Alba's Aufenthalt am Hofe, mit ihm in der Nähe zusammentraf, so vertraute Philipp dagegen um so mehr, daß sich Alba eben durch seine Persönlichkeit am Besten für die Ausführung des neuen Systemes in den Niederlanden eignen würde; und um so mehr glaubte sich Philipp II. auf Alba, wie auf sich selbst, verlassen zu können, da dieser Letztere die religiöse Grund-Ansicht des Monarchen vollkommen theilte. Für den militärischen Theil des Centralisationssystems war zugleich wohl schwerlich jemand zu finden, der sich durch Erfahrungen und Kriegskunst so sehr dafür eignete, wie Alba, und selbst dessen aristokratischer Stolz konnte dem König, nach seinem Dafürhalten, in den Niederlanden insofern nur von Vortheil sein, da, bei der alten Spannung zwischen den niederländischen und spanischen Großen, Alba seinem Stolz ungestört durch Demüthigung und Vernichtung der niederländischen Aristokratie genügen konnte, welches Letztere ja in Philipps Plane lag.

Mit der ausgedehntesten, ja mit einer fast unbegränzten Vollmacht des Monarchen befand sich Alba in den Niederlanden. Ein Beweis, wie fest Philipp II. überzeugt war, daß sein neuer Statthalter ganz in seinem Geiste handeln würde, sind die Blankets, die er demselben zu beliebiger Verfügung mitgab, — eine Pandorabüchse, deren verderbenreicher Inhalt vorzugsweise für den niederländischen Adel bestimmt war. Aber, indem Alba sowohl mit den religiösen als mit den politischen Ansichten seines Gebieters vollkommen einverstanden war, ging er noch einen Schritt weiter als dieser; oder vielmehr: die gewaltigen Verhältnisse und sein eigener Stolz rissen ihn dazu fort. Er wollte nicht bloß als Philipps II. Werkzeug erscheinen, sondern, selbst im Nimbus eines Souverains, den

Niederlanden gegenüber auftreten; und die Folge davon war, daß die ganze Gehässigkeit der spanischen Politik anfangs auf ihn allein zurückfallen mußte.

Wie übrigens Albas Benehmen den König bei den Niederländern immer verhaßter machte, so trugen auch wieder die Kreaturen Albas, deren Willkühr dieser, eben auch wie ein absoluter Fürst, einen großen Spielraum gönnte, zum Theil aus rasendem Egoismus, zum Theil aus dem Grunde der alten Erbitterung zwischen Spaniern und Niederländern, unendlich viel dazu bei, daß alle Einzelnen für den jedesmal besonders motivirten Grimm gegen die Fremdherrschaft in dem Namen Albas gar bald den Brennpunkt des allgemeinen Fluches fanden. Das größte Verbrechen, welches Alba gegen die Niederlande, gegen die Menschheit beging, indem er die Politik seines Monarchen streng befolgte, war das, daß er grausam war aus Politik. Er bestrafte das Geschehene nicht bloß, weil es geschehen, sondern, um zugleich die kräftigsten Nerven der Nation zu durchschneiden; er glaubte die Letztere ruiniren zu müssen, um für das System des Königs den alten Boden urbar zu machen; er mordete, (abgesehen davon, daß seine Kreaturen sich von den eingezogenen Gütern der Hingerichteten bereicherten), um durch den Schrecken die Menge zu überraschen und niederzubeugen, um seinen militärischen Operationen Nachdruck zu geben, um sich während derselben den Rücken sicher zu halten.

Vollkommen rechtfertigte Alba seinen Feldherrnruf, indem er den militärischen Theil der geheimen Instruktion ausführte. So begann er ungesäumt, in den wichtigsten Städten der Provinzen Citadellen zu erbauen. Sein nächster Zweck dabei war: zuvörderst jene Städte, in welchen er die freien Regungen der durch Wohlstand mächtigen oder durch Zerrüttung desselben

zur Erbitterung getriebenen Bürgerschaften zu befürchten hatte, und sodann auch das platte Land besser im Zaume halten zu können. Seine Besorgniß war übrigens im Allgemeinen auch keineswegs unbegründet. In manchen Städten (besonders in den flandrischen) lag nämlich eine Menge demokratischen Zündstoffes aufgehäuft, welchen die Berührung irgend eines neueren Ereignisses zu einer furchtbaren Explosion bringen konnte. In anderen Städten, wo dies weniger zu besorgen war, herrschte dafür, begründet auf den aus freiem germanischem Geiste geborenen Verfassungen, ein um so kräftigeres Gemeingefühl der lokalen Selbstständigkeit, welches den Absichten der spanischen Regierung noch größere Schwierigkeiten in den Weg legte, als die drohende Gährung des demokratischen Prinzips.

Antwerpen, dieser von verschiedenen Nationen besuchte Mittelpunkt des lebhaftesten Handels, damals durch Gewerbe, Kunst, Wohlstand und Bedeutung für alle Niederlande herrlich blühend wie dort kaum eine zweite Stadt, Antwerpen schien dem Herzog von Alba vor den übrigen niederländischen Städten zunächst die wichtigste, um dort eine Citadelle anzulegen, von welcher aus er nicht bloß die Schelde und das Umland beherrschen, sondern auch die Stadt selbst in Schrecken und Abhängigkeit erhalten könne. Er beauftragte 1567 den geschickten Kriegsbaumeister Paciotto mit dem Entwurf und der Ausführung des Werkes; und bot selbst Alles auf, um die Letztere zu beschleunigen. Die Stadtmauern und ein alter Thorthurm Antwerpens wurden zu diesem Behufe abgetragen; Tag für Tag waren über 2000 Arbeiter beim Festungsbau beschäftigt, und die Bürgerschaft Antwerpens selbst mußte zu den Kosten, welche die Erbauung ihres Zwingers erforderte, vier Tonnen Goldes beisteuern, — eine Maßregel, welche der militärischen Ansicht Alba's von seiner Stellung zur Nation

entsprach, (denn er betrachtete in der That die Niederlande wie ein zu eroberndes Land) welche aber durch die Demüthigung, die er allerdings dabei beabsichtigte, nur Erbitterung gegen ihn und Spanien nähren konnte. Die Citadelle wurde aus gevierten Werksteinen erbaut und erhielt die Form eines regelmäßigen Fünfecks; vier von ihren Bollwerken taufte der Stolz des Feldherrn mit den Namen: „Duc", „Toledo", „Ferdinando", „Alba"; dem fünften überließ Alba Paciotto's Namen. Auch in Amsterdam, Vliessingen und Gröningen beabsichtigte Alba Citadellen zu erbauen; doch kam dieser Plan in den beiden letzteren Städten in Folge der nächsten Ereignisse nicht zur Vollendung, und in Amsterdam erkaufte sich die Bürgerschaft von Alba das Aufgeben des Plans, sowie die Vergünstigung, von einer spanischen Besatzung verschont zu bleiben, für die Summe von 200,000 Gulden. Alba konnte dies der Stadt Amsterdam um so unbedenklicher gewähren, da der spanisch-hierachische Einfluß in derselben vorherrschend war.

Mittlerweile fuhr der durch Alba zusammengesetzte „consejo de las altercaciones", oder der „Blutrath", wie ihn das Volk richtiger bezeichnete, mit entsetzlichem Eifer in seinen Amtsverrichtungen fort, und von Tag zu Tag wuchs das Grausen im Lande. Diese blühenden Provinzen, von denen bis dahin jeder Fremde, der sie sah, wie von einem Paradies auf Erden sprach, in welchen alle Nationen fröhlich zusammentrafen und zu welchen glückliche Winde einen Regen von Gold aus allen Ländern hintrieben, wo (besonders in Flandern) der weltausgleichende Handel das poetische Volksthum kräftigte, statt es zu verwischen, wo ein leichtempfänglicher Sinn alles Schöne sich rasch anzueignen gewohnt war, diese Provinzen fingen jetzt an zu veröden, vor dem monotonen Ernst der Todesurtheile verstummten die freien, muthwilligen Volkslieder;

vor den spanischen Spionen scheute der offne Sinn. Die Gewalt drängte sich an die Stelle des Rechts und der schnödeste Eigennutz streckte, das Gesetz als Maske vornehmend, seine Hände raubgierig nach dem Eigenthum aus. Wer mochte es, im Besitz wohlerworbener Reichthümer, wagen, länger auf einem Boden zu wohnen, wo der Reichthum auf das Haupt seines Besitzers das Auge der Willkühr und das Schwert des Henkers lenkte, wo man im Namen des Gesetzes mordete, um die Hinterlassenschaft der Gemordeten einzuziehen? Der Verbannte pries sich glücklich und trug seine Armuth gerne, wenn er das entsetzliche Loos der Zurückgebliebenen erfuhr. Aber der Ausgewanderte leitete die Quellen des Wohlstandes, den Gewerbfleiß und die kaufmännische Spekulation, zu seinem neuen Wohnsitz hin, und mit aller seiner Macht konnte Alba diese Quellen nicht zurückhalten. Sehr viel kam dabei den nördlichen Provinzen, Seeland und Holland, zu gute, welche der Industrie und dem Handel das freie Meer offen hielten, und der Standhaftigkeit für den Glauben den festen Boden versicherten. So verschaffte Alba, verblendet, indem er die südlichen Provinzen entvölkerte und verarmen machte, den nördlichen einen bedeutenden Zufluß von Verstärkung durch Kapitalien und Geist.

Unter einem so blutrothen Schein am Horizont schwand das Jahr 1567 dahin. Mit einer Gewaltthat bezeichnete der Herzog von Alba den Beginn des neuen. Am 24. Januar 1568 lud er den Prinzen von Oranien, dessen Bruder, den Grafen Ludwig von Nassau, den Grafen von Hoogstraten, Wilhelm Grafen van den Berge, den Grafen von Kuilenburg, Herrn Heinrich von Brederode und mehre andere Edelleute, binnen dreimal vierzehn Tagen vor ihm zu erscheinen und sich über die ihnen zur Last gelegten Verbrechen zu verantworten. Der Prinz von Oranien wurde in

diesem Edikt als der „Urheber und eifrigste Beförderer der Rebellion“ bezeichnet und insbesondere beschuldigt, daß er „die Edlen zu allen von ihnen unternommenen Maßregeln verleitet, daß er ihnen zu ihren Zusammenkünften seine Häuser in Breda und Brüssel hergegeben, daß er Brederode mit Geschütz versehen, daß er mehren Orten verboten, spanische Truppen als Besatzungen aufzunehmen, daß er zu Antwerpen, wohin er zur Stillung der Unruhen geschickt worden sei, die Erbauung protestantischer Kirchen zugelassen habe u. s. w.“ So tief war auf spanischer Seite die Meinung begründet, welcher Granvella bei der Nachricht von der Gefangennehmung der Grafen von Egmont und Hoorn durch die bedeutungsvollen Worte: „Wenn ihr nicht auch den Schweigsamen gefangen habt, so habt ihr nichts“, das Siegel aufzudrücken schien, — die Meinung nämlich, daß der Prinz von Oranien der Urheber, sowie das Haupt und die Seele des Aufstandes sei und daß der Letztere mit leichter Mühe unterdrückt werden könne, wenn dies Haupt gefallen sei, wenn man den Körper der Seele beraubt habe. Diese Meinung befestigte sich in Spanien von Jahr zu Jahr mehr, und es bedurfte später sogar eines — für den König freilich erfolglosen — Verbrechens, um dieselbe zu widerlegen. Wie fest sie aber schon damals eingewurzelt war, beweist der Umstand, daß man unter den Anklagepunkten der übrigen vorgeladenen Edlen als einen besonderen den hervorhob, „daß sie dem Prinzen von Oranien und seinen verwegenen Entwürfen mit aller Macht angehangen, und desselben Rathschläge gebilligt hätten, um die Unruhen in den Niederlanden zu fördern.“

Alba war nicht der Mann, etwas halb zu thun. Er konnte voraus sehen, daß der Prinz, dessen Klugheit bekannt war, sich auf die Vorladung nicht stellen würde; deßhalb suchte er

durch dessen Herz dessen Klugheit zu betäuben, und rasch führte er das Mittel aus, das er sich dazu ersonnen hatte. Auf der hohen Schule zu Löwen studirte Oraniens Sohn, Philipp Wilhelm, Graf von Büren, ein Jüngling von 13 Jahren, welchen der Vater, bei seiner Entfernung aus den Niederlanden, dort gelassen hatte, im Vertrauen, daß auch der Feind die Privilegien der hohen Schule achten würde. Doch Alba achtete in den Niederlanden kein bestehendes Recht. Er schickte am 24. Januar Vargas, den Präsidenten des Blutrathes, nach Löwen und ließ durch diesen dort den Sohn Oraniens gefangen nehmen. Vergeblich führten der Rektor und die Professoren gegen einen so unerhörten Eingriff die Rechte der Universität an. „Non curamus vestros privilegios", entgegnete ihnen Vargas in seinem spanischen Latein kaltblütig und ließ Oraniens Sohn nach Antwerpen bringen, wo er ihn der strengen Obhut Lodronas übergab. Von dort wurde der Jüngling nach Spanien gebracht, angeblich, um seine Studien auf der hohen Schule zu Alkala fortzusetzen. Man erzog ihn dort im Katholicismus auf; Graf Barlaimont wurde beauftragt, des Jünglings Güter als Vormund zu verwalten. Man glaubte, in Oraniens Sohn mehr als eine Geißel, — man glaubte, ein taugliches Werkzeug zu künftigen Plänen in ihm zu verwahren. Gefaßt und würdevoll benahm sich Oranien, welcher sich in Deutschland befand, bei dem harten Schlag, den Alba gegen seine Ehre, bei dem noch härteren, den dieser gegen sein Vaterherz geführt. Er beantwortete die Vorladung von Dillenburg aus in einer Schrift an den Generalprokurator Johann du Bois und an Alba selbst. In seiner Erwiederung wies er die Nichtigkeit der Vorladung nach, und protestirte, als Glied des Reiches sowohl, wie auch als Ritter des goldenen Vließes, gegen das unkompetente Gericht, vor welches man ihn berufen

hatte. Er zeigte, daß nicht er den Aufstand verursacht habe, sondern daß man diesen vielmehr Granvellas antinationalen und zweckwidrigen Maßregeln zuzuschreiben habe. Ferner sprach er in seiner Gegenschrift den Wunsch aus: „Gott möge den König von Spanien die Schuldlosigkeit seiner verfolgten Diener erkennen lassen“, und außerdem beklagte er sich endlich über die gewaltsame Wegführung seines Sohnes. Die übrigen vorgeladenen Edlen verantworteten sich gleichfalls. Alba nahm jedoch auf die Protestationen keine Rücksicht, verurtheilte die Abwesenden in contumaciam und zog ihre Güter ein.

Mit rastloser Thätigkeit entwickelte er sein System der Unterdrückung nach allen Seiten hin. Er ließ zu Ende Januars 1568 den Advokaten von Holland, Meister Jakob van den Ende, durch den Grafen von Bossü, (spanischen Statthalter von Holland) im Haag verhaften. Der Graf von Bossü hatte den Advokaten mit verstellter Freundlichkeit zu einer Abendmahlzeit eingeladen und nach dem Essen festgenommen, worauf Jakob van den Ende zuerst nach Vilvoorden, und dann nach Brüssel in schweren Gewahrsam abgeführt wurde. Nicht etwa der Protestantismus war dessen Verbrechen; denn selbst bei den Spanischgesinnten galt van den Ende für einen guten Katholiken; aber er sollte (nach Einigen) auf den Abzug des spanischen Kriegsvolks angetragen haben; nach der Meinung Anderer ward es ihm übel gedeutet, daß er versucht hätte, bei Margarethen von Parma dahin zu wirken, daß sie den König zur Berufung der General-Staaten vermöchte; Beides allerdings Schritte, welche den Absichten Philipps schnurstraks zuwiderliefen. Vergeblich sandten die Staaten von Holland Abgeordnete an Alba und den Blutrath, um van den Ende's Befreiung zu erwirken; vergeblich sprach dessen Vertheidiger, Johann van Treslong. Van den Ende erlebte den Ausgang seines

Prozesses nicht; er starb 1569 im Gefängniß. Zwei Jahre nach seinem Tode wurde er allerdings für unschuldig erklärt und man gab seine Güter wieder frei. —

Zu Gent wurden im Laufe des Januars und Februars 143 Bürger, sowohl durch öffentlichen Aufruf als auch durch Anschlag von Proscriptionslisten an dem Rathhause, vorgeladen. Man nahm ein Inventar ihrer Güter auf; man verhörte Kinder, Verwandte und Nachbarn. Achtzehn von jenen Angeklagten vertheidigten sich in Brüssel; aber, obwohl man ihre Vertheidigung gehört, wurden sie eines Abends plötzlich ergriffen, paarweise aneinandergefesselt, ins Gefängniß geworfen und bald darnach hingerichtet. Die Einziehung ihrer Güter vollendete das Schauspiel der Willkühr, und — wie zum Hohn — überließ man die Hälfte der Güter den Wittwen, vorausgesetzt, daß diese katholisch seien. Immer deutlicher enthüllte sich bei der Willkühr, welche im Namen des Königs geübt wurde, zugleich die Habsucht seiner egoistischen Diener. Immer qualvoller empfand das unglückliche Volk die doppelte Zuchtruthe, nämlich die entschiedene Absicht seines Monarchen, welcher dessen Nationalität und Freiheit vernichten wollte, und der Diener desselben, welche, statt seiner den Herrn spielend, diesem vorspiegelten, daß sie ihm durch die Gütereinziehungen der Ketzer und Rebellen die Kosten zur Unterwerfung derselben bestritten, — während sie sich selbst davon am meisten bereicherten, so daß Philipp kaum den Abhub erhielt. Es ist kaum glaublich, daß Alba hierbei die gemeine Habsucht der unter ihm stehenden spanischen Beamten theilte, obwohl auch er von dem Vorwurf nicht ganz frei zu sprechen ist, daß er für seinen eigenen Vortheil sorgte. Eben so schwer trifft ihn gewiß **der**, daß er die Nichtswürdigen, welche das Land aussaugten, frei nach ihrer Willkühr schalten ließ. Alba folgte indessen bei seinen Maßregeln

dem Grundsatze: „der Zweck heiligt das Mittel", und dieser Grundsatz erklärt Alles. Das Vertrauen in den Familien zu untergraben, Verwandte zu Angebern von Verwandten zu machen, schien ihm nichts Unmoralisches. Die harmlose Freude der Fastnacht sogar mußte der Verfolgung als Spürhund dienen. Er beschloß, den Niederländern eine blutige Aschermittwoche zu bereiten; an vielen Orten zu gleicher Zeit sollten nämlich Alle, welche protestantischen Predigten beigewohnt hatten, während der fröhlichen Sorglosigkeit, der sich das Volk im Karneval hingab, festgenommen werden. Dieser Anschlag gelang aber nur theilweise; die Menschlichkeit einzelner Gerichtspersonen, welche er mit der Ausführung des Unternehmens beauftragt hatte, worunter besonders die des Schultheißen von Leyden, Johann van Beerendrecht, und des von Monnikendam, legte sich in's Mittel; heimliche Warnungen ergingen, und so entrannen Manche der bezeichneten Schlachtopfer ihrem Verderben.

Während dieser Ereignisse in den Niederlanden fiel ein schwerer Schlag in Spanien. Es war der Ausspruch der Inquisition, (vom 16. Februar 1568) „daß alle Niederländer (mit Ausnahme weniger Personen) entweder Ketzer oder Ketzerfreunde und also Begünstiger der Ketzerei, sofort Alle des Verbrechens der Majestätsbeleidigung schuldig seien." Am 26. desselben Monats bekräftigte Philipp II. dies Urtheil. So war denn nun ein ganzes Volk von seinem Beherrscher für eine Rotte von Verbrechern, für der Rache verfallen, fortan für rechtlos erklärt durch einen feierlichen Ausspruch im Namen der Religion und Majestät; — ein unerhörter Akt, wenn auch nicht geistlicher Anmaßung, doch königlicher Bethörung, und zugleich ein deutliches Anzeichen jener weitaussehenden

Pläne Spaniens gegen die Niederlande, deren Spuren sich in dem ganzen bisherigen Verfahren erkennen ließen.

Da nun fast nirgends mehr Recht zu hoffen war, griff das Elend zur Gewalt. Zahlreiche Menschen in Westflandern waren, ihres Hab' und Guts, ja ihres Obdachs beraubt, in die Wälder geflüchtet und erkannten sich, wo sie sich, vogelfrei umherschweifend, begegneten, als Brüder an den gemeinsamen Merkzeichen, welche Noth und Hunger, Grimm und Rachlust auf ihre Stirnen tief eingegraben hatten. „Wilde Geusen" (oder „Busch-Geusen") wurden sie genannt, und ihre Handlungen rechtfertigten den Beinamen der Wildheit. Ausgestoßen aus der bürgerlichen Gesellschaft, ausgeschlossen von allen Rechten derselben, sahen sie auch keine Pflicht mehr vor sich, die sie zu erfüllen hätten, und genossen die Augenblicke, in welchen sie nicht die ganze Meute der Verfolger hinter ihren Fersen sahen, dadurch, daß sie ihrem Grimme, den das Elend aufgesäugt hatte, zur Wiedervergeltung gleichfalls Opfer schlachteten. Alle jene Gräuel, welche der Blutrath im Namen des Gesetzes verübte, wiederholten diese „wilden Geusen", und zwar zuweilen in einem noch höheren Grade, an solchen Personen, deren Stand oder deren Beziehung zu der Ursache ihres Elends ihre Erinnerung und ihre Gefühle aufstachelten. Besonders an der katholischen Geistlichkeit kühlten sie ihre Wuth. Sie überfielen in großen Haufen bei Nacht die Priester in den Dörfern, plünderten sie aus, und verstümmelten ihnen Nasen und Ohren. Vergeblich erging unter'm 28. März 1568 von Brüssel aus ein Edikt gegen die wilden Geusen, worin die Gemeinden in den Umgegenden für alle Gewaltthaten derselben verantwortlich gemacht, und zum Schadenersatz angehalten wurden; die zum Schutz der Priester und Mönche ausgestellten Wachen vermochten den Gräueln der wilden Geusen nicht Einhalt zu thun, und es bedurfte geradezu

einer förmlichen Menschenjagd, um diese Unglücklichen auszurotten, welche die Verhöhnung der Menschenrechte zur abscheulichsten Unmenschlichkeit getrieben hatte. *)

---

*) Die zu Gent erscheinende Zeitschrift „den Vlaming" enthält in ihrer Nummer vom 4. November 1840 einzelne interessante Details über die „Boschgeusen": „Den laetsten dag van het jaer 1567 hadden de Geuzen, aen hun hoofd hebbende Jacob Huclé en Jan Michael, den pastor van Houtkerke, parochie gelegen in Fransch-Vlaenderen, deerlyk omgebragt. Eenige dagen later waren zy ten getalle van 40 verzameld by Poperinghe, en begaven zich 's nachts naer Reninghelst. Gekomen aen de herberg „het Nachtegaelken", droogden zy er hunne kleederen die nat waren door eenen stortregen. Omtrent den dagraed, verzekerd door hunne bespieders dat den pastor van Reninghelst 't huys was (hy had immers deags te voren naer Vormezeele gewest) zenden zy zes van hunne mannen naer de kerk, en het overig begeeft zich naer het huys van den pastor en van den onderpastor. Eenen derden priester met naem Jacob Panneel, die er het ambt van koster bediende wird met deze twee heeren aengevat. Het was den verkoren maendag van het jaer 1568. De beelden der heyligen die men vond in de kerk, wierden met de kerksieraden in stukken gehauwen en alsdan verbrand, en zy leyden met hun de dry gevangene langs Loker, Dranoutre, Kemmel, Nieukerke en Nipkerke, alwaer zy zich begaven om de kerken te plunderen. Den pastor van Dranoutre, die zich stelde tegen hunne buytenspoorigheden, wierd doodelyk gekwetst aen het hoofd. Het was omtrent den avond als zy gedaen hadden met de kerk van Nipkerke te plunderen, dat zy zich met hunne dry gevangene begaven naer het bosch tusschen Belle, Nieukerke en Nipkerke by den „zwarten molen". Aldaer wierden de geloofsbelyders openbarlyk beschuldigd en ter dood verwezen door de volgende sententie, die gelezen wierd door Jacob Vanheule: „Om dat gy de leeraers der gegronde waerheyd hebt tegengesproken en om dat er verscheyde van uw slach de onze hebben voor de Rechters gebragt om er ter dood verwezen te worden; daer en boven om dat gy plichtig zyt van de papische afgodery, verwyzen wy u ter dood." Men vraegde den pastor van Reninghelst, Judocus Hughesone, man van eene buytengewoone ligchaems gestalte, of hy de Misse wilde afzweeren en belooven nooyt meer de misse te celebreren. Hy andwoorde, dat hy

Zu allen diesen Leiden, mit welchen die Niederlande heimgesucht waren; zu Willkühr und Rechtlosigkeit, zu Verbannungen und Hinrichtungen, zu Unsicherheit und Schrecken, zu dem zügellosen Durcheinanderwüthen aller entfesselten Leidenschaften, gesellte sich noch eine Plage des Himmels, ein grimmiger Frost, welcher bis in den April hinein anhielt und eine große Theurung veranlaßte. So schien sich die allgemeine Trostlosigkeit zu vollenden und die niederländische Nation der letzten Stunde ihrer Existenz entgegenzusehen.

Aber noch schlug in Deutschland ein Herz warm und kühn für die Rettung der Niederlande, das Herz Wilhelms von Oranien. Der Charakter dieses Mannes, dem das Unglück die Festigkeit zulegte, welche es gewöhnlichen Seelen zu nehmen pflegt, durchdrungen von jener höheren, unerschütterlichen Unverzagtheit, mit welcher eine erhabene Idee ihren Kämpfer

---

liever had te sterven dan dis te doen. Anstonds leyde men hun in het midden van het bosch, om er het vonnis uyt te voeren; maer in plaets van hun te onthoofden, gelyk het vonnis het bedroeg, men deed hun eene harder dood ondergaen. Den pastor na vele wonden ontvangen te hebben, wierd doodlyk gewond door eenen slag in den hals en stierf uytroepende: „heer, wees my zondaer genadig.“ Den onderpastor gaf den geest na dat men hem de keel doorsteken had, zynen naem was Robert Ryspoost. Den derden martelaer wierd de onderste lip afgesneden en het lyf doorsteken. — — — De mordenaers verbergden zich den volgenden dag, en Jan Michael stelde voor eene predicatie des nachts te houden op den Monteberg, tot welke predicatie geroepen waren die van Nieukerke, van Steenwerk, Messen en andere plaetsen, maer hoorende dat Simon Utenhove uyt Yper getrokken was met wat krygsvolk om hun vast te grypen, heeft ieder een het hazen pad gekozen. Cies Huclé trok naer Frankryk en Jan Camerlink, een der geusche kopstukken, ging naer Bergen ambacht. Zy ontsnapten in tyden aen Uutenhove, die denzelven nacht den berg met zyn volk omringde, zonder iemand te konnen vast grypen. etc.

ausrüstet, war die Hoffnung aller geflüchteten Niederländer. Von allen Seiten schaarten sie sich um ihn, — sie erwarteten von ihm Rath und That, Recht und Ruhm, ja ihre ganze Zukunft und die des Vaterlandes. Sie täuschten sich auch nicht. Lange lagen sie ihm an, sich an ihre Spitze zu stellen, und lange zögerte Oranien mit seinem Entschluß; es lag in seinem Wesen, einen entscheidenden Schritt nicht eher zu thun, als bevor er alle Fälle der Möglichkeit reiflich erwogen und sich aller Mittel versichert hatte, welche zum Ziele führen konnten; diese Vorsicht war die wichtigste Verbündete seiner Beharrlichkeit. Für die erhabene Idee, der er sich hingegeben hatte, wollte er nicht bloß Alles wagen, sondern auch Alles dulden, und er besaß für Beides die moralische Kraft. Im Dienste jener Idee begnügte sich Oranien nicht mit glänzenden Erfolgen des Augenblickes, wodurch sich geringere Seelen so leicht berauschen lassen; er überblickte stets den Zusammenhang des Ganzen und verfolgte mit gespannter Aufmerksamkeit auch jene feinen Fäden, welche oft weit in die Zukunft hinausreichten. Meistens schien er weniger zu thun, als er wirklich that. Während man ihn an einem Orte selbstschaffend eingreifen sah, war sein Geist zugleich an zwanzig anderen Orten in voller Thätigkeit, beseelte Geichgesinnte, trieb Andere dahin, daß sie unwillkührlich seinen Bahnen folgen mußten, entflammte die Herzen des Volkes, beschränkte aber auch weise und wohlthätig die Aufregung, wenn sie zu Ausschweifungen entarten wollte. Sein Geist war der schöpferische und erhaltende Geist der Ordnung, von der größten Wichtigkeit in einer Zeit, da aus der Saat der Tyrannei nur die Anarchie entkeimen mußte. Die Idee, welche ihn leitete, war die Freiheit, rein von der irdischen Zuthat der Selbstsucht; sie trat, leuchtenden Auges, gesund und kräftig, fest auf dem heimischen Boden einher. Oranien kannte dessen

Bedürfnisse; er wies auf die Toleranz hin, und verfolgte Schritt für Schritt die sicheren Gleise der Local- und Provinzialrechte, welche die Geschichte gezogen hatte. Als er sich aus den Niederlanden nach Deutschland begab, hatte er erklärt, er würde nichts gegen den König von Spanien unternehmen, außer wenn dieser seine Ehre und Güter antaste. Philipp II. hatte dies seither gethan; ja noch mehr, er hatte ihm sogar den Sohn genommen. Somit war Oranien jetzt seines Versprechens entbunden, und zwar durch den König selbst. Mit Umsicht traf er nun die geeigneten Maßregeln, um mit bewaffneter Macht in die Niederlande einzudringen. Er war, wie es scheint, erst während seines letzten Aufenthaltes in Deutschland vom Katholicismus förmlich zur reformirten Konfession übergetreten, und suchte nun bei protestantischen Fürsten Beistand für sich selbst, sowie für seine unterdrückten Glaubensgenossen in den Niederlanden. Mit großer Aufopferung stand ihm sein Bruder, Graf Johann von Nassau zur Seite. Auch von den Niederlanden kam ihm manche Beisteuer, jedoch im Ganzen weniger, als er von den dortigen Protestanten gehofft hatte. Endlich brachte er eine Zusammenkunft mehrer deutscher Fürsten zu Stande, worunter sich der Kurfürst von der Pfalz, der Herzog von Würtemberg, der Landgraf von Hessen, die Markgrafen von Baden und Durlach, die Mitglieder des Hauses Nassau, und viele Edle befanden; auch Gesandte von Sachsen und Dänemark erschienen in dieser Versammlung. Oranien sprach zu den Anwesenden feurige Worte, erinnerte sie an das ihnen allen gemeinsame Interesse, und brachte es dahin, daß sie ihm ihren Beistand zusagten. Der Antheil eines Jeden ward festgesetzt und Oranien selbst verpfändete seinen kostbaren Hausrath, um Kriegsvolk zu werben. Alba hatte von diesen Rüstungen des Prinzen erfahren und nahm gleichfalls Truppen

in Sold, um seine Macht zu verstärken und namentlich die Gränzen der Niederlande zu decken.

Oraniens Kriegsplan aber war weit ausgedehnt. Vier Heere sollten den Feind von vier verschiedenen Seiten her angreifen; nur auf diese Weise, indem er den Herzog von Alba überall zugleich beschäftigte, glaubte Oranien auf Erfolg hoffen zu können, wobei er allerdings auch auf die Theilnahme der Niederländer selbst, und auf ihren Haß gegen die Fremdherrschaft rechnete. Eine Heeresabtheilung sollte unter dem Befehl des Grafen von Hoogstraten, längs des Rheins und der Maas in Geldern eindringen, die zweite, aus französischen Kalvinisten gebildet, unter dem Befehl des Herrn von Cocqueville, (eines Edelmanns aus der Normandie) in Artois; die dritte sollte Oraniens Bruder, Graf Ludwig von Nassau gegen Friesland führen, und mit der vierten wollte er selbst, in der Richtung von Aachen und Lüttich, geradeaus gegen Brabant vorrücken, wobei er hoffte, daß einige Landschaften oder doch wenigstens einige größere Städte seine Parthei ergreifen würden. Der Plan zu diesem Feldzug war trefflich angelegt; die Kriegskunst Oraniens rechtfertigte dessen Kühnheit, einem so vielfach erprobten Feldherrn wie Alba den Fehdehandschuh der Entscheidung hinzuwerfen.

Der Anfang entsprach jedoch Oraniens Hoffnungen nicht; Der König von Frankreich schickte, auf Alba's Vorstellungen, den Marschall Cossez gegen Cocqueville. Dieser wurde in Saint Valery bei Abbeville gefangen genommen, nach Paris gebracht, und, weil er keine königliche Bestallung zum Kriege aufweisen konnte, enthauptet. Die Niederländer unter ihm theilten sein Schicksal; nur die Franzosen blieben verschont. Keinen besseren Erfolg errangen die Herrn von Villers und Lümey, welche Oranien mit Heeresmacht gegen Geldern vorausgeschickt hatte, um

sich einiger fester Plätze zu bemächtigen und so der Hauptarmee den Weg zu bahnen und zu decken. Sie beabsichtigten Nuremonde in ihre Gewalt zu bringen; doch Alba hatte, davon unterrichtet, ihnen 4000 Mann zu Fuß unter Lodron und 300 Reiter unter d'Avila entgegengeschickt, welche den Anschlag vereitelten. Villers und Lümey zogen sich ins Lütticher Land zurück, wo sie von den Feinden bei Dalheim angegriffen und besiegt wurden. Villers wurde dabei gefangen.

Glücklicher gestaltete sich die Unternehmung des kühnen Grafen Ludwig von Nassau gegen Friesland. Mit seinem jüngsten Bruder, dem Grafen Adolf, dem Grafen von Schauenburg und einem Heere von 7000 Mann, brach Ludwig im Mai 1568 von Emden her in Westfriesland ein; der Wahlspruch: „Jetzt oder nie!" stand auf seinen Fahnen. Er bemächtigte sich des Schlosses Wedde, welches dem Grafen von Aremberg gehörte und dessen Besitz ihm den Weg nach Gröningen öffnete. Kaum hatte Alba von Ludwigs Feldzug Nachricht erhalten, als er ihm den Grafen von Aremberg mit ungefähr 1000 Mann spanischen und 400 Mann deutschen Kriegsvolks und einem Reitergeschwader unter Curtio Martinengo, entgegenschickte; der Graf von Megen, Statthalter von Geldern und Zütphen, sollte mit 1500 Mann zu Fuß und 400 zu Roß zu ihm stoßen. Noch bevor sich Megen mit Aremberg vereinigte, griff Ludwig von Nassau den Letzteren beim Kloster Wittewerum an. Ein heftiger Kampf entbrannte, und die Spanier schmeichelten sich, den Sieg davon getragen zu haben; denn Ludwig zog sich hierauf nach Slogteren und weiter nach dem Schloß Wedde zurück. Nun beschloß Aremberg, die Ankunft Megens abzuwarten, um sich mit diesem zu vereinigen. Aber die spanischen Soldaten, durch das Zurückweichen des Feindes erhitzt, drängten ihren Feldherrn, mit trotzigem Ungestüm zur Verfolgung des Grafen

Ludwig, zur Schlacht gegen ihn. Vergeblich suchte Aremberg, des ungünstigen sumpfigen Terrains kundig, sie zu beruhigen; jeder vernünftige Grund, welchen er ihnen entgegenhielt, steigerte nur ihren Ungestüm; sie mißtrauten ihm, als einem gebornen Niederländer, und vergaßen sich soweit, daß sie laut seine Maßregeln einem heimlichen Einverständniß mit dem Feinde beimaßen, ja ihn eines Verraths an Glauben und König bezüchtigten. Dadurch gereitzt, fügte sich Aremberg dem Wunsche des Heeres, wider seinen Willen und seine bessere Ueberzeugung. Graf Ludwig von Nassau, davon benachrichtigt, stellte seine Schaaren beim Kloster Heiligerlee in Schlachtordnung, und griff mit einem geringen Theil seiner Reiterei rasch die spanische Vorhut an, bevor sie Zeit hatte, sich zu sammeln. Ein zu rechter Zeit beginnendes Feuer von Hackenschützen, welche Ludwig in einen Hinterhalt gelegt hatte, führte die Entscheidung herbei. Die feindlichen Reiter eilten gegen das Fußvolk ihres eigenen Heeres zurück und brachten Verwirrung in dessen Reihen. Jetzt gebot Ludwig allgemeinen Angriff, und bald war die Flucht der Spanier entschieden. Eine Abtheilung derselben eilte nach dem Kloster Heiligerlee, worin sie sich vertheidigen wollten; doch die Sieger erstürmten es. Furchtbar ließen diese ihre Rache an den gefangenen Spaniern aus; nur die Niederländer und die Deutschen im feindlichen Heere wurden verschont. Graf Aremberg und Graf Adolf von Nassau blieben. Es war am 23. Mai 1568, als der niederländischen Freiheit dieser erste Sieg errungen wurde. Die Beute, welche in die Hände der Sieger fiel, war bedeutend; sie gewannen die Kriegskasse, das Gepäck und sechs Geschütze aus Gröningen, welche die Namen der 6 Tonzeichen Ut, Re, Mi, Fa, Sol, La trugen. Dieser günstige Erfolg des ersten Wagekampfes gegen die spanische Tyrannei erfüllte die Herzen der Unterdrückten allerorten mit Hoffnungen,

und der kühne Sieger eilte, sein Glück zu benützen. Rasch wendete er sich gegen Gröningen, um diese Stadt in seine Gewalt zu bringen. Aber schon war ihm der Graf von Megen zuvorgekommen, hatte Gröningen besetzt und die Reste der spanischen Truppen an sich gezogen. Ludwig lagerte sich in der Nähe der Stadt. Mittlerweile hatte auch der Admiral Franz van Boshuizen, auf Alba's Befehl, die Ems gesperrt, um dem Grafen Ludwig die Zufuhr abzuschneiden; und auf Alba's Ansuchen hatte der deutsche Kaiser dem Grafen geboten, zur Stelle Gröningen und die Umlande zu verlassen, bei Strafe, in die Reichsacht zu verfallen. Ludwig kehrte sich zwar nicht daran; aber viele Deutsche in seinem Heere ließen sich dadurch einschüchtern und zerstreuten sich.

Ludwigs Sieg bei Heiligerlee entflammte Alba's Zorn. Er beschloß, in Person gen Friesland in's Feld zu ziehen und den Krieg rasch im Keim zu ersticken. Zu gleicher Zeit aber wollte er sein Ansehen durch Schrecken sicherstellen, und dem Volke, dessen Gährung er bei der Siegesbotschaft nicht blos befürchtete sondern sich wirklich zeigen sah, durch erschütternde Strenge beweisen, daß er noch Herr im Lande sei. Vielleicht lag den blutigen Maßregeln, welche er deßhalb ergriff, noch ein anderes bloß persönliches Motiv zu Grunde. Mehre Edelleute, die Herren von Rysoire und Carlo, aus dem Hause van der Noot, hatten nähmlich in der Fastenzeit, als Alba von Brüssel nach dem Kloster Groenendal im Sonjerwalde wallfahren wollte, einen Anschlag auf sein Leben gemacht, welcher zwar entdeckt und vereitelt wurde, dessen Urheber aber durch die Standhaftigkeit eines festgenommenen Hauptmanns, welcher auch unter der peinlichen Frage die Mitschuldigen nicht verrieth, dem Herzog unbekannt blieben. Es war ihm deßhalb willkommen, unter jenem Zwecke, welchen er dem König auseinandersetzte, nähmlich: „das

Volk, durch Vollziehung der Urtheile an den Häuptern, von dem Versuch neuer Unruhen abzuschrecken," auch sein persönliches Motiv: „Sicherheit" begreifen zu können. Am 28. Mai erließ der Blutrath zu Brüssel, im Namen des Herzogs von Alba, ein Urtheil gegen den Prinzen von Oranien, dessen Bruder den Grafen Ludwig, die Grafen van den Berg, Hoogstraten und Kuilenburg. Der Prinz wurde darin beschuldigt, daß er, vorgeladen und die Vorladung verachtend, die Waffen gegen des Königs Land und Unterthanen ergriffen habe und noch fortwährend in solcher Rebellion verharre. Das Urtheil lautete auf ewige Verbannung aus den Staaten des Königs und Einziehung aller Güter. Gleiche Urtheile ergingen auch über die Grafen Ludwig, van den Berg, Kuilenburg und Hoogstraten; selbst auf Brederode, welcher doch bereits verstorben war, wurde das Urtheil ausgedehnt. Es eröffnete eine Reihe von blutigen Schauspielen, welche Alba den Niederländern gab.

Am 1. Juni sah das Volk in Brüssel ein Schaffot auf dem Pferdemarkt; Trommelwirbel scholl durch die Straßen, und von neun Fähnlein spanischen Kriegsvolks umgeben, wurden achtzehn gefangene Edle, worunter die beiden Battenburg, die das Kompromiß mit unterzeichnet hatten, auf das Blutgerüste gebracht. Finster blickend aus den narbenvollen Gesichtern, wie zur Schlacht gerüstet, standen die Spanier, gleich einer eisernen Mauer, zwischen den Schlachtopfern und dem Volke; der Trommelschlag sollte die letzten Worte der Unglücklichen übertönen. Bald fielen die tödtlichen Streiche und auf hohen Stangen erblickte das Volk die bleichen Häupter als Warnungszeichen. Am folgenden Tage wiederholte Alba das Schauspiel. Der in der Schlacht bei Dalheim gefangen genommene Villers, ein anderer Edelmann Duy, Baljuw Benot von Enghien, und ein Prädikant bestiegen das Schaffot. Villers rief noch in seinem letzten Au-

genblicke: „Nicht wegen Verraths, nein, für ächte Treue gegen den König, für des Landes Freiheit geh' ich in den Tod. Das Urtheil der Nachkommen wird mich rechtfertigen."

Doch hiermit war Alba's Werk noch nicht vollendet. Am 3. Juni ließ er die gefangenen Grafen von Egmont und Hoorn unter einer Bedeckung von zweitausend spanischen Soldaten von Gent, wo sie nun seit 9 Monaten gefangen gehalten worden waren, nach Brüssel bringen. Längst lag ihr Schicksal in Alba's Brust beschlossen; jetzt wollte er von jenen offnen Blankets mit der königlichen Unterschrift Gebrauch machen, die ihm Philipp II. mitgegeben hatte. Der gegen beide Grafen eröffnete Prozeß war eine wahre Ironie gegen die Gerechtigkeit.*) Beide leugneten den größten Theil der ihnen zur Last gelegten Verbrechen, — rechtfertigten sich über die andern Anklagepunkte, und beriefen sich auf die Privilegien des Ordens vom goldenen Vließ, dessen Ritter sie waren. Es war umsonst. Vergeblich blieb auch jede Bitte der Gattin Egmonts, der Mutter Hoorns, selbst der Staaten von Brabant. Nicht das Gesetz, — Alba's

*) Und doch hatte Alba (am 14. Septbr. 1567) an Albrecht den Großmüthigen, Herzog von Bayern, in Bezug auf die Angelegenheit der beiden Grafen geschrieben: „Unsers Theils wollen wir mit möglichem Fleiß darob halten, damit hierinnen in aller Rechtfertigkeit, wie sich von Billigkeit wegen eignet, procedirt, und daß sie sonst in allem Andern mit solchem Respekt tractirt werden, wie sich ihrer Qualität und Herkommen nach gebührt, inmaßen wir uns dann dessen in Gegenwärtigkeit der andern Ritter des Ordens von diesen Landen, unsern Mitbrüdern, die uns derhalb Gezeugen sein mögen, mündlich weitläuftiger erklärt haben". Gleichwohl bat Alba, den „Ihrer Königl. Majestät und gemeinen Friedens wiederwärtigen Leuten, die ihrer Art und Eigenschaft nach diese Dinge der Königl. Majestät zu höchstem Nachtheil und Verkleinerung ausbreiten und Ihre Königl. Majestät dadurch verunglimpfen, keinen Beifall noch Glauben zu geben." Die Stimme des Gewissens! (Vergl. diesen Brief in der „freien Presse" 1840 Nr. 4.)

Politik verlangte die Häupter der beiden Edlen zum Sühnopfer; die Habsucht lauerte auf ihre Güter. Am 4. Juni wurde das Urtheil gefällt; es lautete auf Tod zur Strafe der Majestätsbeleidigung, des Hochverraths und der Rebellion. Doch worauf begründete man diese Verbrechen? Der Blutrath konnte den beiden Grafen keine That des Frevels nachweisen; deßhalb erklärte er — ihre Anhänglichkeit an Oranien, („an dessen fluchwürdige Verschwörung," wie er sich wörtlich ausdrückte,) ihre Theilnahme an der Verbindung der Edlen, ja daß sie die Erhaltung des katholischen Kultus verwahrlost — für Majestätsbeleidigung. Am 5. Juni, dem Tag vor dem Pfingstfeste, hielt das spanische Regiment Romero's den großen Markt in Brüssel besetzt, in dessen Mitte sich ein mit schwarzem Tuch behangenes Schaffot erhob; Kompagnien spanischer Soldaten machten in Wehr und Waffen die Runde durch die Stadt. Gegen elf Uhr schritt Egmont, — er hatte sich den Vortritt erbeten, um Hoorn nicht todt sehen zu müssen, — stattlich und ungefesselt aus dem Brodhause, begleitet von dem Bischof von Ypern, dem er gebeichtet hatte, gefolgt von Julian Romero und Jeronimo de Salinas, und stieg die Stufen des Blutgerüstes hinan. An demselben sah man statt Alba's Johann Gronelt Speel, den rothen Stab in der Hand, zu Rosse. Noch einmal durchblitzte ein Strahl von Hoffnung Egmont's Herz; aber stumm verneinend senkte Julian Romero, den er fragte, ob noch Gnade zu erwarten sei, das Haupt. Da biß Egmont zürnend die Zähne aneinander, warf den Mantel von sich, knieete betend auf das schwarze Kissen, und winkte dem Bischof mit der Hand, zurückzutreten. „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!" waren seine letzten Worte. Dann fiel das Beil. In diesem Augenblick zuckte jedes Herz im Volke vor unsäglichem Jammer, und man sah, wie selbst spanischen Soldaten Thränen

aus den Augen drangen. Ein schwarzes Tuch wurde schnell über die Leiche geworfen, und gleich darauf trat der Graf von Hoorn stolz und frei auf das Blutgerüste. Er richtete einige Worte an die Umgebenden und theilte Egmont's Loos. Die Häupter wurden an Stangen aufgestellt, doch nach zwei Stunden wieder abgenommen und mit den Leichen in den Familienbegräbnissen bestattet. — Dem dumpfen Tone des Falles beider Häupter folgte später als grausenhaftes Echo die Kunde, daß die niederländischen Gesandten in Spanien, Berg und Montigny, dort hingerichtet worden seien.

Alba hatte, wenigstens für den Augenblick und für die nächste Zukunft, seine Absicht erreicht. Fast kein Herz, das jetzt nicht vor ihm zitterte, da er es gewagt hatte, den Stolz der Nation, ihre Lieblinge anzutasten, auf deren hohe Stellung, Macht und Gesinnung sie ihre schönsten Hoffnungen setzte; diese schienen mit Egmonts und Hoorns edlen Häuptern zugleich gefallen zu sein. Und nun, da sich Alba vor dem Ausbruch einer inneren Gährung sicher hielt, brach er ohne Verzug nach Friesland auf, um den Krieg rasch zu beendigen. Schon hatte er Chiappin Vitelli mit zehn Fähnlein deutschen Fußvolks, mit dem wallonischen Regiment des Herrn von Hierges, und fünf Fähnlein des Herrn von Billy dorthin vorausgesandt, und dem Herzog Erich von Brauschweig geboten, mit 1500 Reitern sich an Vitelli zu schließen. Dieser Letztere hatte strengen Befehl von Alba, sich, vor dessen Ankunft, in keine Schlacht einzulassen. Inzwischen hatte Graf Ludwig von Nassau seine Stellung vor Gröningen verlassen, und sich über Slogteren nach Jemmingen an der Ems zurückgezogen. Dort beschloß er sich zu vertheidigen; denn er hoffte, daß sein Bruder Wilhelm von Oranien durch den beabsichtigten Einbruch in Brabant den Herzog von Alba bestimmen würde, seine Streitkräfte dorthin zu wenden. Doch

Alba, welcher sich in der Mitte des Juli mit Vitelli vereinigt hatte, beschloß, rasch einen entscheidenden Schlag zu führen. Er folgte mit seinem an Zahl und Kriegserfahrung überlegenen Heere dem des Grafen, welches größtentheils aus Neulingen bestand und sich noch überdieß weigerte, eine Schlacht zu liefern, bevor man ihm den rückständigen Sold auszahle. Unter solchen Umständen trieb der Herzog von Alba am 21. Juli seinen Gegner bei Jemmingen zur Schlacht. Er hatte die Stellung des feindlichen Heeres erforscht und trefflich benützt; ein glänzender Sieg lohnte seine Kriegskunst. Alles Gepäck und Geschütz Ludwigs so wie dessen Kriegsvorrath wurden eine Beute der Spanier; ein großer Theil seines Heeres fand den Tod durch des Feindes Schwert oder in den Fluthen der Ems. Ludwig selbst rettete sich über den Strom, sammelte den Rest seines Heeres und zog damit seinem Bruder zu, welcher seine Heeresmacht im Gebiet des Erzstiftes Trier versammelte.

Als Pabst Pius V. von Alba die Nachricht des Sieges bei Jemmingen erhielt, gebot er, drei Tage hindurch in allen Kirchen Roms feierliche Dankgebete zu halten; die Kanonen der Weltstadt donnerten Freudensalven, und Freudenfeuer flammten. Einige schrieben das für das Papstthum wichtige Ereigniß einem Gelübde des Papstes, Andere schrieben es dem Einfluß der heiligen Maria zu, welche als Schutzpatronin Spaniens die Gebete der spanischen Soldaten erhört habe. Indessen bewies sich Alba nach seinem Siege nichts weniger als christlich-versöhnlich. Er mochte dafürhalten, es sei seine Pflicht, sich der höheren Gnade, welcher er den Sieg zu verdanken wähnte, durch fortgesetzten Eifer in Ausrottung der Irrgläubigen würdig zu machen. So ließ er im August den Bürgermeister von Antwerpen, Anton van Straalen, einen in vielfachen Beziehungen um die niederländischen Interessen hoch verdienten Mann, zu Vilvoorden hinrichten. Der

Rath der Unruhen erkannte im Urtheil über Straalen die großen Dienste an, welche dieser Mann dem König und dem Lande früher erwiesen hatte; aber die Erinnerung dieser Dienste vermochte das schwere Verbrechen nicht zu tilgen, welches man ihm zur Last legte, nämlich, — daß er ein vertrauter Freund des Prinzen von Oranien und aller jener Männer war, welche es mit dem Lande wohl meinten. Auch Egmonts Geheimschreiber, den Herrn Kasenbroodt van Bakkerzeel, ließ Alba zur selben Zeit und an demselben Orte enthaupten. Diesen Mann schützte sogar seine Abtrünnigkeit von der Sache der Freiheit nicht; vergeblich hatte er sich bemüht, die Unruhen zu stillen und die Protestanten zu richten. Auch Hoorns Geheimschreiber, Alfons de la Loo, wurde hingerichtet. Die Glut der Scheiterhaufen röthete den Himmel über den Niederlanden; das Blut der Protestanten, der Patrioten, ja der Reichen überhaupt, gleichviel von welcher Konfession, röthete die niederländische Erde; die unglücklichen Provinzen wurden zu einer hohen Schule für Henker, deren Phantasie Alba und der Blutrath zu Erfindung neuer Qualen reizten. Nur verstohlen, scheu vor den Blicken des Häschers, konnte das Mitleid den Opfern einer ruchlosen Politik und eines scheußlichen Egoismus Seufzer und Thränen weihen. Alba wollte nicht bloß die Freunde der Freiheit ausrotten, sondern auch sogar jedes Merkmal verwischen, welches das Volk an die Freiheit erinnern konnte. Er ließ den Palast Kuilenburgs, in welchem sich einst die Geusen versammelt hatten, bis auf den Grund niederreißen, und auf der Stätte eine Säule errichten, auf welcher in vier Sprachen folgende Inschrift zu lesen war: „Zur Zeit, als Philipp II., katholischer König von Spanien, über diese seine Niederlande herrschte, und Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, daselbst Statthalter war, wurde das weiland

Haus Florenz Pallants, Grafen von Kuilenburg, dem Erdboden gleichgemacht, zum fluchwürdigen Gedächtniß der in demselben wiederholten Verschwörung gegen die römisch-katholische Kirche, gegen die Majestät des Königs und gegen die Niederlande selbst." Noch hatte jedoch Alba nicht alle Mitglieder des Adels, welche zur Verbindung gehörten, in seine Gewalt gebracht. Gar manche lebten noch im Lande, welche durch die Treue ihrer Freunde und der der Freiheit überhaupt vor seinen Nachstellungen verborgen blieben. Um ihren Aufenthalt zu entdecken und sie in sein Netz zu locken, verkündigte Alba im August 1568 eine trügerische Amnestie für Alle, welche sich binnen eines Monats vor ihm oder dem Rath der Unruhen stellen würden. Doch wer wagte es, einer Amnestie Alba's zu vertrauen? Man durchschaute eine Gnadenverheißung, welche auf dem Schaffot ihre Bestätigung fand, und niemand ließ sich durch das holde, göttliche Wort: Vergebung, welches mit einer verabscheuungswürdigen Zweideutigkeit (um nicht zu sagen: Perfidie) ausgelegt wurde, aus der Sicherheit hervorlocken.

Während nun Alba sein Ansehen durch Schrecken zu befestigen suchte, hatte Oranien seinen Kriegsplan keineswegs aufgegeben. Schon im Juli hatte er die Beweggründe, weßhalb er sich zum Kampfe gegen Alba rüste, in Druckschriften veröffentlicht. „Die Spanier" dies war ungefähr der Inhalt eines solchen Aufrufs, „haben die Niederländer bei dem König in den Verdacht der Ketzerei gebracht. Man suchte die Inquisition im Lande einzuführen und auf dieser Grundfeste das Gebäude der Willkühr aufzurichten. Dagegen zielte die Bittschrift der verbündeten Edlen; es folgte der Bildersturm darauf, und der König fand sich, in Folge dessen, bewogen, den Herzog von Alba nach den Niederlanden zu senden. Den König selbst hielt man in Spanien zurück, damit er sich nicht persönlich

vom Stand der Dinge überzeugen könne. Und wie hat Alba seither in den Niederlanden gewüthet! Schuld oder Unschuld galt ihm gleich; frech trat er die Rechte des Landes, welche der König selbst beschworen hatte, mit Füßen, und die Gewalt der Fremden lastet schwer, unerträglich auf dem Nacken des Volkes. Ich habe dies Unheil vorausgesehen; längst habe ich den König getreulich von Allem in Kenntniß gesetzt; — doch es blieb fruchtlos. Nun bewegt mir zweierlei das Herz, das Mitleid für die unterdrückte Nation und die Pflicht gegen den König; zu beiden Antrieben kam auch noch die unmittelbare Aufforderung von allen Seiten her, durch Menschen beider Konfessionen, durch Katholiken wie durch Protestanten. Da entschloß ich mich, zur Ehre Gottes, zum ritterlichen Schutz seines Evangeliums und seiner Diener, zum Schirm der Freiheit des Landes und im Dienste des Königs, die Waffen zu ergreifen. Mit Gut und Blut will ich für diese Sache einstehen. Auf meine eigenen Kosten habe ich ein Heer dafür ausgerüstet; schlagfertig steht es da. Nun wohlan, Niederländer, helft mir in der gerechten Sache, helft mir den Herzog von Alba bezwingen, helft mir die Freiheit des Gottesdienstes herstellen, helft mir Frieden und Wohlstand in den Landen wieder begründen, worin sie unter des Königs Regierung blühen und gedeihen mögen!" Diese und ähnliche andre Druckschriften in deutscher und französischer Sprache, so z. B. eine „Erklärung und Ausschreiben des Prinzen von Oranien über seine nothwendige Vertheidigung gegen Alba's Tyrannei", „eine Bekanntmachung des Prinzen an die Bewohner der Niederlande", „eine getreue Vermahnung an die Niederländer gegen die eitle und falsche Hoffnung, durch welche sie von ihren Unterdrückern getäuscht werden", wurden an allen Orten verbreitet, um das Volk zur Theilnahme am Befreiungskriege zu begeistern. In gleichem

Sinne sprach sich Oranien auch in Privatschreiben an die deutschen Fürsten über den Zweck seiner Rüstung aus, nämlich die Person des Königs von Spanien von Alba's Gewaltherrschaft noch immer wohl unterscheidend, seine Treue für den Ersteren betheuernd, dessen Interesse mit dem der unterdrückten Niederlande verbindend, *) und wir haben keinen Grund, zu bezweifeln, daß er es auch wirklich so meinte. Es ist das Charakteristische dieser Revolution, daß sie keine kühnen Uebersprünge machte, sondern, so lang als möglich, die historischen Formen fest beibehielt. Uebrigens stand Oranien fortwährend in geheimen Verbindungen mit seinen Freunden in den Niederlanden, und wirklich unternahmen einige beherzte Männer in Friesland und Nordholland im Sommer Anschläge, um sich der Städte Alkmaar und Hoorn zu bemächtigen und sie dem Prinzen, wenn er nach Holland käme, zu übergeben. Diese Unternehmungen hatten jedoch kein Resultat, und Viele, welche sich dabei betheiligt hatten, wurden in der Folge verbannt.

Mit dem größten Eifer hatte Oranien indessen fortwährend seine Heeresrüstung betrieben. Gleichwohl sah er sich noch immer außer Stande, den Feldzug zu eröffnen, und zwar vornämlich deßwegen, weil die ihm versprochenen Geldunterstützungen weder so pünktlich noch in dem Umfange eingingen, wie er gehofft hatte. Dieser Geldmangel lähmte, bei allen Anstrengungen Oraniens, von vorneherein den Erfolg seiner Kriegsunternehmungen, sowie ihn derselbe auch bereits verhindert hatte, seinen Feldzug gegen Brabant zugleich mit dem seines Bruders Ludwig in Friesland, zu beginnen, wodurch der ganze

*) Ein interessantes Dokument hierfür ist ein Brief Oraniens, (dat. „Wissenheim in Unserm Feldlager, den 4. Septbr. Anno 1568") an Friedrich von der Pfalz, worin Jener Diesen um Gestattung des Durchzugs für seine Truppen und Zuführung des nöthigen Proviants bittet. (Siehe die Zeitschrift „die freie Presse". 1840 Nr. 22 — 24.)

Kriegsplan aus den Fugen gerückt wurde. So war denn bereits der Herbst herangekommen und nun beschloß Oranien, nicht länger mehr zu warten. Er musterte sein Heer im September bei Romersdorf im Erzstifte Trier. Es war 20,000 Mann stark und mit 4 schweren und 6 leichten Geschützen versehen. Es bestand zum größten Theil aus Deutschen, zum Theil aber auch Niederländern und Franzosen. Unter den Befehlshabern befanden sich viele Männer, welche ebenso durch den Rang ihrer Geschlechter, wie durch Kriegsruhm oder durch Liebe zur Freiheit bekannt und berühmt waren, — unter den Deutschen der tapfere Hesse, Herr Friedrich von Rolzhausen, Graf Justus von Schauenburg, die Grafen Ludwig und Albert von Nassau, Otto von Malsburg, Adam Welser, — unter den Niederländern der Graf von Hoogstraten, die Herren von Rysoire und Sonoy, und der grimmige Feind der Spanier, Wilhelm von Lümey, Graf von der Mark, welcher geschworen hatte, sich Haupt- und Barthaar nicht eher zu scheeren, als bis er den Tod Egmonts und Hoorns an ihren Mördern gerächt habe. Zu Anfang Septembers brach nun Oraniens Heer auf; auf einigen seiner Fahnen war der Spruch zu lesen: „Pro lege, grege et rege“, auf anderen das Bild eines Pelikans zu sehen, welcher die Jungen mit seinem Herzblut nährt; viele Krieger trugen Rosen auf den Sturmhauben, Symbole des Vertrauens auf englischen Schutz; denn die Königin Elisabeth von England, an welche sich Oranien, als an eine protestantische Fürstin, gewendet, hatte aus Haß gegen Spanien ihren Beistand zugesagt, wiewohl sie sich, in Folge einer Politik, die wir später noch näher kennen lernen werden, scheute, sich öffentlich für die Feinde Spaniens zu erklären. Die üble Spätjahrswitterung legte der Beschleunigung des Heereszuges große Hindernisse in den Weg; anhaltender Regen hatte die

Straßen in schlechten Stand gesetzt, auch besorgte man einen hohen Wasserstand der Maas, über welche das Heer setzen mußte, um in Brabant eindringen zu können. Doch Oranien bewährte, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz, seinen klaren Blick, seinen besonnenen und beharrlichen Muth. Glücklich kam er bei St. Vit in's Herzogthum Luxemburg, und eroberte Arenberg, Kerpen, so wie einige andere Plätze von geringer Bedeutung. Inzwischen hatte auch Alba durch eine Summe von 400,000 Kronen und durch 2500 spanische Soldaten, die man ihm aus Spanien gesendet, seine Macht verstärkt, und schickte sich an, dem Prinzen die Stirne zu bieten. Beide Gegner bewegten sich nach der Maas, — Oranien, um diesen Strom zu überschreiten, — Alba, um Jenen daran zu verhindern. Oranien war jedoch, bei weitem gefährlicher als durch Alba's Rüstung und Nähe, durch den schlimmen Geist seines eigenen Heeres bedroht, welches wegen Mangels an Bezahlung meuterische Bewegungen zeigte, und mußte deßhalb Alles aufzubieten suchen, um in Folge einer entscheidenden Schlacht sich rascher der einen oder anderen bedeutenden Stadt in Brabant bemächtigen zu können, wo er dann, (bei der Nähe des Winters) seine Truppen unterbringen und mit Lebensmitteln versorgen konnte. Gerade dieser Plan Oraniens bestimmte Alba, welcher denselben durchschaute, ein ganz entgegengesetztes Verfahren einzuschlagen, nämlich: den Gegner bis in den Winter hinein auf das flache Land zu beschränken, wo sich das feindliche Heer aufreiben mußte, und deßhalb jede offene Feldschlacht zu vermeiden. Ueberdieß besorgte Alba, so viel er auch bereits gethan hatte, um die Nation zu entnerven, dennoch einen Aufschwung derselben in dem Falle, wenn es dem Prinzen gelänge, im Lande festen Fuß zu fassen oder einen Vortheil im Felde zu erringen; diese Rücksicht gab dem Plane Alba's den Ausschlag.

Deßhalb verschanzte er denn sein Heer bei Maastricht, am linken Ufer der Maas. Er hielt es für unmöglich, daß Oranien unter den vorhandenen Umständen einen Uebergang über diesen Strom bewerkstelligen könne; hatte doch die Stadt Lüttich demselben den Uebergang über ihre Brücke verwehrt und besaß Oranien doch, um eine Schiffbrücke schlagen zu können, weder Fahrzeuge, noch sonstige dazu nöthige Geräthschaften, hatte doch endlich Alba zur äußersten Vorsorge in die seichteren Stellen der Maas Fußangeln legen lassen, um den Durchgang zu verhindern. Doch alles dieses schreckte den Prinzen von Oranien nicht ab. Man hatte bei Stochem, zwischen Maastricht und Ruremonde, eine Fuhrt gefunden. Da stellte Oranien am 7. October des Abends, einige Rotten seiner Reiterei mitten im Fluße auf, um dessen Strömung zu dämmen, und führte hierauf, Angesichts des feindlichen Heeres, kühn seine ganze Truppenmacht mit Gepäck und Geschütz durch den Strom. Jetzt ein rascher Angriff auf die Feinde, und ein entscheidender Sieg war sein! Oranien versäumte jedoch den günstigen Augenblick aus Vorsicht und Menschlichkeit; denn er wollte seinen Soldaten nach jener Anstrengung eine kurze Ruhe während der Nacht gönnen. Am andern Morgen bot er dem Herzog von Alba die Schlacht an. Dieser hatte die Nachricht von dem Maasübergange anfangs nicht für wahr gehalten, und den Grafen Barlaimont, welcher sie ihm brachte, erwiedert: „Glaubt Ihr denn, die Feinde sind Vögel, daß sie über die Maas fliegen konnten?“ Als nun die Feldmusik Oraniens dem spanischen Heere näher und näher scholl, rieth Chiappin Vitelli, heftig drängend, die Schlacht anzunehmen; „noch seien“, führte er als Beweggrund an, „die Feinde müde und durchnäßt; mit leichter Mühe könne man sie jetzt bezwingen.“ Alba beharrte jedoch unerschütterlich auf dem wohlüberlegten Plane, welchen er einmal gefaßt hatte.

Es zeigte sich, daß er alle Umstände durchaus richtig berechnet hatte. Oranien sah sich nämlich genöthigt, sein Heer bald hierhin bald dorthin zu führen, und überall folgte ihm Alba auf den Fersen; dieser Feldzug glich einem Schachspiel, bei welchem sich zwei erfahrene Meister gegenüber stehen und zuweilen auch einige Bauern aufopfern, nicht als ob sie dadurch irgend einen entscheidenden Zug zu machen hofften, sondern in der Voraussetzung, den Gegenpart dadurch zu einer Unvorsichtigkeit zu verleiten. So fielen mehre kleine Gefechte vor, von denen jedoch nur eines etwas wichtiger war. Oranien zog nämlich von St. Trond nach Tirlemont (Thienen), um sich mit der französischen Heeresabtheilung zu vereinigen, welche Genlis bereits bis Joudoigne geführt hatte. Nur noch der Fluß trennte beide Verbündete, Oraniens Heer und die Franzosen. Um nun ihre Vereinigung zu verhindern, beorderte Alba seinen Sohn Don Friedrich, mit einer Truppenabtheilung den Feinden zu folgen, den Uebergang ihrer Hauptmacht über den Fluß abzuwarten, und dann den Rest aufzureiben. Friedrich entledigte sich dieses Auftrages mit Glück, indem er die feindliche Bedeckung des Stromes schlug. Vergeblich bestürmte Chiappin Vitelli voll Ungeduld den Herzog mit Bitten, einen allgemeinen Angriff zu erlauben; erzürnt ließ ihm Alba die Antwort sagen: „Beim Haupte des Königs, keiner von euch ungestümen Mahnern wird lebendig zurückkommen.“ Bei diesem Gefecht wurde Hoogstraten so schwer verwundet, daß er bald darnach starb; die Hauptmacht Oraniens aber vereinigte sich glücklich mit den Franzosen. Alba führte gleichwohl seinen Plan konsequent durch und wiederholte seine früheren Operationen. Er schnitt seinem Gegner die Zufuhr ab und zwang ihn, wohl zwanzigmal das Lager zu wechseln, ohne einen entscheidenden Schlag ausführen zu können; die Städte hielt er durch Furcht

ab, dem Prinzen ihre Thore zu öffnen. Oraniens Truppen ermüdeten durch dies zwecklose Hin- und Herziehen, der Soldmangel wurde immer drückender (Oranien hatte statt 300,000 Reichsthalern, die er aus den Niederlanden erwartete, nur 10 bis 12000 erhalten), die Stimmung seiner Truppen dadurch immer bedenklicher, und die Aussicht: einen rauhen Winter im freien Felde, wahrscheinlich ohne Zufuhr von Lebensmitteln, zubringen zu müssen, entmuthigte sie vollends und lieh ihrem Mißbehagen harte Worte. Kurz Alles traf ein, was Alba so richtig berechnet und Oranien befürchtet hatte.

Oranien überzeugte sich endlich im November, daß er sich unter solchen Umständen nicht länger halten könne, und daß ihm für den Augenblick nichts andres übrig blieb, als sein Heer nach Frankreich zu führen, wo er sich mit dem der Hugenotten unter Condé vereinigen wollte. So schlug er denn den Weg nach Frankreich durch Hennegau ein; bis gegen Cambray folgte ihm Alba auf dem Fuße nach. Zwischen dieser Stadt und Quesnoy fand noch ein Gefecht zwischen der Nachhut Oraniens und der Vorhut der Spanier statt, worin die Letzteren besiegt wurden. Alba ließ nun den Prinzen ruhig gegen Soissons weiter ziehen; er hatte ja seine Absicht vollständig erreicht, und durfte sich gestehen, daß dieser Feldzug, in welchem er keinen Sieg auf dem Schlachtfeld errungen, gleichwohl der glänzendste Triumph seiner Kriegskunst sei.

Den Muth und die Beharrlichkeit Oraniens aber vermochte die traurige Ueberzeugung, daß alle seine Anstrengungen vergeblich geblieben, noch keineswegs zu beugen. Er hatte wenigstens hinter allen meisterhaften Operationen seines Gegners, hinter allem neuen Glanz, welcher dessen Feldherrnruhm jetzt umstrahlte, doch dessen Besorgniß deutlich genug erkannt, und diese Besorgniß Alba's bestätigte vor Oraniens Adlerblicken jene

Ansicht von dem Zustand und den Gesinnungen der Niederländer, welche er sich aus den heimlichen Berichten seiner dortigen Freunde gebildet hatte. Wenn Oranien, dieser große Menschenkenner, noch außerdem Alba's Charakter ermaß, und die Ueberzeugung gewann, daß sich der stolze Spanier, im Wahne: jetzt seine Herrschaft gesichert zu haben, ohne Zweifel bald neue Maßregeln der Gewalt und des Uebermuthes gegen die Unterdrückten erlauben würde, sei es nun aus Antrieb der eigenen Herrschsucht, sei es, um dem Könige zu gefallen, oder sei es endlich, weil ihn die Leidenschaften seiner spanischen Umgebung dazu mit fortrissen, — so konnte Oranien aus dieser Berechnung keinen anderen Schluß ziehen, als den, daß Alba die Nation bald durch Verzweiflung reif machen würde, um Alles zu wagen, und daß mithin noch keineswegs jede Hoffnung verloren sei. Diese Ansicht sprach sich in einem, wahrscheinlich von Oraniens Freunde, Philipp Marnix von St. Aldegonde *) verfaßten Liede aus, welches um diese Zeit überall gesungen wurde und sich als ächtes Volkslied erhielt. Es ist das Lied, das (in hochdeutscher Uebertragung) mit den Reimen beginnt:

„Wilhelmus von Nassaue
Bin ich von deutschem Blut,
Dem Vaterland getreue
Bleib ich bis in den Tod;
Ein Prinze von Oranien
Bleib ich frei unverwehrt,
Den König von Hispanien
Hab ich allzeit geehrt.“

---

*) Brandt (historie der Reform.) hielt den Amsterdamer Dirk Volkertszoon Coornhert für den Autor.

Auf die Zeit der Entstehung dieses höchst charakteristischen Liedes weisen die Stellen darin hin:

„Graf Adolf ist geblieben
In Friesland in der Schlacht,“

und:

„Als ein Prinz aufgesessen
Mit meiner Heereskraft,
Von dem Tyrannen vermessen
Hab ich die Schlacht erhofft;
Der bei Maastricht begraben,
Befürchtet mein Gewält,
Meine Reiter sah man traben
Sehr muthig durch das Feld.“

„Euer Hirt, der soll nicht schlafen“ heißt es weiter in diesem Volksliede, und an einer früheren Stelle:

„Wer fromm begehrt zu leben,
Der bitt Gott Nacht und Tag,
Daß er mir Kraft woll' geben,
Daß ich euch helfen mag.“ *)

---

*) Wie schön ist die schlichte Frömmigkeit des Mannes, der die Hände nicht in den Schooß zu legen gewohnt ist, in der 6. Strophe ausgedrückt:

„Myn schilt ende betrouwen
Zyt ghy, o Godt, myn heer!
Op U soo wil ick bouwen,
Verlaet my nimmermeer;
Dat ick doch vroom magh blyven
U dienaer t' aller stondt,
De tyranny verdryven
Die myn herte doorwondt.“

Für jene Zeit der Reife nun sparte sich Oranien auf. Deßhalb wollte er sein Heer auch so lange in Frankreich erhalten, weil er den Augenblick der Entscheidung für nicht mehr sehr ferne hielt. Aber plötzlich erklärte ihm das Heer: „er habe es bloß gegen Alba und nicht gegen Frankreich geworben", es forderte seinen Sold und verlangte energisch, nach Deutschland zurückgebracht zu werden. Unwilligen Herzens mußte sich Oranien darein fügen. Er führte die Truppen durch Lothringen nach Straßburg, verkaufte sein Geschütz und Kriegsgeräth, bezahlte davon den Soldaten ihren rückständigen Sold, und behielt bloß 1200 Reiter in seinen Diensten. Mit diesen begab er sich im April des folgenden Jahres zum Pfalzgrafen von Zweibrücken, welcher Condé und den Hugenotten zu Hülfe zog. Oranien und seine Brüder, die Grafen Ludwig und Heinrich von Nassau folgten ihm. Bis in die Mitte des Jahres 1569 blieb er in Frankreich, und bei mancher kühnen Waffenthat ward der Name Oraniens und der Nassauer in hohen Ehren genannt. Nach dem Tode des Pfalzgrafen (11. Juni 1569) aber verließ der Prinz das Heer und Frankreich. Um vor den Nachstellungen seiner Feinde sicher zu sein, reiste er bloß mit 5 Personen, und zwar als Bauer verkleidet. So kam er glücklich nach Deutschland zurück, wo er sich einzig mit Plänen zur Befreiung der Niederlande beschäftigte.

---

und in der letzten Strophe:

„Voor Godt wil ick belyden
En zyne groote macht,
Dat ik tot geenen tyden
Den Koningh heb veracht;
Dan dat ick Godt den heere
Der hoogster majesteyt
Heb moeten obedieren
In der gerichtigheyt."

Voll stolzer Freude hatte Alba den Niederlanden seine glückliche Beendigung des Feldzuges angezeigt. Ebenso meldete er ihn dem König von Spanien und anderen Monarchen. Aber sein Stolz verlangte noch eine andere, mehr genügende Befriedigung. Er hielt einen feierlichen Triumpheinzug in Brüssel; allenthalben wurden auf seinen Befehl prachtvolle Umgänge gehalten; das Volk mußte seine Freude an den Tag legen, ob auch die Herzen bluteten. Papst Pius V. sandte ihm, dem glorreichen Vorfechter der römisch-katholischen Kirche, dem Vertilger der Ketzer, einen geweihten kostbaren Degen und einen geweihten, mit Edelsteinen besetzten Hut. Die Uebergabe dieses Geschenkes, welches ein Legat dem Herzog von Alba brachte, wurde durch religiösen Pomp und stattliche Ritterspiele gefeiert; auch das Volk, dessen Unterdrückung durch alle diese Feste prahlerisch zur Schau gestellt wurde, mischte seine Stimme in den Jubel der Spanier, aber auf seine eigene Weise, — ein derbes Pasquill, in welchem der Papst und Alba verhöhnt wurden, *) verkündigten an allen Straßenecken Brüssels den Grimm des Volkes. Aus dem bei Jemmingen eroberten Geschütze ließ der übermüthige Sieger durch Meister J a k o b J o n k e l i n k sein Standbild gießen, und, zu ewigem Gedächtniß wurde es in der

---

*) „Den Paus send Duc d'Alf een gulden swaert
Om de geusen te maken vervaert,
Ja om de bloedgierigen tyran
Daermede sou ombrengen wyf en man,
Die God vresen en dienen van herten fyn,
En om de religie dolen en in smerten syn,
Dees benedictie is tot Brussel gekomen
Van den helschen Vader, den Paus van Romen.
So send den Beul tot den Beul fenynig
Den rover tot den rover grynig,
En den dief totten dief syn schone gaven,
Om dat hy d'aerde met bloed soude laven (Bor V. B. F. 195.)

Citadelle von Antwerpen aufgestellt. Man sah hier den Herzog von Alba, in voller Rüstung, entblößten Hauptes, in der einen Hand den Kommandostab, die andere wie gegen Antwerpen hin ausgestreckt, auf einer am Boden liegenden zweiköpfigen und vierhändigen menschlichen Gestalt stehen, welche einen Bettelsack, woraus Schlangen hervorkrochen, am Halse, und in den Händen eine Brandfakel, einen zerbrochenen Hammer, ein Beil, und einen Beutel trug, und zu deren Füßen sich eine Maske befand. Diese geschmacklose allegorische Darstellung sollte die Unterdrückung der Ketzerei und des Aufstandes der Geusen und Bilderstürmer versinnlichen. Manche deuteten jedoch die beiden Köpfe anders, nämlich als die Häupter Egmonts und Hoorns, wieder Andere als die des Prinzen von Oranien und seines Bruders, des Grafen Ludwig, noch Andere legten sie als den Adel und das Volk der Niederlande aus. Der Herzog von Aerschot äußerte sich, als er mit Alba das Bild besah, gegen diesen, „die Häupter unter seinen Füßen würden sich wohl rächen, wenn sie sich einst wieder erheben sollten.“ Die pralerische Inschrift des Piedestales lautete: „Dem Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, Statthalter des Königs Philipp II. von Spanien in den Niederlanden, zu Ehren aufgerichtet, weil er den Aufstand unterdrückt, die Rebellen vertrieben, die Religion gesichert, die Gerechtigkeit gepflegt und den Provinzen dauernden Frieden errungen, — des besten Königs treuestem Diener.“ Unter der Statue stand der Name des Künstlers und die Bemerkung: „aus erobertem Erz.“ Die Basreliefs des Piedestales zeigten einen von Trophäen umgebenen Altar mit der Inschrift: „dem Gott unserer Väter,“ und die Morgenröthe, wie sie die Geschöpfe der Nacht vertreibt, (ein Wortspiel auf die Bedeutung des Namens Alba im Spanischen). Spanier und Niederländer waren über diesen Beweis eines grenzenlos eitlen Uebermuthes in gleichem

Grade erbittert, — die Ersteren aus Neid, die Letzteren aus Grimm über ihre Verhöhnung. Alba's geheimen Feinden am königlichen Hofe, besonders dem gewandten Ruy Gomez de Sylva, welcher einen großen Einfluß auf den Monarchen ausübte, und von jeher, als Freund friedlicher Maßregeln, mit Alba im Widerspruche gewesen, war das Standbild ein willkommener Anlaß, den Argwohn und die Eifersucht Philipps des Zweiten auf seinen „treuesten Diener" rege zu erhalten. Es ist eine kümmerliche, trostlose Entschädigung für das menschliche Gefühl, wenn es sich von dem Schauplatze, wo der Diener eines Gewaltherrschers seine Willkühr übt, zu demjenigen Orte hin wendet, wo dieser vor einem Höheren (d. h. einem Höheren auf Erden) verantwortlich dasteht, und wenn es dort statt der ewigen Gerechtigkeit bloß ein Labyrinth von höfischen Intriguen vor sich sieht. Doch das Vertrauen auf eine heilige Weltordnung, auf ein allwaltendes Sittengesetz lasse sich dadurch nicht beirren! Wenn wir unbeschränkte Machthaber, welche kaltblütig über das Schicksal von Tausenden gebieten, und ihre Diener, welche ruhig das Blut von Tausenden vergießen, in einem Wechselverhältniß von ewigem Mißtrauen und ewiger Besorgniß zu einander erblicken, Beides gleich armselig, — so vergessen wir nicht, welche tiefe Entwürdigung in dieser Armseligkeit, und welche Vergeltung in dieser Entwürdigung liegt. Wir sehen, möchte man sagen, die sogenannten Herrn der Erde schon von der Verwesung überschlichen werden, ehe Diese selbst es noch ahnen.

Beilagen.

I. Jugement du comte d'Egmont.

(Nach einem Manuſc. aus dem Antwerpner Archive.)

Veu par monseigneur le duc d'Alve, marquis de Coria, lieutenant gouverneur et capitaine général par le Roy et pays de pardecha, le procès criminel entre le procureur général de Sa Majesté demandant, allencontre l'admiral D'Egmont, prince de Gavre, conte D'Egmondt prisonnier deffendant,

Veu aussy les enquestes faicttes par ledit procureur général, tiltres et lettriaiges par icelluy exhibez, les confessions dudit prisonnier avecq et differents tiltres et lettraiges servies à sa descharge, veu pareillement les charges resultés dudit procès, D'avoir ledit Conte commis crime de lese Majesté et rebellion favorisant et estant complise de la ligue et conjuration abominable du prinche d'Orainge et quelques auttres seigneurs dudit pays de pardecha, ayant aussy ledit deffendeur favorisé et soustenu les genstilshommes confédérez du conpromis et les mauvays offices qu'il a eu en son gouvernement y estant envoyé par madame la duchesse de Palma lors regente et gouvernante desdits pays, pour remedier aux desordres et tumultes advenues audits lieux de son gouvernement allendroit de la conservation de notre sainte foy catholique, et de faire d'icelle avecq les sectaires seditieux et rebelles de la sainte Eglise apostolique Romayne de Sa Majesté, consideré en aultre tout ce que resulte dudit proces, Son Excellence le tout meurement déliberé avecq le conseil chez elle adjuge audit procureur général es

conclusions et declaire suyvant ce, ledit Conte avoir commis crime de lese Majesté et rebellion, Et comme telle debvoir exécuté par l'espée et la teste mise en lieu publique et hault, affin qu'el soit veue d'un chacun et demorera si longuement et jusques a tant que par sa dite Excellence autrement sera ordonné, exemplaire chastoy des delictes et commis par ledit conte d'Egmont perpetrez, commandant que personne ne soye osée de la oster soubz painne de dernier supplice et declairé tous et quelconques ses biens, meubles et immeubles, droitz et actions, fiefs et heritaiges, de quelque nature et qualité et la part où ils sont scituez et pouront estre trouvez, confisquiez au prouffyt de Sa Majesé;

Ainsy aresté et prononchié à Bruxelles le IIIIme de Juing MDLXVIII.

II. Lettre du Comte d'Egmont a Philippe II. quelques heures avant son execution. *)

(Antwerpner Archiv.)

Sire.

J'ay entendu ce matin la sentence qu'il a pleu a Votre Majesté fere decreter contre moy et combien que jamais mon intention n'a esté de riens traicter ny fere contre la persone ny le service de Votre Majesté ny contre notre vraye anchienne et catholicque Religion, Si est ce que je prens en patience ce qu'il plaict à mon bon

*) Schiller theilte diesen Brief in Uebersetzung mit.

Dieu de m'envoyer, Et si j'ai durant ces troubles conseillé ou permis de fere quelque chose qui semble aultre, ce ha esté toujours avecque une vraye et bonne intention au service de Dieu et de Votre Majesté et pour la necessité du temps. Parquoi je prie Votre Majestè me le pardonner et avoir pitié de ma paouvre femme et enffans et serviteurs, Vous souvenant de mes services passez, Et sur cest espoir m'en vois recommander à la misericorde de Dieu — De Bruxelles prest à morir ce V de Juing l'an 1568.

De Votre Majesté très humble
et leal vassal et serviteur
Lamoral Degmont.

Zweites Kapitel.

Alba wähnte denn jetzt, seine Autorität gehörig befestigt und gesichert zu haben. Der erste Gebrauch, welchen er davon machte, waren neue Verfolgungen aller Derjenigen, welche bei den vorigen Unruhen betheiligt zu sein schienen und welche man bisher vielleicht noch vergessen hatte. Nachdem nun vornämlich so viele Häupter von Edlen gefallen waren, kam jetzt die Reihe mehr an die reichen Kaufherrn und Handwerker, kurz an den dritten Stand, und immer deutlicher zeigte es sich, welchen großen Antheil die elende Absicht, Schätze zu erpressen, an den Urtheilen des Blutrathes hatte. Wie war es möglich, fragt man sich, daß der Statthalter eines Königs, welcher über die Goldgruben der neuen Welt zu gebieten hatte, und welcher wenn es galt, einen höchsten Zweck zu erreichen, mit denselben keineswegs geizte, daß der Statthalter eines solchen Königs sich genöthigt sehen konnte, den Scharfrichter zu seinem Münzmeister zu machen? Man würde Unrecht thun, der Habsucht Alba's allein alle Schuld beizumessen; die größere Hälfte derselben fällt auf die elenden Kreaturen zurück, welche unter der Ägide seiner Politik ihren niedrigsten Leidenschaften fröhnten. Aber das ist eben der Fluch jeder willkührlichen Herrschaft, daß eine solche stets mehr oder minder in eine Anarchie ausarten muß, wobei die Schlechtesten, welche die Stärksten geworden sind, durch ihren Egoismus das kunstreiche Gebäude von Berechnungen

ihres Gebietigers plump zerstören; und Dieser — das ist abermals der Fluch der Willkührherrschaft — Dieser, welcher ihnen sein Vertrauen schenkt, welcher sie in den Purpur seiner Macht einhüllt, welcher in allzugroßer Vorliebe für sie fast jeden Odemzug der Wahrheit, der sie etwa anklagen könnte, geradezu für ein Verbrechen erklärt, Dieser ahnet den Umsturz aller Dinge nicht, welcher sich schon leise unmerklich vorbereitet. Erkennt er ihn endlich, dann greift er plötzlich rathlos nach Mitteln der Verzweiflung und beschleunigt nur dadurch die Katastrophe, welche er aufhalten will. Soll man ihm diese moralische Blindheit nicht zurechnen dürfen? Wird er auf seinen eigenen Schultern nicht das ganze Gewicht jener Frevel tragen müssen, welche seine Kreaturen sich in seinem Namen erlauben durften? Alba fühlte etwas dergleichen, leise schauernd; er fühlte das Wehen eines fremdartigen Odems über sein ganzes Wesen hinziehen; eine Mahnung an seine eigene Verantwortlichkeit trieb ihn, hie und da eine seiner Kreaturen über die Willkühr, welche sie sich erlaubten, zur Rede zu stellen und durch ihre Bestrafung seiner eigenen und seines Gebieters Willkühr die Autorität der Gerechtigkeit wieder zu verschaffen.

Es ist wahr: die durchgreifenden militärischen Maßregeln, welche Alba zur sogenannten „Beruhigung" der Niederlande ergreifen zu müssen glaubte und — zum Theil in Folge der geheimen königlichen Instruktion — ergriff, die Erbauung der Citadellen, die Besoldung des verstärkten Heeres und der Spione und dergleichen hatten schwere Summen gekostet. Aber die bodenlose Habsucht jener Spanier, welche sich aus dem Blute der Niederländer bereicherten, hatte noch mehr verschlungen. Davon abgesehen, bedurfte Philipp II. selbst dringend Geld. Er befand sich in der größten Verlegenheit und man darf die Gründe derselben nicht in seiner Regierung allein suchen. Sein Vater

Karl V. hatte ihm diese Geldverlegenheit vererbt. Indessen hatte Karl V. gerade in den Niederlanden eine der wichtigsten Ressourcen für die Finanzen gehabt, und Philipp verstopfte sich durch seine ungeduldige Hast, durch sein zweckwidriges Drauflosstürmen, die Niederlande zu nivelliren, die wichtigste Finanzquelle. Man darf also nicht auf Alba's Schultern die Verblendung Philipps laden. Schwerlich würde Alba auf eigene Verantwortung das zu unternehmen gewagt haben, was er jetzt wirklich wagte. Sicher mußte er auch für seine neuen Finanzoperationen seine bestimmten Instruktionen haben, sonst wäre sein Haupt vor Philipp verfallen gewesen. Allerdings war jedoch Alba dabei selbstthätig. Er hatte sich überzeugt, daß die Mittel, die er früher ergriffen hatte, durch ihre Folgen das Land verarmt hatten. Die nächste Wirkung seiner Regierungsmaxime, des Schreckens, war die freiwillige Auswanderung der Wohlhabenden gewesen, welche die üblen Folgen der Verbannungen für das Land nur vermehrte.

Als Alba Anfangs fast ausschließlich gegen die Edlen gewüthet hatte, ging dadurch jedesmal nur ein bestimmtes, abgeschlossenes Vermögen auf einmal dem Lande verloren. Indem er aber jetzt anfing, sein System auch auf die Gewerbtreibenden auszudehnen, indem diese, flüchtend, ihren ganzen Gewerbfleiß mit sich nahmen und in fremde Länder brachten, gingen ihrer Heimath auch die lebendigen Zinsen des Kapitals verloren, welche für sich selbst das fruchtbarste Kapital und die Lebensbedingung des heimischen Wohlstandes ausmachten. Alba würde sich vielleicht wenig darum gekümmert haben, hätten die Resultate, welche ihn überraschten, nicht zugleich jene reizbaren geheimsten Fühlfäden seiner Wesenheit, nämlich die Lust am Despotismus, verletzt. Konnte er es ertragen, daß das Volk die Steuern — nach uralten Rechten — bloß als Bitten seines Monarchen

betrachtete, über deren Gewährung oder Nichtgewährung es mit Diesem unterhandelte? Und dünkte er sich selbst in den Niederlanden nicht so gut wie ein Monarch, konnte er dies nicht auch wirklich, nach der unbegränzten Vollmacht, welche ihm Philipp II. ertheilt hatte? Das bisherige Verhältniß mußte einem anderen weichen. So lange die Nation noch ein so wichtiges Fundamentalrecht besaß wie das der Steuerbewilligung durch ihre Repräsentanten, die Staaten, so lang blieb auch der Nerv ihrer Selbstständigkeit unangetastet; so lang war sie noch nicht ganz bezwungen, noch nicht ganz zum Spielball der spanischen Herrschaft geworden; so lang blieb alles bereits vergossene Blut fruchtlos. Alba beschloß deßhalb eine neue durchgreifende Maßregel, für welche er — konnte es anders sein? — das Muster und den Maßstab aus Spanien entlehnte. Diese neue Maßregel, welche er ergriff, verbarg hinter der materiellen Außenseite, welche sie zeigte, auch eine tiefer berechnete Absicht gegen den ganzen lebendigen Organismus der Nation; sie bezweckte ihre moralische Entkräftung. Aber gerade jene materielle Außenseite war es, welche das Volk zum Aeußersten trieb. Hierin liegt zum Glück für die Völker der Mißgriff der meisten Despoten. Indem Diese die Völker bloß wie eine Masse von beschränkten Köpfen verachten, glauben sie keinen Anstand nehmen zu dürfen, diese Masse an der nächsten besten Seite, welche ihnen gerade am gelegensten zur Hand, zu packen, und da greifen sie dann, noch plumper, als sie das Volk plump wähnen, statt nach der abstrakten Idee der Freiheit, nach den alten Gewohnheiten der Nation, nach den ersten Bedürfnissen des Lebens; da greifen sie in jenen Kreis, welchen jeder Einzelne in der Masse bisher als seine Welt betrachtete; sie reißen aus einer solchen kleinen Welt unbedacht das nächste Stück heraus, so daß diese ganz und gar zusammenfällt. Indem sie aber dies

thuen, eröffnen sie den Zustand der Nothwehr, und der gemeine Mann, der bisher den Edelsten seines Volkes blos mit stillverborgnem Schmerz, mit Thränen, vor denen er sich selbst fürchtet, dicht neben sich vor der Uebermacht schnöd erliegen sah, — dieser gemeine Mann erhebt sich plötzlich wie ein gereizter Löwe, und wendet sich gegen den stolzen Jäger. Die Verzweiflung gibt alsdann dem Unterdrückten übermenschliche Kräfte; wie ein Sturmwind zerreißt sie alle niederlastenden Wolken vor seinen Blicken. Er athmet plötzlich reinere Luft als bisher; kühn erblickt er die Gegenstände rings um sich in einem neuen Lichte, in einem ungeahnten Zusammenhange. Er selbst dünkt sich plötzlich ein ganz Andrer, ein Beßrer geworden zu sein; indem der fremde Egoismus tödtlich an seinen eigenen stieß, hat der Erstere diesen Letzteren abgestreift, und frei fliegt nun die entbundene, geadelte Seele dem Gemeingefühl, dem großen, heiligen Ganzen, dem Vaterlande zu.

Das Jahr 1569, in welchem Alba eine neue allgemeine Besteuerung für sämmtliche Provinzen der Niederlande ersann, bleibt ewig denkwürdig in ihrer Geschichte. Von dem Augenblicke an, als er diese Fessel schmiedete, rechnet ihre Freiheit, welche kühn auch die früheren Bande zerbrach. Von dem Augenblicke an, da er seine Hand an den Herd jedes Hauses legte, loderten die Flammen aller Herde auf dem gemeinsamen Altare des Vaterlandes zusammen. Das neue Besteuerungssystem, welches Alba in den Niederlanden einrichten wollte, beruhte auf folgenden Grundsätzen. Fürs Erste sollte von allen beweglichen und unbeweglichen Kapitalien ohne Unterschied ein Prozent, der sogenannte „hundertste Pfennig,“ ein für allemal dem Fiskus des Statthalters zufallen; sodann fünf Prozent beim Verkauf von allen unbeweglichen Gütern, der „20. Pfennig“, und endlich zehn Prozent beim jedes-

maligen Verkauf aller beweglichen Güter, der sogenannte „zehnte Pfennig;" unter dieser letzteren Benennung begriff man insgemein das ganze neue Besteuerungssystem Alba's überhaupt. Bevor er aber dasselbe zur Gesetzeskraft erhob und in solcher den Staaten verkündigte, theilte er es einigen Mitgliedern der drei Räthe, worunter auch dem Präsidenten Viglius, mit. Dieser früherhin nur allzunachsichtig gewesene Greis erhob sich, als er das Verderbliche der neuen Pläne durchschaute, in frischer Jugendkraft, und wies dem Gewalthaber furchtlos und treulich alle jene gränzenlosen Nachtheile nach, welche die Einführung des „zehnten Pfennigs" für Land und Volk nothwendig nach sich ziehen würde. Man führte dem Herzog den Umstand vors Gedächtniß, daß selbst Kaiser Karl V., bei einer ähnlichen Absicht, es für gerathen gehalten habe, den Staaten nachzugeben, welche ihm ihre Zustimmung zu einer für das Land so verderblichen Auflage standhaft verweigerten. Man stellte ihm noch insbesondere die Gehäßigkeit der Erhebung von zehn Prozent beim jedesmaligen Verkauf beweglicher Güter vor, und wie dadurch die Preise der Waaren bis ins Unerschwingliche steigen müßten. Alba hielt allen Vernunftgründen den Scheingrund entgegen, daß durch den „zehnten Pfennig" alle Ungleichheit in der Besteuerung der verschiedenen Provinzen aufgehoben würde, worüber Diese ja bisher Klage geführt hätten. Auch ließ er sich über seine anderweitigen Motive zur Einführung des zehnten Pfennigs also vernehmen: „Durch beständiges Verlangen von Geldbeiträgen leide das königliche Ansehen, umsomehr, da die Staaten oft sich weigerten, solche Bitten" (Beden) zu genehmigen oder sie nur gegen Zugeständnisse ungemein wichtiger Privilegien bewilligten; deßhalb müsse man den König von der Last solcher wiederholter „Bitten" durch die Einführung einer ständigen Auflage entheben. Sodann

koste die Erbauung und Unterhaltung der neuen Festungen viel Geld; ferner beschwere der zehnte Pfennig vornämlich bloß die Kaufleute und Gewerbtreibenden, wogegen Landvolk, Adel und Geistlichkeit wenig dadurch gedrückt würden. Würde man den zehnten Pfennig bewilligen, so wolle er die Abgaben auf Lebensmittel aufheben. Eine ähnliche Besteuerung des inneren Handels bestehe auch in Spanien, nämlich die Alcavala. Diese Letztere betraf nicht blos den Verkauf (von zehn Maravedis des Kaufpreises erhielt der König einen), sondern auch den Tausch. Sie war keineswegs beliebt, sondern bloß eine reiche Quelle von Immoralität. Uebrigens paßte nicht Alles, was sich vielleicht für Spanien eignen konnte, für die Niederlande; die Lebensprinzipe beider Nationen waren allzuverschieden. Und mußte dann ein System, welches schon eine Nation, bei der der Handel bloß Nebensache war, wie bei den Spaniern, erbitterte, eine andere, die niederländische, die auf diesen hauptsächlich angewiesen war, nicht in Grund und Boden hinein ruiniren? Selbst der beschränkteste Kopf in den Niederlanden war darüber im Klaren. Die Mitglieder der drei Räthe entkräfteten alle Scheingründe Alba's durch treffende Bemerkungen; doch Alba achtete nicht darauf; er hatte beschlossen, sein System um jeden Preis durchzuführen.

Am 20. März 1569 berief er die Staaten der sogenannten „alten" (angeerbten) Provinzen nach Brüssel und eröffnete ihnen seine Forderung des hundertsten, des zwanzigsten und des zehnten Pfennigs, wovon die beiden Letzteren die bisherigen jährlichen „Bitten" ersetzen sollten; er fügte jedoch die mildernde Ausnahme hinzu, daß fremde Kaufleute, welche ihre Waaren auf niederländische Märkte brächten, für den ersten Verkauf vom zehnten Pfennig frei sein sollten. Die Staaten waren durch diese Mittheilung im höchsten Grade bestürzt und bemerkten, daß sie

es für unmöglich hielten, die Eintreibung des 10. und des 20. Pfennigs zu bewerkstelligen; sie bewilligteu ihm jedoch den hundertsten Pfennig, für welchen sich übrigens mehre Provinzen lieber durch Auszahlung einer runden Summe abfinden wollten. Um so energischer weigerten sie sich dagegen, den zehnten Pfennig zu bewilligen. In Holland verstanden sich der Adel und die einzige Stadt Dordrecht, wiewohl nach einiger Zögerung, dazu; die übrigen fünf Städte Hollands wollten statt des zehnten Pfennigs lieber noch zwei Jahre lang den hundertsten beisteuern. Durch ernste Drohungen erzwang Alba endlich ihre Zustimmung; doch Amsterdam ließ in der Urkunde ausdrücklich bemerken: „es bewillige, weil es überstimmt worden sei.“ Utrecht beharrte fortwährend standhaft auf seiner Weigerung und bot Alba zuerst 72,000, dann 100,000 Gulden als runde Abfindungssumme an. Alba war damit nicht zufrieden, als aber die Staaten von Utrecht von ihrer Präsentation nicht abgingen, beschloß er, über den Widerspruch erzürnt, mit Gewalt durchzugreifen.

Bald zeigten sich jedoch auch in jenen Provinzen, deren Staaten den zehnten Pfennig bewilligt hatten, die unübersteiglichen Schwierigkeiten, welche dessen Erhebung entgegenstanden, so daß sich Alba endlich zu dem Auskunftsmittel entschloß, sich für den zehnten Pfennig durch eine runde Summe abfinden zu lassen. Er verlangte jährlich zwei Millionen Gulden, und zwar für eine Frist von sieben Jahren, von den sämmtlichen Niederlanden, und außerdem die Entrichtung des hundertsten Pfennigs für unvorherzusehende Nothdurft: So schwankt er zwischen Nachgiebigkeit, um durch augenblickliches Drängen nicht Alles aufs Spiel zu setzen, und zwischen seinem angeborenen Trotz, welchen der Mißmuth noch mehr stachelt. Seine Bedenklichkeit entspringt vielleicht weniger aus Besorgniß als aus Politik, die ihn bestimmt, die

beigefügte Forderung des hundertsten Pfennigs zurückzunehmen. Gleichwohl verräth diese Politik des Mannes, dessen Schritte Tausende von Menschenleben auf dem Wege zu einem bestimmten Ziele nicht aufzuhalten vermochten, einer Nation, die ihn aufs Tiefste haßt und verabscheut, daß Geheimniß seiner ersten Schwäche. Sie durchschaut seinen ohnmächtigen Grimm, den er so gerne mit finsterem Trotz verhüllen möchte, — den Grimm darüber, daß sein despotischer Wille vor einer Gränze steht, welche er schwerlich überschreiten kann. Diese erste Schwäche des Machthabers beim ersten Widerstand eines Gesammtwillens muß der moralischen Stärke der Nation zu gute kommen; das Beispiel einer Provinz muß das Bewußtsein der anderen vom Schlummer erwecken. Alba hatte außer jener Gesammtsumme von zwei Millionen für alle Niederlande, von den Staaten Hollands noch insbesondere 270,000 Gulden jährlich und zwar für die Frist von sechs Jahren, sowie einen zweiten hundertsten Pfennig gefordert. Die Staaten von Holland hatten keine Lust zu dieser letzten Bedingung und befürchteten außerdem, daß Alba nach Ablauf jener sechsjährigen Frist dennoch mit der Forderung des zehnten Pfennigs wieder hervortreten möchte; sie lehnten daher vorerst jenen Antrag ab; Alba seinerseits ließ die ganze Sache, die ihm so sehr am Herzen lag, vor der Hand für einige Zeit auf sich beruhen, um sie im geeigneten Augenblicke mit um so größerem Nachdruck wieder betreiben zu können.

Die Stimmung des Volkes war damals allerdings im hohen Grade bedenklich. Der Haß desselben brach aus der verborgenen Stille der Herzen hervor; denn Gewohnheit hatte die Macht des Schreckens verwischt, und Verzweiflung konnte sie verspotten; wozu sollte der Unschuldige wohl auch ferner die Zunge hüten, wenn schon die freie Gesinnung bestraft wurde, so wie man sie

bei irgend jemand voraussetzte? Vergeblich besoldete Alba seine sogenannten „Sieben-Stüber-Leute," — arme Schelme von Spionen, die, für einen Taglohn von sieben Stübern, ihm alles berichten mußten, was man im Volke über ihn sprach. Alba war bei dieser geheimen Polizei jedenfalls schlechter bedient, als der Prinz von Oranien, welcher ihn von Deutschland aus beobachtete, durch seine geheime Korrespondenz mit den Freunden der Freiheit in den Niederlanden; und alle jene „Sieben-Stüber-Leute" vermochten den Unwillen des Volkes ebensowenig zum Schweigen zu bringen als die spanischen Soldaten. *) Jetzt

*) Ein charakteristisches Volkslied aus jener Zeit hat uns Bor (V. Buch. Fol. 208) aufbewahrt.

„Nach der Weise: Ryk God hoe is myn Boel dus wilt".

1) Helpt nu u selfs soo helpt u Godt
Uit der tyrannen bandt en slot,
Benaude Nederlanden;
Ghy draegt den bast al om u strot,
Rept flucx u vroome handen.

2) Die Spaensche hoogmoet vals en boos
Sant u een Beudel Goddeloos,
Om u Godloos te maecken:
Gods woort rooft hy deur menschen gloos
En wilt u 't gelt ontschaecken.

3) So neemt hy elk syn hoogste goed
Die 't woord der zielen voedsel soet
Om draf niet willen sterven:
Bekopent met haer rode bloede
Of moeten naekt gaen swerven.

4) Maer die syn hert op Mammon stelt,
Moet ook entberen 't lieve geld,
Syn God sijn vleesch betrouwen,
Hy eischt den tienden met geweld,
Die 't geeft sal niet behouwen.

holte das Volk nach, was es bei den Hinrichtungen, Verbannungen und Gütereinziehungen vernachläßigt hatte; alle seine Verwünschungen, so wie jedes Aufflackern seines Bewußtseins und seiner Thatkraft fanden in dem „zehnten Pfennig" ihren gemeinsamen Brennpunkt.

Nicht ohne großen Einfluß auf die Steigerung des Volkshaßes gegen Alba und den lauten Ausbruch der Stimmung war die feindselige Stellung, welche Alba und die Königin Elisabeth von England jetzt gegeneinander eingenommen hatten. Diese Letztere sah sich durch die Vergrößerungspläne Philipps II., welche im

---

5) Want geeft men Duc van tienen een,
Daer blyft ten laetsten een of geen,
Wol mag den Herder stillen:
Dees Wolfs is met Wol noch Melk tevreen,,
Hy wil de Schaepkens villen.

6) Syn Buik is onversadelyk
Bloed en gelddorstig stadelyk,
Als die met wreden moede
't slands geld verquist verradelyk
Aen Coninklyken bloede,

7) Verdient dan sulk u huirlink fel
Den tienden penning niet seer wel
Om 't Neerland te schinden?
Geeft gy hem die so mackt gy snel
Den band, om u te binden.

8) O Neerland gy syt belaen
Dood en leven voor u staen,
Dient den tyran van Spangien,
Of volgt, om hem te wederstaen,
Den Prince van Orangien,

9) Helpt desen Prins, die voor u stryt:
Of helpt den Wolf, die u verbyt,
Weest niet meer Neutralisten;
Verbyt den tyran, 't is nu den tyd,
Met al syn tyrannisten.

innigsten Zusammenhange mit seiner Devotion gegen den römischen Stuhl standen, darauf hingewiesen, Spanien mit wachsamen Augen zu beobachten, und, wenn sie auch einen offenen Ausbruch des Krieges gegen diese Macht zu vermeiden suchte, so wies sie doch keine Gelegenheit von der Hand, die sich ihr darbot, um dem König von Spanien zu schaden. Eine solche Gelegenheit war es, als Philipp bei genuesischen Kaufleuten ein bedeutendes Anlehen gemacht hatte, und die Schiffe, welche dem Herzog von Alba das Geld nach Antwerpen bringen sollten, durch französische Kaper verfolgt, genöthigt gewesen waren, in englische Häfen einzulaufen. Da legte nun Elisabeth Beschlag auf jenes Geld, indem sie erklärte, es sei ja nicht das Eigenthum des Königs von Spanien, sondern italienischer Kaufleute, die es ausleihen wollten, und da sie eben Kapitalien bedürfe, so wolle sie die Gelder aus Genua als Darlehen in Empfang nehmen und den Eigenthümern größere Zinsen geben als Philipp. Alba faßte jedoch die Sache von einem anderen Gesichtspunkte auf. Er betrachtete das Verfahren der Königin von England als eine Feindseligkeit gegen die Krone Spanien, legte Beschlag auf alle englischen Güter in den Niederlanden und verbot die Einfuhr der englischen Wollenstoffe. Diese seine Maßregel hatte ein Embargo auf die niederländischen Güter in England zur nächsten Folge und zur weiteren nicht bloß das Stocken des Handels zwischen England und den Niederlanden, sondern auch eine Verlegung des englischen Handels aus den Letzteren nach Hamburg. Erst im Jahre 1573 wurde diese Irrung geschlichtet.

Inzwischen hatte O r a n i e n in Deutschland die Rettung der Niederlande von der spanischen Tyrannei in keinem Augenblick außer Betracht gelassen und alle geflüchteten Niederländer erwarteten von seinem Herzen die Rettung, von seinem Geiste den Plan dazu und von seinem Munde die Losung. Eine Rettung

war nicht möglich ohne Angriff; aber wo zeigte sich ein Punkt, von welchem aus Alba, dessen militärische Macht über alle Niederlande fest und sicher ausgebreitet lag, mit auch nur einiger Hoffnung glücklichen Erfolges anzugreifen war? Wenn abermals ein Unternehmen gegen ihn mißglückte, so konnte, nach aller Wahrscheinlichkeit, der Muth der Niederländer nur sinken, statt sich aufzurichten, und mit dem Muth ging so leicht auch die Hoffnung verloren.

Die See, diese natürliche Verbündete der Niederlande, welche dem Volke den Handel, die Bedingung seines Wohlstandes, zuführte, — sollte sie ihm nicht auch die Bedingung seines Lebens, die Freiheit, erhalten können? Schon hatte die See vielen flüchtigen Edlen und Kaufleuten ein Asyl vor Alba's Verfolgungen gegönnt. Vogelfrei auf dem festen Lande, hatten diese Flüchtlinge jetzt das rastlos bewegte Element zur Heimath; schlechte Fahrzeuge waren ihre Häuser und Paläste; die Rache saß am Steuer und die Verzweiflung schwellte die Segel. Stürme und Gefahren hatten ihre Sehnen und Herzen abgehärtet, ihre Sehkraft und List geschärft; trotzig blickten sie von den Mastkörben ihrer Vliebote weit hinaus auf das unermeßliche Reich der Wogen, dessen Könige sie sich dünkten, und jedes Fahrzeug das ihnen begegnete, gleichviel welche Flagge es trug, betrachteten sie als ihre Beute. Sie mußten Piraten sein, um das nackte Leben zu fristen. Man nannte sie die Meergeusen, und immer stärker wurde ihre Zahl, je eifriger Alba seine Verfolgungen fortsetzte. Bald wimmelte das Meer von ihren raschen Fahrzeugen. Auf diese weit und breit gefürchteten Meergeusen warf nun der Prinz von Oranien sein Augenmerk, und zwar, wie man sagt, nach dem Rathe seines Freundes, des Admirals Coligny in Frankreich. Er beschloß, die Freibeuter zu vereinigen, ihr wildes Gewerbe unter eine gesetzliche Ordnung

zu stellen, und die rohen Kräfte für einen höheren Zweck, zur Befreiung des Vaterlandes, zu benutzen. Zu diesem Ende ließ er verschiedene Kriegsschiffe ausrüsten und stellte den Meergeusen Bestallungsbriefe aus, mit ausdrücklicher Verwahrung jedoch, „daß sie die Städte und Bewohner des deutschen Reiches, Englands, Dänemarks, Schwedens und Frankreichs, sowie alle Anderen, welche dem Worte Gottes und ihm (dem Prinzen) zugethan seien, auf keinerlei Weise angreifen und beschädigen sollten." Man hat die Frage aufgeworfen: kraft welcher Berechtigung durfte Oranien solche Kaperbriefe ausstellen? Man hat verschiedene Gründe dafür und dagegen vorgebracht. Aber in solchen Epochen, wo Leben und Tod einer Nation auf dem Spiele steht und kein geschriebenes Recht von ihrem Unterdrücker mehr beachtet wird, in solchen Epochen darf der Edle, der ihr sein Herz bis zu dessen letztem Schlage geweiht hat, das ungeschriebene Recht fragen, das frisch und warm in seinem Herzen lebt. Oranien suchte die neue Seemacht rasch zu organisiren. Er bestellte den Junker Adrian van Bergen, Herrn von Dolhain, zu seinem Unteradmiral und Generallieutenant, und viele verwegene Männer sowohl von adelicher als von bürgerlicher Abkunft zu Kapitänen; so den Junker Lanzelot von Brederode, (einen Halbbruder Heinrichs von Brederode) den Junker Albrecht von Egmont, den Junker Ludwig van Bergen, (Adrians Bruder) sodann Adrian Menning, Jan Brock, Barthel Entes von Mentheda, Wilhelm von Imbyze, Nikolaus Ruikhaver, Dirk von Bremen, Dirk Duivel, Jan van Troye und mehre andere.

Im September 1569 ging die Flotte dieser Meergeusen von England aus zur See. Ihre Unterkunft fand sie theils in englischen Häfen, theils zu Rochelle, welches die Hugenotten inne hatten, theils in der Elbe und Ems. Sie wagten sich selbst in's Vlie und in die Zuidersee, und machten das Meer

bald noch unsicherer als vorher. Die Küsten Frieslands und Amelands büßten ihre Beutelust, und manche Ausschweifungen wurden begangen, welche der Prinz mit großem Mißfallen vernahm. Die rohe Gewalt, die er zu einem reinen und höheren Zwecke zu verwenden und zu läutern gehofft hatte, spottete noch der strengen Zügel des Gesetzes. Die kühnste Waffenthat der Meergeusen war das Wegnehmen zweier Flotten von 46 Segeln, welche längs des Vlie nach Amsterdam steuerten. Hierauf belagerte Dolhain die Schanze Delfzyl, aber vergeblich, denn der spanische Statthalter von Gröningen, Kaspar Robles, Herr von Billy, zwang ihn zum Abzug. Man betrachtete die Meergeusen im Allgemeinen noch immer als Piraten, ungeachtet der Bestallungsbriefe des Prinzen, und ihr wildes Treiben gegen Freunde wie gegen Feinde rechtfertigte diese Annahme; der tapfere Jan Broek, welchen die Hamburger gefangen genommen hatten, wurde in Hamburg als Seeräuber hingerichtet.

Bald überzeugte sich auch Oranien, daß er energische Maßregeln gegen die Meergeusen ergreifen müsse, wenn er nicht zusehen wollte, daß sie seinen Plan vereitelten, statt denselben zu fördern. Der Admiral Dolhain hatte sich geweigert, ihm Rechnung von der gemachten Beute abzulegen; da ließ ihn Oranien verhaften und nahm ihm, als er ihn nach einiger Zeit wieder frei gab, die Würde eines Unteradmirals ab. Statt Dolhain's stellte Oranien später Gilain von Fiennes, Herrn von Lumbres, zum Oberbefehlshaber der ganzen Flotte an. Zu gleicher Zeit unterhielt er seine geheimen Verbindungen mit den Niederlanden eifriger und behutsamer als je, sowohl um dort Geldunterstützung zu künftigen größeren Unternehmungen zu gewinnen, als auch um die eine oder andre Stadt in seine Gewalt zu bringen; aber verschiedene Anschläge, — so auf Vließingen, Enkhuizen, Dordrecht, Briel, Delft, Rotterdam und Deventer —

mißglückten. Ebenso vergeblich waren leider die Bemühungen mehrer geflüchteter niederländischer Edlen und der protestantischen deutschen Fürsten auf dem Reichstag zu Speier (1570), um die Vermittlung des Kaisers bei Philipp II für die Niederlande zu erlangen; — Alba's Gesandte wußten es dahin zu bringen, daß es auch bei jenem Reichstag zu keinem Beschluße kam; wozu der Umstand wesentlich beitrug, daß sich Philipp, nach dem Tode seiner Gemahlin Isabella von Frankreich, damals gerade mit Maximilians II. Tochter Anna zu vermälen beabsichtigte. Inzwischen verlor Oranien, dieser klare Geist, mitten unter allen Stürmen der Leidenschaften, welche rings um ihn tobten, seinen großen Plan nicht aus dem Auge. Ruhig hielt er alle Fäden in den Händen und mit stiller Freude sah er zu, wie Alba die seinigen durch Ungestüm immer mehr verwirrte.

Alba hatte mittlerweile die Besteuerungsangelegenheit wieder aufgegriffen, und versuchte es mit Gewalt, sie rasch zum erwünschten Ende zu bringen. Zwar hatten sich die Staaten von Holland endlich entschlossen, zur Abfindung statt des zehnten und des zwanzigsten Pfennigs sechs Jahre lang die jährliche Summe von 270,000 Gulden aufzubringen. Aber Utrecht beharrte noch immer mit der größten Standhaftigkeit auf der Weigerung. Einen besonderen Antheil daran hatte die hier reichbegüterte Geistlichkeit, welche sich auf die päpstlichen Privilegien für geistliche Güter und vornämlich auf die berühmte Bulle: „in coena domini“ berief, in welcher die Exkommunikation über alle Diejenigen verhängt wurde, die ohne päpstliche Erlaubniß zur Besteuerung geistlicher Güter ihre Zustimmung ertheilen oder solche Steuern in Empfang nehmen. Von dieser Bulle hatte man kürzlich einen Abdruck veranstaltet, was den Herzog von Alba, der den Inhalt derselben nur auf die Feinde der katholischen Kirche, nicht aber auf ihre Vertheidiger, wofür er

sich hielt, ausgedehnt wissen wollte, nicht wenig verdroß. Da er nun erfuhr, daß der Druck mit Erlaubniß des geheimen Rathes geschehen war, so ergoß sich sein Zorn über diesen und insbesondere über den Geheimschreiber de la Torre, welcher die Druckerlaubniß unterzeichnet hatte. Er suspendirte den Letzteren für Jahresfrist von seinem Amte. Am 21. August 1569 legte er eine spanische Besatzung von 10 Fähnlein nach Utrecht, welche der Stadt wöchentlich ungefähr 2400 Gulden abpreßte und nicht bloß die Bürgerschaft sondern auch gerade die Geistlichkeit durch ihren Uebermuth den Zorn des Gewalthabers fühlen ließ. So zerstörte Alba selbst, auch vor den Blicken der Römisch-Katholischen, den religiösen Nimbus, in welchen sich die Tyrannei bis jetzt gehüllt hatte. Diese machte sich überdem auch auf andere Weise unerträglich. Alba ließ die Staaten von Utrecht, deren Standhaftigkeit seinen Zorn um so ärger reizte, je mehr er den Einfluß dieses Beispiels auf die übrigen Provinzen befürchtete, im Dezember 1569 vor den Rath der Unruhen laden, wo sie sich über frühere Vergehen vom Jahre 1566 und namentlich darüber verantworten sollten, daß „sie sich damals der Ketzerei und den umsichgreifenden Unruhen nicht kräftig genug widersetzt hätten!“ Sie erwiederten auf diese wunderliche Beschuldigung: „Die Beschwichtigung der Unruhen sei ja nicht ihre Sache, sondern die des Königs oder seines Statthalters“; übrigens erklärten sie rund heraus: „Nach Brauch und Herkommen bedürfe es zu ihrer Versammlung einer besonderen Berufung, und auch dann bloß für Finanzangelegenheiten.“ Kurz, die Staaten von Utrecht im Allgemeinen und die Geistlichkeit insbesondere vertheidigten sich so schlagend und bestimmt, daß dem Herzog von Alba nach einem weitläuftigen Schriftenwechsel bloß noch ein Gewaltschritt übrig blieb. Er that ihn im Juli 1570, indem er jenen Staaten das Recht, sich zu versam-

meln, entzog, und indem er der Provinz ihre Privilegien nahm. Wiewohl er endlich den sogenannten „neuen Niederlanden“ (d. i. jenen Provinzen, welche erst unter Karl V. mit den übrigen vereinigt worden waren,) erlaubte, sich von dem lästigen zehnten Pfennig durch runde Summen loszukaufen, so schlug er dies Recht der Provinz Utrecht, welche gleichfalls zu jenen gehörte, zürnend ab, obschon sie ihr letztes Angebot bis auf 180,000 Gulden erhöhte, um nur von der spanischen Besatzung erlöset zu werden.

Schon im Mai 1570 hatte er ein scharfes Censurmandat erlassen, dessen zahlreiche Artikel, mit der größten Sorgfalt unterschieden und hervor gehoben, dem Leser dieses Aktenstückes den vollständigen Eindruck einer in Reih und Glied gestellten Häscherbande machen.

In demselben Monat suchte Alba durch einen nach seiner Weise wohlberechneten Akt des Schreckens auf die Volksstimmung zu wirken. — Schon am 16. November 1569 hatte der König in Madrit eine allgemeine Amnestie für die Niederlande erlassen. Sie lautete freilich wie Hohn, wenn man alle in der Begnadigung vorgesehenen Ausnahmen überblickte. Der erste Entwurf, welchen Viglius ausgearbeitet hatte, war bei weitem umfassender gewesen; erst in der Revision wurden die vielen Beschränkungen beigefügt und mit Recht befürchtete nun Viglius, daß, nachdem man sich von der Gnade des Königs große Erwartungen gemacht hätte, jetzt die Enttäuschung nur einen sehr üblen Eindruck hervorbringen könnte. Streng ausgeschlossen von der Verzeihung des Königs waren nämlich unter andern alle protestantischen Priester, Lehrer und Kirchenbeamten, ausgeschlossen alle Laien, welche solche beherbergt hatten, — ausgeschlossen ferner Alle, welche die Waffen ergriffen oder sich Geldsammlungen zu vaterländischen Zwecken unter-

zogen, so wie Alle, welche zu den Sammlungen beigesteuert hatten; ausgeschlossen waren sodann Alle, welche sich an katholischen Geistlichen oder an Kirchengütern vergangen hatten, ausgeschlossen endlich Alle, welche das verhängnißvolle Kompromiß unterzeichnet hatten, und alle Magistratspersonen, Festungskommandanten und Offiziere, welche beim Aufstand betheiligt gewesen waren. Kurz, zog man sämmtliche Ausnahmen ab, so blieb nur ein sehr geringer Rest von Gnade; und überdieß mußten die Ausgewanderten noch bedenken, daß sie sich, wenn sie in ihre Heimath zurückkehrten, noch immer unter der Herrschaft eines Alba befinden würden! Es war eine Gnade nach spanischem Maßstab, eine Gnade, die aus der dumpfen Kerkerluft der Inquisition herüberwehte. Aber, daß Philipp II. überhaupt daran denken konnte, eine, wenn auch nur solche Gnade einer Nation zukommen zu lassen, in welcher, wie man sich erinnern wird, nach der früheren Ansicht auch die friedliche Hälfte doch deßhalb schuldig war, weil sie die andere nicht unterdrückt hatte, — das war allerdings eine beachtenswerthe Erscheinung, aus welcher sich der nicht unrichtige Schluß ziehen ließ, daß sich Philipp II. von der erfolglosen Zweckwidrigkeit der Verwaltung Alba's zu überzeugen anfing. Alba zögerte geflissentlich lange mit der Veröffentlichung jener Amnestie. Er wollte noch vorher einerseits durch seine Konsequenz in der Utrechter Angelegenheit seine Autorität an den Tag legen und andererseits die Wirkung des sogenannten Generalpardons durch eine demselben unmittelbar vorhergehende strenge Maßregel erhöhen, wie man sie von ihm gewohnt war, und wozu ihm in der vornehmlichsten von jenen Ausnahmen auch allerdings die Ermächtigung zustand. Er ließ am 10. Mai 1570 vier reformirten Predigern, welche man im Jahre 1567 im Haag gefangen genommen hatte, und unter welchen sich ein

Greis von 70 Jahren befand, den Prozeß machen. Da sie standhaft bei ihrer Konfession beharrten, so wurden sie verurtheilt und, nachdem man sie feierlich entweiht hatte, zum Tode geführt. Starkmuthig ermahnten sie auf dem letzten Gange das Volk; einem von ihnen, dem Pastor Adrian Jansson, nahten Vater und Schwester und riefen ihm zu: „Ringe muthig, um die Krone des ewigen Lebens zu erlangen.“ Alle vier wurden erdrosselt und dann verbrannt. — Es lag in der Natur der erwähnten Amnestie, daß sowohl diese selbst, (welche Alba zu Antwerpen mit großem Pomp unter freiem Himmel vor dem Rathhause, — von einem prachtvollen Throne herab, — verkündigte, den geweihten Hut auf dem Haupte, den geweihten Degen an der Seite,) als auch Alba's Absicht, nämlich: die Wirkung der Amnestie durch den ihr vorhergegangenen Schrecken zu erhöhen, gänzlich erfolglos bleiben mußten. Ueberhaupt mochte auch Alba selbst immer mehr einsehen, daß sein ganzes Wirken ein fruchtloses sei, obgleich um so viel tausend Herzen in den Niederlanden weniger schlugen. Eine verdiente tiefe Demüthigung für seinen Stolz!

Diese vollständig zu machen, mußte er, der vielerprobte Feldherr, der seine ganze Kraft in der Gewalt und diese wieder in der Kraft seines Heeres fand, inne werden, daß der schlimme Geist der Meuterei in dem Letzteren einzugreifen begann. Die deutsche Besatzung zu Valenciennes, welche einige Monate keinen Sold erhalten hatte, bemächtigte sich ihres Befehlshabers, des Grafen von Lodogna, so wie einiger Hauptleute und warf sie ins Gefängniß. Alba sandte den Meutern einiges Geld, und versprach ihnen Verzeihung. Hierauf entbot er sie nach Antwerpen, ließ sie dort umringen, und als er sie in seiner Gewalt hatte, die Anstifter theils enthaupten, theils hängen.

Alba empfand das Unangenehme seiner Stellung in den

Niederlanden und es scheint keine Verstellung gewesen zu sein, wenn der alte Kriegsmann eine schickliche Gelegenheit ergriff, um den König zu bitten, ihn aus dem bisherigen Wirkungskreise in einen geeigneteren zu versetzen. Eine solche schickliche Gelegenheit bot sich ihm dar, als im Sommer 1570 die Prinzessin Anna, Kaiser Maximilians II. Tochter und Philipps II. Braut, durch die Niederlande nach Spanien reiste. Sie dahin zu begleiten, schien Alba die ehrenvollste Art seines Abganges aus den Niederlanden, und er bat auch wirklich den König darum. Philipp war nicht abgeneigt, ihm die Bitte zu gewähren; er mochte wohl anfangen einzusehen, daß sein Centralisationssystem in den Niederlanden unausführbar sei und daß er, wie die Sachen jetzt gediehen waren, mehr darauf sehen müsse, das königliche Ansehen unter den früheren Bedingungen zu erhalten, als die königliche Gewalt unbedingt zu erweitern. Indessen scheint in Alba's Gemüth die flüchtige Aufwallung seines Unmuths, die ihn bestimmte, um seine Dimission zu bitten, bald wieder durch einen starren Trotz oder durch die stolze Zuversicht, dennoch durchzugreifen, verdrängt worden zu sein; wenigstens blieb er noch vor der Hand in den Niederlanden.

Die Festlichkeiten, welche während des Aufenthalts der Prinzessin Anna in den Niederlanden (vom August bis zum 25. September 1570) stattfanden, erhielten gar bald ein trauriges Nachspiel. Am Allerheiligentage treibt ein Sturm aus Nordwesten, wie man seit vielen Menschenaltern von keinem gleichen gehört hatte, das Meer über die nördlichen Küsten, besonders Frieslands herein. Kein Damm oder Deich, keine Schleuße vermag die hochgeschwollenen Wogen zurückzuhalten. In den Straßen der Städte wälzen sie sich brausend und schäumend mit mächtigen Schlägen dahin, sie steigen in den Kirchen.

Wie leichte Fischerkähne treiben die Hütten der Strandbewohner umher. Weithin ist kein Land zu erblicken. Todtenbleiche Menschen klammern sich, halb erstarrt, mit dem letzten Hauch noch Gottes Erbarmen anrufend, an die Gipfel der Bäume, und der wüthende Sturm zerzaust ihr Haar; Tausende hat die Fluth schon verschlungen, und mit Grausen sehen Diejenigen, welche auf Dächern oder Wipfeln kauern, während die Wellen schon zu ihren Sohlen heranrauschen, die herbeigetriebenen Leichen; kaum sehen sie die rettenden Kähne. Zwanzigtausend Menschenleben wurden allein in Friesland und Gröningen gerechnet, welche das Meer verschlang. Und der Fanatismus konnte in dem Umstand, daß das Unglück sich gerade am Allerheiligentage ereignet hatte, dem Himmel eine Rache für den Bildersturm nachrechnen, für die Verhöhnung der Heiligen in ihren Bildnissen! In dieser entsetzlichen Noth zeichnete sich der spanische Statthalter zu Gröningen, Robles von Billy, ein geborner Portugiese, als thätiger und besonnener Menschenfreund auf das Rühmlichste aus. „Rettet!" rief er seinen Soldaten zu, welche in den Niederländern eigentlich blos Feinde zu betrachten gewohnt waren; er selbst war in diesem schönen Kampfe für die Menschen gegen die Elemente ebenso der Erste, wie in der Schlacht mit dem Degen in der Faust. Auch brachte er es dahin, daß seine Provinz für ein ganzes Jahr von jeder Besteuerung frei blieb, und trefflich sorgte er für die Sicherung des Landes durch Aufwerfen von Deichen. Lange wurde dafür sein Andenken in jener Provinz gesegnet.

Noch bebten alle Herzen dem furchtbaren Ereigniß nach, als plötzlich das Beispiel eines einzelnen kühnen Mannes aus geringem Stande eine große moralische Wirkung auf alle Diejenigen hervorbrachte, welche schon trostlos an der Rettung des Vater-

landes von der spanischen Tyrannei verzweifeln wollten. Hermann de Ruiter, ein Ochsenhändler aus Herzogenbusch, hatte von dem Grafen Wilhelm van den Berg, dem Schwager Oraniens, in dessen Namen, Bestallung erhalten und es unternommen, sich des Schlosses Loevestein zu bemächtigen, welches sich auf der westlichen Spitze des Bommeler Waards, da wo sich die Maas mit der Waal vereinigt, gegenüber den Städten Workum und Gorkum erhebt und jene beiden Gewässer beherrscht. Als Mönch verkleidet begab sich de Ruiter im Dezember 1570 mit drei Genossen in das Schloß, überfiel den Kommandanten und brachte Loevestein in seine Gewalt. Der Graf van den Berg hatte ihm Hülfsvolk versprochen, aber Frost und Hochwasser hielten dieses zurück; dessenungeachtet behauptete sich de Ruiter mit nur 24 Mann, welche zu ihm stießen, unverzagt in dem Schlosse. Kaum war die Nachricht von diesem Wagnisse bei den Spaniern bekannt geworden, als Alba den Hauptmann Lorenz Perea aus Herzogenbusch mit 300 Mann vor Loevestein sandte, welcher das Schloß alsobald zur Uebergabe aufforderte. De Ruiter verweigerte sie und entflammte seine Genossen zu dem Entschlusse: lieber ehrenvoll mit den Waffen in der Hand zu sterben, als nach einer Uebergabe durch schmachvolle Hinrichtung; so wenig galten damals spanische Versprechen! Nun ließ Perea das grobe Geschütz gegen das Schloß spielen, und bahnte sich rasch einen Weg dahin. Loevestein wurde eingenommen, aber de Ruiter wollte sein Leben theuer verkaufen. Mit zwei Gefährten, die ihm von den übrigen noch geblieben waren, zog er sich in das Wohnhaus zurück, und vertheidigte sich, sein Schwert schwingend, auf der Schwelle eines Gemaches gegen die ganze Uebermacht der Feinde. Als er endlich sah, daß Alles verloren sei bis auf die Ehre, zündete er das auf dem Fußboden umher gestreute Pulver an, und

sprengte sich mit Freunden und Feinden in die Luft. Die Spanier suchten sein Haupt aus dem Leichenhaufen hervor und hefteten es zu Herzogenbusch an den Galgen.

Die allgemeine Noth, in welche die verheerende Ueberschwemmung die meisten Provinzen versetzt hatte, und die ungemeinen Anstrengungen, welche nöthig waren, um sowohl den entstandenen Schaden einigermaßen zu ersetzen, als auch das Land vor neuen ähnlichen Unglücksfällen sicher zu stellen, konnten Alba's Politik nicht durch Mitleid wankend machen. Vielleicht um so eigensinniger und mürrischer, je lästiger ihm denn doch in der That seine Stellung war, suchte er, seinen Willen in Betreff des „zehnten Pfennigs" durchzusetzen. Aber, je heftiger er drängte, um so klüger, zurückhaltender und fester verhielten sich die Staaten. Dies erbitterte Alba nur noch mehr und er ließ sich von seiner Mißstimmung eines Tages so weit hinreißen, daß er dem alten Präsidenten Viglius, welcher redlich die Sache des Landes führte, drohte, er wolle dessen Benehmen vor's Ohr des Königs bringen. Würdevoll und muthig antwortete ihm der Greis: „Dann hoffe ich, daß der König — wenn Euch das eine — doch mir das andere Ohr gönnen wird; ich bebe nicht für dies graue Haupt!" Worauf Alba kurz und stolz mit den Worten abbrach: „Das Beschließen ist meine Sache, der Rath hat weiter nichts zu thun, als in das Beschlossene einzustimmen." Als das Benehmen des greisen Viglius den Staaten bekannt wurde, verfehlte es seine vortheilhafte Wirkung auf sie keineswegs; und selbst als Alba seine Forderung durch die Erklärung zu mildern schien, daß der zehnte Pfennig bloß vom Verkauf bereits zum Gebrauch fertiger Waaren erhoben werden sollte, selbst jetzt wollten sich die Staaten zu der verhaßten Abgabe überhaupt nicht verstehen. Alba war nun aufs Aeußerste gebracht und ließ sich verlauten:

„er werde den zehnten Pfennig durch sein Kriegsvolk zu erzwingen wissen.“ Man hatte ihm zu verstehen gegeben: „er selbst möge denn in Brüssel mit Erhebung des zehnten Pfennigs den Anfang machen; vielleicht würden dann die Statthalter in den andern Provinzen seinem Beispiel nachkommen.“ Alba faßte dies rasch auf und gebot wirklich im März 1572 die Erhebung des zehnten Pfennigs zu Brüssel. Doch er hatte den alten Schrecken seines Namens zu hoch angeschlagen; die Spitze dieses Pfeils war bereits abgestumpft. Als das Gebot verkündigt wurde, schlossen die Fleischer, die Bäcker, die Brauer ihre Läden und erklärten, keine Lebensmittel feil zu halten. Das Volk gerieth in die furchtbarste Aufregung. Diese zu dämpfen, glaubte Alba untrügliche Mittel zu wissen. „Wenn man einige Krämer vor ihren Läden aufknüpfe,“ meinte er, „dann würde die Menge schon friedlich auseinandergehen.“ Es sollte übrigens nicht bei der leeren Drohung bleiben. Schon waren alle militärischen Sicherheitsmaßregeln gegen die Stadt getroffen, schon hielten die Henker ihre Stricke bereit, und schon war Don Friedrich, Alba's Sohn, im Begriffe, die Todesurtheile abzufassen, — da traf plötzlich eine Nachricht in Brüssel ein, welche Alba dermaßen überraschte, daß er, vielleicht zum erstenmale, in Ausführung seines Beschlusses innehielt; es war die Nachricht, daß die Meergeusen die Stadt Briel eingenommen haben. Vor Freude zitterte jedes Herz in Brüssel, als dies bekannt ward; das Volk hatte gesehen, daß auch ein Alba für Schrecken empfänglich sein könne; in lautem Spott ergoß es seine Freude über den glücklichen Erfolg, welcher das Unternehmen der wilden Wagehälse krönte, und von Mund zu Mund kreiste das Wortspiel: „Am ersten Tag im April verlor der Herzog von Alba seine Brill'.“ Dieser selbst wußte jedoch, wortkarg und finster wie immer, seine innere Bewegung mit vornehmer Gleichgültigkeit zu um-

hüllen, und seine Worte bei der Nachricht „no es nada,“ (es ist nichts) sollten seiner Umgebung die Ueberzeugung schaffen, daß er das ganze Ereigniß für sehr unbedeutend halte. Es ist interessant, zu bemerken, wie der Krieger Alba mit seinem Monarchen Philipp dieselbe Eingenheit theilt, die starre Beherrschung des Gemüthszustandes durch irgend eine lakonische Aeußerung. Als Philipp ein Jahr vorher die Nachricht vom Siege seines Halbbruders Don Juan bei Lepanto erhielt, sprach er bloß: „Don Juan hat sich sehr gewagt!“

Doch es ist jetzt nöthig, den Gang jener Ereignisse nachzuholen, welche der Eroberung Briels vorangingen und diese Begebenheit herbeiführten. — Wir haben schon früher die Stellung Oraniens zu den Niederlanden ins Auge gefaßt; wir haben gesehen, wie sein Charakter und sein Eifer mit der zahlreichen Parthei aller niederländischen Patrioten (sowohl innerhalb als außerhalb ihres Vaterlandes) zusammenstimmte. Um alles zu erschöpfen, dürfen wir hierbei nicht vergessen, daß ihn auch sein Interesse mit zur Thätigkeit aufforderte, das Interesse seiner Ehre und seines Eigenthums in den Niederlanden; sollte er Alba's ungerechten Eingriffen ohne fortgesetzten Widerstand nachgeben? Wer konnte ihm dies zumuthen? So wenig er jedoch sein eigenes Interesse aufzuopfern Lust hatte, ebensowenig opferte er demselben das gemeinsame der Freiheit auf; hinreichende Beweise, die er sowohl bis dahin, als auch im folgenden Verlauf seines Lebens gab, bezeugen dies. Wir heben jedoch diesen Punkt hier geflissentlich hervor, weil wir bald einem Umstande begegnen werden, der, bloß an und für sich betrachtet, Oraniens Uneigennützigkeit in ein falsches Licht stellen könnte. So wie er sich nun jetzt an die Spitze aller nationalen Unternehmungen berufen sah, kamen seinen trefflichen Eigenschaften, die ihn dazu befähigten, auch noch die eifrige Unterstützung seiner Freunde

und seine politischen Verbindungen sehr gut zu statten. Unter seinen Freunden in den Niederlanden ragte besonders Philipp Marnix, Herr von St. Aldegonde, hervor, einer der ausgezeichnetsten Theologen, Gelehrten und Staatsmänner seiner Zeit, dessen sich Oranien zu den wichtigsten Aufträgen bedienen konnte und der es zugleich verstand, mit ebensoviel feiner Klugheit als unbestechlicher Rechtschaffenheit auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Indessen sah Oranien ein, daß sich ohne den Beistand einer fremden Macht kaum etwas Nachhaltiges gegen Alba unternehmen ließe, und er richtete deßhalb seine Blicke hoffnungsvoll nach Frankreich, für welches er unstreitig eine große Vorliebe hatte. Frankreich konnte nie in einer aufrichtigen Freundschaft zu Spanien stehen, weil es dessen Pläne stets zu fürchten Grund hatte; Spanien hingegen betrachtete Frankreich immer mit geheimem Verdruß als die Wand vor den Niederlanden. Im Jahre 1570 schienen die religiösen Partheiungen in Frankreich ausgeglichen zu sein und der hugenottische Coligny im besten Einvernehmen mit dem katholischen Hofe zu stehen; wenigstens glaubte dies der wakre Coligny selbst und legte dem König einen Entwurf zu einem Kriege in den Niederlanden vor, als das beste Mittel, alle unruhigen Kräfte Frankreichs auf einen andern Boden hinzuleiten. Graf Ludwig von Nassau brachte auch wirklich ein Bündniß zu Stande, dessen Kern die Vergrößerung Frankreichs im Süden daselbst und am Rhein bildete und wobei Oranien Holland, Seeland, Friesland und Utrecht erhalten sollte; doch man denke nicht, daß Oranien hiebei von Herrschsucht geleitet wurde; bloß als königlicher Statthalter, wie vor und ehe, wollte er diese Provinzen übernehmen. Als Vorwand zum Kriege mit Spanien führte man in Frankreich an, daß Philipp seine Gemahlin Isabella (eine französische Prinzessin) vergiftet habe, ein Gerücht, welches

auf Unwahrheit beruhte. Zur Verwirklichung des Planes sollte der Prinz in Deutschland Kriegsvolk anwerben, und des Königs jüngster Bruder, der Herzog von Alençon, mit Coligny in die Niederlande einfallen. Oranien erhielt Hülfsgelder aus Frankreich; Rochelle war ein Freiplatz der Meergeusen, wo sie ihre Beute zu Markte brachten. Oranien versäumte es jedoch auch nicht, sein Augenmerk auf eine Verbindung mit England zu richten, dessen Königin, die kluge Elisabeth, schon als protestantische Fürstin, aus dem gemeinsamen Interesse gegen Spanien, die Niederlande als ihre Bundesgenossen betrachten mußte. Stillschweigend hatte Elisabeth dies zugestanden, indem sie den Meergeusen die Hafenplätze Englands offen hielt; dennoch war sie zu vorsichtig, um sich offen für Oranien zu erklären. Die Flotte Oraniens hatte damals jenen wilden Feind der katholischen Priester und der Spanier, Wilhelm von Lümey, Grafen von der Mark, zum Admiral. Zu dieser Flotte hatte sich nun auch kürzlich der kühne Wilhelm von Blois, genannt von Treslong, begeben, einer von den Edlen, welche das Kompromiß unterzeichnet hatten und deßhalb aus den Niederlanden geflüchtet waren. Er hatte in der Schlacht bei Jemmingen unter den Fahnen des Grafen Ludwig von Nassau gefochten und war verwundet nach Embden zurückgekehrt, wo ihn der Graf von Ostfriesland in Haft gelegt hatte. Aus dieser war er auf einem Schiffe entflohen, das er zum Dienste des Prinzen gekauft hatte. Nach einem harten Angriff der Spanier, den er muthig abgeschlagen, war er hierauf nach England gesegelt, wo er sich zu der Flotte des Prinzen gesellte. Eben dahin hatte sich auch Jakob Simonszoon de Ryk begeben, früher Kornhändler aus Amsterdam, welcher auf eigene Kosten ein Kriegsschiff ausgerüstet hatte und sein Glück zur See versuchte. Dieser hochherzige Mann lag dem Grafen von der Mark beständig an,

wie viel edler es sei, eine kühne That fürs Vaterland zu wagen, als bloß eigennützig Freibeuterei zu treiben. Seine Vorstellungen fruchteten; man beschloß, sich der einen oder andern wichtigen Stadt in Nordholland zu bemächtigen, und ein unerwarteter Befehl der Königin Elisabeth, welche damals aus politischen Rücksichten den ernsten Forderungen Alba's nachgeben zu müssen glaubte, beschleunigte jenen Entschluß. Elisabeth gebot nämlich der Flotte des Prinzen, die Häfen Englands zu verlassen; sie wollte sich in dem Augenblicke, da sie durch ihre Streitsache mit Schottland beschäftigt war, Spanien nicht zum offenen Feinde machen.

Der Graf von der Mark verließ nun mit seiner Flotte England und steuerte nach Texel zu. Bald schlug der anfangs günstige Wind um und trieb die Schiffe gegen die Mündung der Maas, wo sie einlaufen mußten. Dort liegt das Städtchen Briel, welches damals ohne Besatzung war, weil Alba die darin gewesenen Truppen nach Utrecht verlegt hatte. Als die Bürger jener Stadt am 1. April 1572 die gefürchteten Meergeusen dicht vor ihren Mauern sahen, ergriff sie ungemeine Bestürzung. Ein Mann aus Briel, Namens Koppelstok, ruderte jedoch unerschrocken an Bord der feindlichen Flotte, und fragte nach Treslong, dessen Vater früherhin Schultheiß in Briel gewesen war. Treslong gab ihm seinen Siegelring zur Beglaubigung und schickte ihn damit in die Stadt, um diese im Namen des Prinzen zur Uebergabe aufzufordern, wobei ihr die Befreiung vom zehnten Pfennig und von Alba's Tyrannei verheißen ward. Indessen wuchs der Schrecken aller Begüterten, welche von der berüchtigten Beutelust der Meergeusen das Schlimmste befürchteten; in wilder Hast durcheinander rennend, eilten die reichen Bewohner, ihr Leben und ihre Kostbarkeiten aus der Stadt zu retten. Während dieser Verwirrung landeten

die Meergeusen; der Graf von der Mark zog mit einer Abtheilung seines Volkes vor das Norderthor, Treslong mit einer andern vor das Süderthor; der Graf ließ vor jenem Brandmaterial aufhäufen und endlich ward das Thor mit dem Ende eines Mastbaums eingestoßen; des Abends zwischen acht und neun Uhr zogen die Sieger zu den zwei entgegengesetzten Thoren in die Stadt ein.*) Am andern Tage (es war Palmsonntag) ließ der Graf von der Mark seinem fanatischen Haß gegen die Geistlichkeit freien Lauf; die Kirchen und Klöster wurden geplündert; hierauf wollte er die Stadt wieder verlassen. Aber de Ryk, Entes, Treslong und Duivel widersetzten sich diesem Vorschlag und der Graf von der Mark fügte sich ihnen. Die Sieger verstärkten nun die Stadt, benachrichtigten Oranien von ihrer Eroberung und erbaten sich dessen Hülfe. Oranien

---

*) „Wir Geusen sollen nun singen
In dieser Maienzeit,
Und vor Freuden springen,
Daß uns Gott gebenedeit,
Nun hat er gegeben rein
Sein Siegel mächtig;
Drum laßt uns stimmen einträchtig
Zum Lobe Gottes ein.

* * *

Der Briel ist uns erlegen
Am April am ersten Tag,
Als Männer sah man uns pflegen;
Die Südpfort ohne Vertrag
In Brand wir stecken an;
Die Bürger sind gewichen,
Ein Jeder, um sich zu verstecken
Ganz außerhalb des Walls" u. s. w.

(Geusen-Liederbuch.)

war, als er die Nachricht erhielt, nicht ganz freudig überrascht; er hatte nämlich tiefereingreifende Pläne gehegt, welche ihm noch nicht reif genug dünkten, und wobei er vorzugsweise darauf rechnete, daß Alba durch seine gesteigerte Strenge bei Einführung des zehnten Pfennigs den Haß des Volkes bis zur allgemeinen Verzweiflung entflammen würde; auch besorgte er, daß Alba, durch die Einnahme des von ihm vernachläßigten Briels aus seiner Sicherheit aufgeschreckt, nunmehr ein noch schärferes Augenmerk auf die militärische Vertheidigung aller irgend wichtigen Plätze im Lande richten würde. Da indessen das Wagestück einmal geglückt war, so hieß Oranien es gut und versprach dem Grafen von der Mark seine Unterstützung.

Alba schickte auf die Nachricht von der Eroberung Briels dem Grafen Bossü, königlichem Statthalter in Holland, sogleich Befehl zu, mit dem lombardischen Regiment, welches in Utrecht lag, gen Briel zu ziehen, um diese Stadt den Meergeusen wieder abzugewinnen und zu verstärken. Bossü war ihm von freien Stücken bereits zuvorgekommen und hatte jenes Regiment aus Utrecht nach Maaslandssluis, wohin er sich begeben hatte, berufen, zur Freude der Utrechter, welche ihrer Geissel dadurch entledigt wurden; noch in derselben Woche hatte jenes Regiment, um sich für einen 15monatlichen Soldrückstand schadlos zu halten, einen Anschlag zur Plünderung der Stadt gemacht, welcher jedoch glücklicherweise entdeckt und vereitelt worden war. Unverzüglich rückte nun Bossü vor Briel. Doch die Meergeusen lagen in den Baumgärten vor der Stadt und schossen auf die Spanier. Inzwischen zog der Stadtzimmermann eine Schleuße auf und augenblicklich stürzten nun die Fluthen über alle Wege hin. Zu gleicher Zeit, während die Spanier auf einem Damme gegen das Süderthor rückten, steckten Treslong und Robool einen Theil der spanischen Schiffe in Brand und

bohrten die übrigen in Grund. Jetzt ergriffen die Feinde in wilder Hast die Flucht, und nur die Besorgniß des Grafen von der Mark, welcher den Bewohnern Briels nicht recht traute und die geschlagenen Feinde deßhalb nicht verfolgen wollte, rettete diese vom völligen Verderben. Zwei Tage darnach ließ der Graf von der Mark die Bürger von Briel und die Bewohner des Landes von Voorne schwören: „die Stadt für den Prinzen von Oranien, als königlichen Statthalter von Holland, zu bewahren.“ Ein inhaltsschweres Wort und eine sonderbare Kombination — diese Sanktion des Prinzen als königlichen Statthalters, ohne den Willen des Königs, ja kaum mit Willen des Volkes, vielleicht noch ohne den eigenen Oraniens! Und dennoch war bereits der erste Grundstein der Freiheit gelegt; der Prinz hatte früher, als es in seiner Erwartung lag, einen wichtigen Punkt, den Schlüssel Hollands in seiner Gewalt; alle Ausgewanderten sahen wieder ein Asyl, einen Versammlungsort auf der heimischen Erde, wo sie ihre Kräfte, ihr Vermögen, ihren Muth und ihren in der Fremde gesteigerten Haß gegen die Tyrannei zu einem gemeinsamen Kapital zusammenschießen konnten. Sahen doch jetzt alle Unterdrückten, daß das Glück dem Kühnen gehorcht! So erhob sich die Hoffnung, wie nach einem langen Todesschlummer, lächelnd und rosig von Wangen, und entrollte ihr rauschendes Banner. Wildfreudig aber ließ der Graf von der Mark auf seine Fahnen Embleme setzen, welche den verhaßten Alba dem Spotte des Volkes preisgaben, — eine Brille, den zehnten Pfennig und die bekannten Worte Alba's: „no es nada.“

Drittes Kapitel.

Wenn sich Alba's Stolz gekränkt fühlte, daß ihn eine geringe Rotte von Freibeutern mitten in seinen Plänen einen Augenblick aufzuhalten vermochte, so entsprach es doch der militärischen Richtung seines ganzen Lebens, daß es ihn freute, endlich mit Feinden im offenen Felde kämpfen zu können, an deren baldiger Bezwingung er nicht zweifelte; war ja doch der Krieg das eigentliche Feld für seine Talente und seine Thätigkeit! Er brachte die geringen Kräfte seiner Gegner und die Geldverlegenheiten ihres Hauptes, Oraniens, in Anschlag; er berechnete die Unerfahrenheit neuangeworbener Truppen im Vergleich zu seinen alten, erprobten und abgehärteten Soldaten; er erwog den friedlichen Geist der Bürgerschaften, welche sich bisher so Vieles und Schweres von ihm hatten gefallen lassen; — das muthmaßliche Resultat, welches er hieraus zog, konnte ihm nur günstig scheinen. Nur Eins hatte er bei dieser Berechnung vergessen oder vielmehr vom falschen Gesichtspunkte aus betrachtet, nämlich die fortdauernde Nachwirkung seiner bisherigen Maßregeln auf den Geist der ganzen Nation. Er wähnte, diese bereits entnervt zu haben, und doch hatten alle Mittel, welche darauf hinwirken sollten, sie nur um so mehr erkräftigt; er hatte nichts gewonnen als den Haß, er hatte nichts zu erwarten als die Rache. Und zwar nicht bloß er allein, sondern alle Spanier

überhaupt, welche solidarisch für ihn und den König haften mußten. In der Krisis, welche er selbst herbeigeführt hatte, stieß der unverwüstlich gesunde Organismus der Nationalität alle eingedrängten fremden Bestandtheile mit Heftigkeit aus. Dies war die kurz vorher erwähnte Rache, — eine Nemesis für seine egoistische und zweckwidrige Behandlung. Bei der erhöhten Lebensthätigkeit der Nation drängen sich jetzt die Ereignisse rascher aufeinander und selbst die an und für sich unwichtigeren erhalten durch den Geist, der sich dabei kund gibt, eine höhere Bedeutung, sie wirken durch das Beispiel von Bürgertugenden und von der herrlichsten vor allen, der Aufopferung, mächtig hinreißend auf die ganze Masse ein. Wie in jenen Kämpfen der Griechen vor Troja die Götter sich unter die Streitenden stellten, so ziehen jetzt hier den Niederländern die heiligen und ewigen Ideen der Menschheit voran und machen schlichte Bürger zu Helden, die für Freiheit und Vaterland begeistert dem Tode entgegenstürzen. Leider hat das reiche und ausdruckvolle Gemälde auch seine Schattenseiten, und neben der erhabensten Begeisterung steht ein blutdürstiger Fanatismus, der jedes Band der Menschlichkeit zerreißt. Diese traurige Thatsache hat darin ihren Grund, daß die Spanier gewohnt waren, in den gefangenen Feinden nur todeswürdige Rebellen zu sehen, deren Austilgung ihnen durch das vermeintliche Interesse des Glaubens und des Königs geboten ward, und daß demnach die Niederländer leider Repressalien gebrauchen mußten; sie hatten in den Spaniern nicht bloß bewaffnete Feinde, sondern auch ihre Henker auszurotten.

Der Widerstand gegen die Fremdherrschaft hatte als Angriff seinen ersten Erfolg in einer nördlichen Provinz errungen; auf die nördlichen Provinzen überhaupt, wo die neue Glaubenslehre in dem ruhigeren Volkscharakter tiefere

Wurzel geschlagen, wo die See für den Zutritt frischer Streitkräfte, welche die Ausgewanderten brachten, für die Mittheilung von Geld- und Lebensmitteln offen stand, mußte nun Alba sein Hauptaugenmerk richten. Er mußte den Aufstand im Norden mit aller Macht ersticken, um den Süden vor dem umsichgreifenden Einfluß der Ideen und des Aufstandes sicher zu stellen.

Bossü war mit dem Rest seiner Truppen bis gegen Dordrecht gerückt, und zog, als sich diese Stadt weigerte, ihm ihre Thore zu öffnen, vor Rotterdam, wo die Bürger gleichfalls Bedenken trugen, die Spanier zum Durchmarsch, wie er verlangte, einzulassen. Endlich brachte er es jedoch zu folgender Uebereinkunft, daß jedesmal nur eine, höchstens zwei Kompagnien Soldaten durch die Stadt ziehen durften, und wenn diese sie wieder verlassen hätten, sofort andre. Kaum aber befand sich Bossü mit der ersten Kompagnie in der Stadt, als er selbst einen Mann von der Bürgerwache niederstieß, sich des Thores bemeisterte, und seine ganze Truppenmacht in die Stadt brachte. Ergrimmt über diese Treulosigkeit, griffen die Bürger zu den Waffen; doch dies war den Soldaten ein willkommener Anlaß, und ein fürchterliches Blutbad begann. Hierauf sandte Bossü mehre Abtheilungen aus, um die Geusen aus Schiedam, Delftshaven und Maaslandsluis zu vertreiben, wo sich Diese bereits festgesetzt hatten.

Um sich des wichtigen Hafenplatzes Vliessingen zu versichern, hatte Alba acht Fähnlein Spanier unter dem Befehl des Osorio Angelo dahin gesandt und seinem geschickten Kriegsbaumeister Paciotto den Befehl ertheilt, den Bau der dort bereits begonnenen Citadelle schleunig zu vollenden. Schon waren die Quartiermacher in Vliessingen, als Jan van Kuik die frohe Botschaft von der Eroberung Briels dahin

brachte. Er trat unter das Volk, (welches die Spanier haßte,) und rieth, den günstigen Augenblick zur Zertrümmerung der Fremdherrschaft nicht zu versäumen. Sein guter Rath wurde rasch zur That. Am Ostersonntag (den 6. April) verjagten die muthigen Bürger die wallonische Besatzung aus der Stadt, während sich ihr schon die Schiffe näherten, die ihr die Verstärkung der Besatzung bringen sollten. Da eilte Jan van Kuik wieder rüstig im Volk von einem Mann zum andern, vertheilte Geld und sprach zu Jedem: „Bleibt nicht auf halbem Wege stehen, sonst seid ihr verloren. Die Vertreibung der Wallonen müßt ihr ganz gewiß als Hochverrath büßen, wenn ihr nicht auch die Spanier tüchtig abwehrt. Muth, Freunde! Oranien ist mit einem Heere im Anzug. Auf die Wälle, und empfangen wir von dort aus die spanischen Schiffe mit Schüssen." Es geschah; da wichen die Schiffe nach Middelburg, wo sie Anton von Bourgoigne, den königlichen Statthalter von Seeland, trafen. Auf die Nachricht von den Vorfällen in Vliessingen eilte Dieser dahin, ließ die Bürger vor dem Rathhause versammeln und sprach zu ihnen mit freundlichen Worten, wie thörigt es sei, gegen einen so mächtigen Monarchen wie Philipp II. Krieg anzufangen. Doch mit Spott und Grimm erwiederten ihm die Bürger und er mußte froh sein, Vliessingen ungefährdet wieder verlassen zu können. Nun legte das Volk eifrig Hand an's Werk, um den begonnenen Bau der Citadelle zu zerstören, und schnell wurde dies vollbracht. Inzwischen war Paciotto, in der Meinung, daß sich die Spanier bereits in Vliessingen befänden, dahin gekommen und sah sich dort augenblicklich gefangen genommen. Er war als Erbauer der Zwinger des Landes tief verhaßt; auch hatte sich das Gerücht verbreitet, daß er eine Mordliste Alba's bei sich führe; Grund und Vorwand genug, ihm das Urtheil zu sprechen. Er wurde

zum schimpflichen Tode am Galgen verdammt; mit besonderer Heftigkeit drang darauf Treslong, der kürzlich mit drei Schiffen nach Vliessingen gekommen war, und zwar aus persönlicher Rache gegen Alba, denn es hieß: Paciotto sei ein natürlicher Sohn oder doch naher Verwandter des Herzogs, und Dieser hatte im Jahre 1568 Treslongs Bruder hinrichten lassen. Der Nachrichter von Walcheren wohnte damals in Middelburg, und man übertrug deßhalb die Hinrichtung Paciottos einem gefangenen Mörder; zur Belohnung sollte dieser selbst Gnade erhalten. Er sprach: „Ich will lieber sterben, als daß meine Mutter einen Henker geboren haben soll.“ Erst, als man ihm sagte, es sei ein Spanier, an dem er das Urtheil zu vollstrecken habe, nahm er freudig die ihm angebotene Gnade an.

Vliessingen hatte sich denn zuerst vor allen anderen Städten von der Fremdherrschaft selbst befreit, und bald wirkte dies Beispiel mächtig auch auf andere; die Ankunft des Junker Tseraets, welchen Oranien als Statthalter nach Walcheren gesandt hatte, und französischer sowie englischer Soldaten ermuthigte die Eingebornen. Wie in Vliessingen so erweckte Jan van Kuik auch in der kleinen Stadt Veere das Volk; de Ryk vereidigte dort die Bürger für den Prinzen von Oranien. Vergeblich kamen spanische Truppen von Middelburg und Arnemuiden herbei; sie wurden geschlagen; beide Partheien tödteten ihre Gefangenen, und die Erbitterung war so groß, daß ein Bruder am andern den Henker machte.

Noch wichtiger aber war der Abfall der als Hafenplatz bedeutenden Stadt Enkhuizen in Nordholland von der Fremdherrschaft. Hier waren die Bürgermeister spanisch gesinnt, die Bürgerschaft dagegen glühte von Haß gegen Alba und von Liebe zur Freiheit. Alba hatte, um sich Enkhuizens zu versichern

den Admiral Boshuizen mit einer Flotte dahin geschickt, und Dieser, welcher sich in der Stadt befand, suchte nun die bewaffnete Schiffsmannschaft heimlich herein zu bringen. Doch die unbedachte Drohung eines Schiffskapitäns gegen einen Bäcker, bei dem er kaufen wollte, ohne zu bezahlen, erregte den Argwohn der Bürger; sie vertrieben einen feindlichen Hauptmann, der sich bereits in die Stadt geschlichen hatte, und legten den Admiral Boshuizen auf dem Stadthause in Haft. Am anderen Tage erschien die Bürgerschaft bewaffnet vor dem Rathhause, und erklärte, sie wolle sich zur Parthei des Prinzen von Oranien schlagen, der des Landes Wohlfahrt und Freiheit zu erringen suche. Mittlerweile waren Tag für Tag verschiedene Verbannte in die Stadt zurück gekommen, unter andern auch Peter Buiskes mit einem Bestallungsbrief des Prinzen zur Befreiung der Stadt und zu einem Angriff auf die spanische Flotte; jene Männer verhinderten es, daß ein mit Kriegsvolk bemanntes Schiff in die Stadt gelassen wurde. Man erwählte auch vier neue Bürgerhauptleute, von denen einer die Bürgerschaft vergeblich zu einer Aussöhnung mit Alba bewegen wollte. Das Volk verlangte beharrlich, daß die Geschütze auf die Wälle gebracht würden. Der Admiral Boshuizen wurde zwar aus seiner Haft erledigt, aber aus der Stadt geschafft. Von Tag zu Tag nahm die Spannung zwischen den Bürgern und dem Magistrat, welcher sich auf nahe Hülfe von Bossü verließ, ein ernsteres Ansehen. Da hörte man plötzlich in allen Straßen Trommelschlag und den Aufruf: „Alle, die dem König und dem Prinzen von Oranien zugethan sind, sollen sich in Wehr und Waffen versammeln.“ Der Magistrat zog sich hierauf in's Rathhaus zurück und ließ dieses verschließen. Aber ein Schuß zerschmetterte das Thor; das Volk stürmte hinein und nahm die Bürgermeister gefangen. Und nun wallten (es war am 21. Mai)

plötzlich auf allen Zinnen und Thoren die Fahnen mit Oraniens Farbe, den Sieg der Patrioten verkündigend. Buiskes und andre Männer von der Parthei des Prinzen wurden zu Bürgermeistern erwählt und schwuren Treue dem König, als Grafen von Holland, dem Prinzen von Oranien, als dessen rechtmäßigem Statthalter, und der Stadt selbst, — dem Herzog von Alba und seiner Parthei aber, sowie der Einführung des zehnten Pfennigs und der Inquisition kräftigen Widerstand. So vertrat hier das Volk zum erstenmal seine Sache mit eben so glücklichem Erfolg als mit Muth und Ausdauer.

Indessen hatte Oranien bereits im April den Edelmann Dietrich von Sonoy zu seinem Stellvertreter in der Statthalterwürde über Nordholland bestellt. Sonoy, ein tüchtiger Kriegsmann, aber allzugewaltthätig, unternahm es rasch, auch die anderen dortigen Städte für die Sache der Freiheit zu gewinnen. Zuerst schloß sich Medenblick an, dann Hoorn, Alkmaar, Edam, Monnickendam und Purmerende. In Seeland trat Zierikzee, (durch de Ryk überwältigt) auf die Seite Oraniens; in Südholland nahm Adrian van Swieten, einer von den Meergeusen, Oudewater und gleich darauf Gouda ein; beide Städte schworen dem Prinzen von Oranien als rechtmäßigem Statthalter des Königs. Dann erklärte sich Leyden für Oranien, hauptsächlich durch Betrieb des Rathspensionairs Paul Buis, ferner Dordrecht, vor welcher Stadt der kühne, wilde Meergeuse Barthel Entes lag, Gorkum, und später Haarlem. Inzwischen hatte sich des Prinzen Schwager, der Graf van den Berg, der bedeutendsten Städte in Geldern und Overyssel versichert und auch Amersfoort und Naarden erhielten oranische Besatzung. Auch in Friesland fand die Sache der Freiheit offne Herzen

und die edlen Geschlechter wetteiferten rühmlich, ihr den Sieg zu verschaffen. In den Städten Franeker, Sloten, Bolswaard, Staveren und Dokkum wehte die oranische Farbe, in Franeker wurde ein neuer Gerichtshof für Friesland bestellt. So wunderbar schnell griff die große nationale Bewegung in den nördlichen Provinzen um sich, daß man sah: die Stimmung war längst reif gewesen und nur der rechte Zauberspruch hatte bis jetzt gefehlt, um die Knospe zu sprengen, die rechte Losung, welche alle Gemüther verstanden. Die verheißene Abschaffung des „zehnten Pfennigs" öffnete der Sache Oraniens die Thore der holländischen und seeländischen Städte. Zwar geschah jede Vereidigung für den König; aber dieser Name deckte gleichsam nur wie ein Schild die Verpflichtung für den Retter, Befreier und Vertheidiger des Landes, für den Prinzen von Oranien. Indessen bezeichnet die Vereidigung „für den König und für Oranien als dessen rechtmäßen Statthalter" ein Stadium in der Entwickelung der Revolution.

Fester als in den protestantischen nördlichen Provinzen stand das Vertrauen auf die Persönlichkeit des Königs noch immer in den katholischen südlichen; hier unterschied man zwischen den Absichten des Monarchen und dem eigenwilligen Benehmen seines Statthalters Alba, und hoffte, wie schon in früheren Jahren, von einer mündlichen Darlegung der bestehenden Verhältnisse vor Philipp II. eine gütliche Beilegung. Brabant, Flandern, Artois und Hennegau hatten deßhalb Bevollmächtigte an den König nach Spanien gesandt, um die Aufhebung des zehnten Pfennigs zu erwirken. Die Art, wie Philipp II. die Deputation aufnahm, entsprach vollständig den guten Erwartungen, welche man von einem solchen Schritte gehegt hatte. Die niederländischen Gesandten sahen sich mit einer Freundlichkeit empfangen, welche diesmal wirklich keine verstellte war. Dieses

aufrichtige Wohlwollen hatte zum Theil in der eifrigen Verwendung des Niederländers Hopperus, welcher als Siegelbewahrer des Rathes für die Niederlande das Vertrauen des Königs genoß, seinen Grund, zum größeren Theil aber in der veränderten Ansicht des Monarchen selbst, welcher sich überzeugt hatte, daß ihn Albas Verfahren, bei längerer Dauer, den Besitz der Niederlande kosten würde, und welcher ihm deßhalb auch bereits den Herzog von Medina-Celi, einen wohlmeinenden aber schwachen Mann, zum Nachfolger bestimmt hatte. Wunderlich, aber nicht selten! Alba hatte im Wesentlichen doch eigentlich nur nach der geheimen Instruktion seines Monarchen gehandelt und nun desavouirte ihn Dieser, weil das Experiment mißglückte, nun sollte das Werkzeug für die Hand büßen, die sich zurückzog. — Die niederländischen Bevollmächtigten sprachen sich am spanischen Hofe mit edlem Freimuth und praktisch überzeugend aus. „Nirgends" so ließen sie sich vernehmen, „bietet unsre vaterländische Geschichte das Beispiel einer ähnlichen Auflage wie der zehnte Pfennig dar; und überdies ist es der Nation auch schlechterdings unmöglich, eine solche auszuhalten. In vielen Fällen würde die Auflage allmählig ja dem Realwerth der Waaren gleichkommen, da die Letzteren erst durch die Hände von fünf bis sechs Zwischenkäufern wandern müssen, bevor sie zum Verbrauch vollständig geeignet sind. Am schlagendsten zeigt sich dies bei der Verarbeitung der Wolle; zuerst wird die rohe Wolle angekauft, dann durch andre Hände verarbeitet, hierauf kauft sie der Tuchmacher, das Tuch kommt aus dessen Händen in die des Färbers, sodann in die des Kaufmanns; und nun erst wird das Fabrikat ein Kaufgegenstand für das Publikum; zähle man nun die beim jedesmaligen Zwischenverkauf aus einer Hand in die andre abfallenden zehn Prozente zusammen, so wird diese Summe vom Realwerth des Tuches sechs oder sieben

Zehntheile abziehen. Noch nachtheiliger sind die weiteren Folgen des zehnten Pfennigs. Wie sollen sich die Ausländer fernerhin an unsere Manufakturen wenden, da diese ihre Erzeugnisse nicht mehr zu den bisherigen Preisen liefern können? Arbeiter und Kaufleute werden das Land verlassen, um — bei allem Fleiß — dennoch nicht darin verhungern zu müssen, und die Flamänder werden jene Artikel vom Ausland kaufen, welche sie bis jetzt dahin absetzten. Kurz, die Quellen des Nationalwohlstandes müssen versiegen." Ebenso offen sprachen sich die Bevollmächtigten auch über die Schwierigkeiten der Erhebung, über die ungemeinen Kosten, welche die Anstellung des dazu nöthigen Personals erfordern würde, über die zahlreichen Auswege, das Gesetz zu umgehen, und über die immerwährende Aufregung aus, welche durch die dadurch erzeugten Streitsachen entstehen müßte. Hopperus beruhigte hierauf seine Landsleute im Auftrag des Königs durch die bestimmte Versicherung, daß der Monarch die Abschaffung des hundertsten, zwanzigsten und zehnten Pfennigs unwiederruflich beschlossen habe; jedoch könne er seinen Statthalter unmöglich so kompromittiren, daß er dessen Anordnungen förmlich widerrufe, deßhalb beschränke er sich einstweilen darauf, die Maßregeln zu suspendiren. Mit dieser tröstlichen Aussicht kehrten die Bevollmächtigten in ihre Heimath zurück und Alba sah sich nun wirklich genöthigt, zum Scheine nachzugeben. Auf diesen Entschluß war vielleicht auch die mittlerweile in Flandern erfolgte Ankunft seines bestimmten Nachfolgers des Herzogs von Medina-Celi nicht ohne Einfluß, wiewohl Philipp bei dessen Sendung immerhin eine zarte Rücksicht auf Alba genommen hatte, durch die Bestimmung nämlich, daß Medina-Celi die Statthalterschaft erst dann antreten dürfe, wenn ihm Alba dieselbe abgeben werde. Gleichwohl hatte der Gedanke, daß der Nach-

folger bereits im Lande sei, für Alba's Selbstgefühl etwas Verletzendes und es ist begreiflich, daß er sich mit der Uebergabe seiner Würde keineswegs sehr beeilte, bevor er selbst nicht noch irgend einen entscheidenden oder glänzenden Erfolg errungen habe. Uebrigens forderte auch die wachsende Kühnheit der Meergeusen, die sogar auf die Flotte, mit welcher Medina-Celi ankam, einen glücklichen Angriff gewagt hatten, Alba gleichsam auf, durch eine ausgezeichnete Waffenthat wenigstens seinen Feldherrnruhm zu befestigen, nachdem er Philipps Vertrauen auf seine Tauglichkeit zum Staatsmann bereits eingebüßt hatte.

Indessen hatte der Aufstand kurz darauf, nachdem Oranien in Enkhuizen als königlicher Statthalter anerkannt worden war, eine wichtige Wendung genommen; die Flamme schlug plötzlich auch in den südlichen Provinzen empor. Das Bündniß der Nassauer mit Frankreich trug die erste Frucht. Graf Ludwig von Nassau war nämlich aus Frankreich mit einem kleinen Heere in Hennegau eingefallen und hatte sich plötzlich vor der wohlbefestigten Stadt Mons (Bergen) gezeigt. Graf Ludwig hatte seinen Anschlag auf Mons mit Genlis, einem Anführer der Hugenotten, verabredet, die in Verbindung mit den niederländischen Insurgenten standen, und Anton Olivier, genannt le Peintre, wußte am 23. Mai 1572 mehre Vertraute glücklich in die Stadt Mons zu bringen. Graf Ludwig hielt sich draußen in der Nähe mit Kriegsvolk verborgen. Am andern Tage begaben sich Jene zum Thore hinaus, um den Grafen in Kenntniß zu setzen. Aber der Thorwärter, dem ihr unruhiges Wesen aufgefallen war, hatte sie, aus Vorsicht, gezwungen, ihre Waffen abzugeben, und dem ersten Schöffen der Stadt Anzeige gemacht, der die Waffen ins Rathhaus bringen ließ. Plötzlich erschien jetzt Graf Ludwig von Nassau mit ungefähr 40 bis 50 Reitern und bemächtigte sich

zweier Thore; seine Reiter durchspengten mit dem Ruf: „Freiheit, Freiheit!“ alle Straßen. Ueberrascht stürzten die Bürger aus ihren Häusern hervor; der Magistrat eilte aufs Rathhaus. Schon wollten die Soldaten Ludwigs dies erstürmen, als der Graf sie noch abhielt, sich zu den Schöffen begab, und Diese bat, die Bürgerschaft zusammenzuberufen, da er ihr die Beweggründe seiner Ankunft in Mons auseinandersetzen wolle. Der Magistrat erwiederte hierauf, man würde sich darüber berathen, und nun eilte Graf Ludwig aus der Stadt, um die Ankunft der Verstärkung, die ihm Genlis bringen sollte, zu beschleunigen. Während er sich draußen befand, ließ der Magistrat schnell die Zugänge zum Rathhause verbarrikadiren, der Regierung in Brüssel die Vorfälle melden und forderte die Bürger auf, die Fremden aus der Stadt zu treiben. „Wie,“ riefen die Bürger, die Befreier vom zehnten Pfennig vertreiben? das wäre Tollheit.“ Vergeblich ließ der Magistrat die Sturmglocke ziehen und die Bürgerbewaffnung aufbieten. Schon kam Graf Ludwig mit der Verstärkung, und fragte den Magistrat, was dieser beschlossen habe. Man zögerte; aber ungeduldig drangen jetzt die Soldaten in das Rathhaus ein und Graf Ludwig erhielt nun die Schlüssel zu den Stadtthoren sowie zu den Zeughäusern und Magazinen. Am anderen Tage ließ Ludwig den Magistrat und die Geistlichkeit zusammenberufen und erklärte feierlich: „er sei weit davon entfernt, gegen den König etwas zu unternehmen oder den Bürgern einen neuen Eid vorzuschreiben. Ebensowenig sei es seine Absicht, die Privilegien oder die katholische Religion anzutasten; bloß gegen Alba's Tyrannei, die dem König alle Herzen entfremden und eine Rebellion zum Ausbruch bringen müsse, wolle er auftreten, und deßhalb stelle er bloß die einzige Forderung an die Obrigkeiten von Mons, daß sie den Herzog von Alba für einen Verräther am König, für einen Henker des Volkes, für einen

Feind des Vaterlandes, für unwürdig und verlustig der Regierung in den Niederlanden erkläre." Diese Forderung wurde von Seiten der Obrigkeit abgeschlagen; wiewohl die Bürgerschaft von Haß gegen Alba glühte. Indessen behauptete Graf Ludwig die Stadt für den König und gegen Alba. *)

Alba konnte die Nachricht vom Falle Mons' kaum glauben, und gerieth, da er sie dennoch als wahr befand, in einen so heftigen Zorn, (besonders über den französischen Hof,) daß er seinen Hut zur Erde warf und mit Füßen trat. Schon hatte er auf die Kunde von den Ereignissen in den nördlichen Provinzen seine Heeresmacht bei Bergen-op-Zoom versammelt, um den Aufstand mit einem Hauptschlage zu zermalmen; — und nun sah er durch die Einnahme von Mons plötzlich sogar Brüssel bedroht. Die Wiedereroberung von Mons schien ihm zunächst das Dringendste und Wichtigste. Er rüstete deßhalb mit aller Anstrengung und schickte seinen Sohn Friedrich gegen Ende Juni's mit einer Heeresabtheilung von 4500 Mann vor Mons, um es einstweilen zu umschließen; er selbst wollte mit der Hauptmacht bald nachkommen, um die Belagerung mit allem Ernst zu beginnen. Dieser veränderte Kriegsplan hatte die natürliche Folge, daß Alba, indem er zur Verstärkung seiner Hauptmacht, die er gegen Süden kehrte, allenthalben Truppen zusammenzog, den Aufstand in den nördlichen Provinzen vernachläßigte; dadurch aber konnte sich Dieser immer rascher und kräftiger entfalten.

Mitten unter Kriegsplänen vergaß jedoch Alba noch immer den verhängnißvollen zehnten Pfennig nicht. Er hatte sich (wie bereits erwähnt) entschlossen, von der der Nation verhaßten

*) Dewez histoire générale de la Belgique. T. V. Vergl. »Van Bergen Henegouwen, hoe Graef Lodewyk dat met listigheyt ingenamen heeft.« (Geusen-Liederbuch).

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Auflage abzustehen, und statt derselben zwei Millionen Gulden (nämlich für den Verlauf des Jahres) anzunehmen, eine Summe, die er zu seinen kriegerischen Unternehmungen jetzt in der That mehr als je vonnöthen hatte. Zu diesem Zwecke ließ er denn die Staaten der Provinzen durch deren Statthalter zur Versammlung und Beschlußnahme über diese Angelegenheit berufen, und zwar die von Holland durch den königlichen Statthalter Bossü, im Juni (1572) nach dem Haag. Aber wie wesentlich hatte sich gerade in Holland der Stand der Dinge seither verändert! Wie wenige Mitglieder der dortigen Staaten erkannten jetzt Alba's Autorität noch an! — *) Alba schien indessen von der neuen Sachlage keine Kenntniß zu nehmen, und seiner Stellung nach durfte er es auch nicht.

Und nun entwickelt sich ein interessantes Schauspiel. Während einige Deputirte der holländischen Städte, berufen von Bossü,

---

*) Ein kräftiger Ausdruck des Volksgeistes ist folgender Anfang des „Psalm van Penitentie", (dem Herzog von Alba in den Mund gelegt):

„Waerom rasen de Geusen met Hooghmoet,
Waerom komen zy in den Briel te samen?
Wat is, dat men te Vlissingen nu doet,
En t' Enkhuysen, om my te gaen beschamen?
Met Koningen se hun konnen verbinden
En Vorsten, die oock daer toe zyn bedacht,
My te bestryden en gantsch te verslinden,
En mynen Godt, den Paus, met gantscher macht.

„Sy spreken: Laet ons werpen van den hals
Den thienden Penningh met al haer bezwaren,
Duc d'Alba's Commissy, want sy is valsch,
En willen my vor Vyandt gaen verklaren;
My met al myn Spangiaerden hoogh gepresen,
Willen sy gantschelyk te land uyt slaen,
Den Paus willen sy niet gehoorsaam wesen
Noch dienen Melis in de halbe Maen.

dem als Statthalter das Recht dazu zusteht, wegen einer Bede im Haag sich versammeln, treten zur selben Zeit einige Edle, und die Deputirten von 4 sogenannten größeren und 8 sogenannten kleineren holländischen Städten, als Volksrepräsentanten, zu Dordrecht auf und konstituiren sich als rechtmäßige Staatenversammlung für Holland. Beachtenswerth ist hier die Vertretung der sogenannten kleineren Städte nach vieljähriger Antheillosigkeit an der Staatenversammlung; die Idee der Volksrepräsentation tritt klarer und bestimmter als je in den Vordergrund. Von Seiten Oraniens erscheint als dessen Bevollmächtigter der treffliche Philipp Marnix von St. Aldegonde in der ersten freien Staatenversammlung zu Dordrecht. St. Aldegonde, der Redegabe kundig wie wenig Andre, seiner Unbescholtenheit wegen hochgeachtet, durch seinen Glaubenseifer für die Reformation rühmlich bekannt, wünscht den Staaten Glück, daß sie Alba's Joch zertrümmerten, bringt die frohe ermuthigende Nachricht, daß Oranien, ihr Retter und Beschützer gegen Alba's Tyrannei, ein Kriegsheer gerüstet habe, und bittet die Staaten in des Prinzen Namen um patriotische Unterstützung zur Erhaltung des Heeres; denn leider droht abermals Geldmangel, seine Unternehmung im Keim zu ersticken. Augenblicklich bewilligen die Staaten, in schöner Begeisterung fürs Gemeinwohl, eine Steuer von 100,000 Kronen;

„Maer ick sal noch dapper komen te Veldt,
Om haer te dwingen, dat sy myn bildt eeren,
Dat t' Antwerpen op't Casteel is gestelt,
Daraen sullen sy myn Commissy leeren.
Maer sy komen t'samen met groote hoopen,
Daervoor ick my niet eenmal hadt ontset;
Den thienden Penningh sal ich dier bekoopen
En dat ick den Adel hab gantsch verplet.“ u. s. w.

(Geusen=Liederbuch.)

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

und Alles wollen sie aufbieten, um diese Summe voll zu machen. Oranien wird als rechtmäßiger Statthalter des Königs über Holland, Seeland, Friesland und Utrecht anerkannt und zwar auf den Rechtsgrund seiner Bestallung durch den König vom Jahre 1559, kraft deren er zum Statthalter und Generallieutenant über Holland, Seeland, Utrecht, Voorne und Briel erhoben worden war. An diesem historischen Recht hält man nun und noch lange fest; daraus leitet man die große Machtvollkommenheit für Oranien gesetzlich her. Doch ausdrücklich erkennt man noch immer den König von Spanien, in seiner Eigenschaft als Grafen von Holland, als rechtmäßigen Landesherren an; nur gegen Alba's Tyrannei erklärt man sich, ja man versichert bestimmt, daß man durch den Widerstand gegen Alba eben nur das Ansehen des Königs kräftig erhalten wolle. Uebrigens zeigten sich bereits in diesen ersten Anfängen, mitten in der gewohnten Staatsanschauung die Keime wichtigerer Folgen. So beschlossen die Staaten von Holland: auch andere Provinzen dahin zu bringen, daß Oranien zum „Beschirmer der Niederlande während der Abwesenheit des Königs" erwählt werde. Oranien wurde ferner ermächtigt, einen Admiral anzustellen, dem alle Gewalt über die Seemacht übertragen wird. Die Staaten erkannten den Grafen von der Mark, der sich ihnen mit einem Bestallungsbrief des Prinzen als dessen Oberster in Holland vorstellte, als solchen an; die Staaten und der Prinz verbanden sich wechselseits (Letzterer durch Aldegonde), ohne ihre beiderseitige Einwilligung keine Verhandlungen mit dem König anknüpfen und abschließen zu wollen. Endlich — und hier leuchtet Oraniens edler Geist in seinem vollen Glanze durch — sollte Freiheit des Gottesdienstes bestehen, und zwar nicht bloß für die Reformirten (die Mehrzahl in Holland) sondern auch für die

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Lutheraner und Katholiken; und kein Geistlicher irgend einer von den drei Konfessionen sollte angetastet oder gekränkt werden. So schwebte die Toleranz, der leitende Gedanke Oraniens, dem Dieser sein ganzes Leben hindurch treu blieb, als eine viel verheißende Morgenröthe über der ersten freien Staatenversammlung. Noch während sie in Dordrecht jene Beschlüsse faßte, traten Rotterdam, Schiedam und Delftshaven, aus welchen Orten Alba seine Besatzungen gezogen hatte, auf die Seite Oraniens, ebenso Delft, welches bis dahin nur die Furcht vor der Nähe der spanischen Truppen in Rotterdam von einer Erklärung abgehalten hatte, desgleichen Woerden und Schoonhoven.

Durch die Unterstützung der holländischen Staaten sah sich nun auch Oranien endlich in den Stand gesetzt, sein Heer in die Niederlande zu führen und dem Kampfe gegen Alba somit einem mächtigen Rückhalt zu sichern. Sein erster Zweck war, das wichtige Mons zu entsetzen. Vergeblich hatten die Belagerten verschiedene Ausfälle gethan; vergeblich war Genlis mit 7000 Mann dahin gezogen; Alba's Sohn Don Friedrich hatte sie bei St. Guilain aufgerieben und Genlis zum Gefangenen gemacht. Man brachte ihn in die Citadelle von Antwerpen, wo er nach wenigen Tagen in seinem Bette todt gefunden wurde. Schon stand Alba selbst mit seiner ganzen Macht vor Mons. Nun zog Oranien mit einem Heere von 11,000 Mann zu Fuß und 6000 zu Roß ins Oberquartier von Geldern, und Proklamationen, die Ursachen seiner Rüstung gegen Alba verkündigend, flogen ihm überall voran. *) Roeremonde,

---

*) Diesem Zeitpunkt gehört wohl auch das herrliche Volkslied (nach der Weise des „Wilhelmus von Nassouwe") an:

„Ihr siebenzehn Provinzen
Stellt euch nun auf den Fuß,

welches sich weigerte, sein Heer zu verpflegen, wurde erstürmt und seine wilden zügellosen Soldaten befleckten bei dieser Gelegenheit ihre Hände mit dem Blut der Mönche und Priester. Diese Ausschweifungen mißfielen dem Prinzen im höchsten Grade; denn sie widersprachen nicht bloß seinen Grundsätzen von Toleranz, sondern sie mußten auch die Herzen des Volkes, als

---

* Führt die Wiederkehr des Prinzen
Euch freundlich zu Gemüth!
Stellt Euch unter seinen Pannieren,
Recht wie ein treuer Mann,
Und helfet auslogiren
Duc d'Alba den Tyrann!

Er (der Prinz) kömmt nicht, euch zu verderben,
Treulich sei dies geglaubt,
Nein, nur um wieder zu erben,
Dessen man ihn beraubt.
Zu gut dem König von Spanien
Reicht frei nur ihm die Hand,
Dem Prinzen von Oranien
Als seinem Lieutenant.

Sein Trommeln und Trompeten
Bringen euch keine Gefahr,
Er will nur bringen in Nöthen
Duc d'Alba, den Barbar.
Speis't Reiter und Soldaten
Des Prinzen in eurem Haus,
Euer Schaden soll euch batten,
Er muß zum Land heraus.

Vliessingen hat begonnen
Zu spielen solchen Tanz,
Damit hat es gewonnen
Sich reichen Lorbeerkranz.
Holland will auch eins wagen,
Ihr all sein' Prinzipal',
Laßt euch das Werk behagen
Ihr Landes General'!

dessen Befreier er erschien, von ihm abwendig machen. Deßhalb und auf die Vorstellungen der Staaten von Holland, daß gleiche Ausschweifungen der Soldaten auch in Holland vorfielen, erließ er unter'm 24. August ein Plakat, worin er die Aufrechthaltung der Religionsfreiheit ebenso streng anbefahl als

---

Nicht handelt sichs um Pillagie
Von Freunden, Land und Städt',
Nur um die große Couragie
Des Grafen von Lumé.
Der Grafe von Nassouwe,
Das rein, fromm, edel Blut,
Will nicht, daß man Jemand beraube
An Ehre, Leib und Gut.

Schickt Euch, ihr bösen Rebellen,
Die's Landes Wohlfahrt beneid't,
Des Antichrists Gesellen,
Die die Wahrheit bestreit't,
An Gottes Wort Uebelthäter
Und seinem heiligen Thron,
Ihr sollt als Landesverräther
Noch kriegen euern Lohn.

Kriegsvolk will ich euch rüsten,
In Gott besteht eure Kraft,
Kämpft ritterlich mit Lüsten
In Sturm, in Schlacht und Wacht,
Für Gottes Wort, Landes=Rechte
Mit einem verbundenen Schild;
Der Lohn der frommen Knechte
Wird euch, wenn alles erfüllt.

Wollt Schwert und Speer nicht sparen!
Was Babel hat gethan
Denn treuen Gottesdienern (Dienaeren),
Den Lohn dafür soll es empfah'n.
Den Vögeln thut Mahlzeit kochen
Jetzt von der Huren Fleisch,
Das Blut soll werden gerochen
Ganz nach der Schrift Geheiß.

er dem Kriegsvolk jede Kränkung und Mißhandlung der Geistlichkeit verbot. Gleichwohl vermochte er den wilden Geist seiner Truppen nicht zu bändigen und nicht bloß gemeine Soldaten, sondern auch Hauptleute ließen ihrem Fanatismus freien Lauf. Die Folge davon war, daß man ihn auf seinem ganzen Marsch durch die katholischen südlichen Provinzen nicht als Retter, sondern als Feind betrachtete. Zum zweitenmale zog er denn jetzt über die Maas. Er bemächtigte sich Mechelns, Löwens, welches die angedrohte Plünderung abkaufte, Termondes (Dendermondes) und Oudenaardens, wo sich sein Kriegsvolk abermals die schändlichsten Grausamkeiten gegen die Geistlichen zu Schulden kommen ließ; so wurden sechszehn Priester, an Händen und Füßen gefesselt, ertränkt. Am 8. September kam er endlich vor Mons an.

Kurz vorher erhielt er eine Nachricht, welche ihn mit dem tiefsten Entsetzen erfüllte, — nicht bloß ihn, sondern alle Protestanten, — nicht bloß Diese, sondern auch jedes Menschenherz überhaupt, welches an Menschlichkeit glaubte. In der Bartholomäusnacht (vom 23. auf den 24. August 1572) waren die Hugenotten in Paris dem Haße der Königin Mutter, Katharina von Medici, und dem Fanatismus der Guiseschen Parthei zum Opfer gefallen; Oraniens edler Freund, der in Ehren ergraute

---

Prinzliche, Gott sei gepriesen,
Euer Volk den Sieg erlebt,
Es werde Jenen bewiesen,
Daß ihr regiert und lebt,
Wenn eurem Wort sie folgen
Mit Herzen treugesinnt,
Auf daß ihr in allen Sachen
Das Lob, den Preis gewinnt.

(Geusen-Liederbuch. N. XXII. bei Münch niederl. Museum.)

Admiral Coligny lag, die Brust durchstoßen, das Antlitz voller Wunden, mit viehischer Wuth verstümmelt, als Leiche vor seinem Hause. Durch die Straßen scholl der teuflische Spott des rasenden Tavannes: „Laßt zur Ader!" und König Karl IX. rief zum Fenster des Louvre hinaus: „Tue! Tue!" und schoß auf die Unglücklichen, die sich, die Seine durchschwimmend, retten wollten. Der Hof hatte Jagd gehalten auf das Volk; das Blut von wenigstens 50,000 Protestanten hatte die Furcht vor ihnen zum Schweigen bringen müssen. Der römische Katholicismus schien jetzt in Frankreich befestigt zu sein; Papst Gregor XIII. hielt eine feierliche Dankprozession. — Oranien sah nun plötzlich völlig klar; deßhalb also jene Versöhnung des Hofes mit den Hugenotten, deßhalb alle jene Beweise von Freundlichkeit und Vertrauen! Sie waren bloß schlau berechnet gewesen, um die Verhaßten nach Paris in's sichere Verderben zu locken. Mit diesem einen Schlage waren alle Hoffnungen Oraniens auf Beistand aus Frankreich vernichtet, und nichts blieb ihm, bei dem unruhigen, unzuverläßigem Geist seines Heeres, bei der feindlichen Stimmung in den südlichen Provinzen gegen dasselbe, bei Alba's Uebermacht, — nichts blieb ihm jetzt übrig, als — den Entsatz von Mons so rasch als möglich und um jeden Preis zu bewirken. Seine Lage war ganz dieselbe wie bei seinem ersten Feldzug. Auch Alba sah dies ein und befolgte denselben Kriegsplan wie damals. Vergeblich suchte ihn Oranien zu einer offenen Feldschlacht zu bewegen; zwar fielen einzelne kleine Gefechte vor, aber im Ganzen ließ sich Alba nicht aus seinem wohlverschanzten, sichren Lager vor Mons herauslocken. Vergeblich griff ihn Oranien darin an; er mußte — und zwar nicht ohne schweren Verlust — zurückweichen. Umso besser gelang dem kühnen Julian Romero ein nächtlicher Angriff mit 200 Mann auserlesenen Fußvolks und 800 Reitern auf

das Lager Oraniens. Die Schildwachen wurden niedergestoßen; bevor noch der Ruf „zu den Waffen" erscholl, waren die Spanier schon mitten ihm Lager, hatten vierhundert von des Prinzen Soldaten erschlagen und das Lager selbst in Brand gesteckt. Oranien entrann dem gewissen Tode nur dadurch, daß ihn sein treues Hündchen, welches in seinem Bette schlief, noch zu rechter Zeit weckte. Oranien überzeugte sich nun, daß jeder Versuch, Mons zu entsetzen, fruchtlos sei, und da er zugleich eine Meuterei seiner deutschen Truppen wegen Soldmangels befürchtete, so beschloß er, von Mons abzuziehen, so sehr ihn auch der Gedanke mit Kummer erfüllte, seinen Bruder Ludwig und die Niederlande ihrem Schicksal überlassen und zum zweiten male alle seine Anstrengungen vergeblich sehn zu müssen, — es blieb ihm doch nichts Anderes übrig, als der eisernen Nothwendigkeit zu gehorchen. Nur die Hoffnung gab er nicht verloren. Er führte sein Heer an den Rhein, dankte es ab und zog sich nach Holland zurück. Bald ergab sich Mons dem Herzog von Alba (am 19. September 1572) auf die Bedingung freien Abzuges. Wider seine Gewohnheit hielt Alba diesmal sein Wort; die wilden Geusen, die an den gefangenen Spaniern alle Gräuel rächten, welche Jene an Diesen zu verüben pflegten, hatten ihn dadurch gezwungen, das Völkerrecht zu achten. Mit wallenden Fahnen und brennenden Lunten zogen die französischen Truppen der Besatzung, mit Dolch und Degen die niederländischen aus Mons. Graf Ludwig begab sich nach Dillenburg in Deutschland. In Mons aber wurde nun ein Filialrath der Unruhen errichtet, dessen Mitglieder ein Niederländer, der Herr von Noircarmes ernannte und der bald mit dem Blutrath zu Brüssel weiteiferte. Die Henker bekamen Arbeit. Bürger, die bei der Befestigung der Stadt gearbeitet hatten, büßten dies auf dem Schaffot. Arme, die den protestantischen

Predigten beigewohnt hatten, um an der — Almosenspende Theil zu nehmen, wurden hingerichtet; ein gleiches Loos fand ein Greis von 62 Jahren, der es — geduldet hatte, daß sein Sohn die Waffen gegen Alba trug, ja ein Mann, der an einem Freitag Fleisch gegessen! Wer sich weigerte zu beichten, wurde statt durchs Schwert durch die Flammen hingerichtet und kein Tag verging, an welchem man nicht 10 bis 20 Schlachtopfer fand, die durch den Strang und das Schwert, oder auf dem Scheiterhaufen endeten. So schauderhaft mußte die Bürschaft für ihre Opposition gegen Alba und den servilen Magistrat büßen.*)

Bald zeigten sich die wichtigen Folgen des Verlustes von Mons. Alle jene Städte in Brabant, deren sich Oranien kürzlich bemeistert hatte, ergaben sich jetzt dem Herzoge von Alba, welcher übrigens den alten Haß gegen sich dadurch auffrischte, daß er ihnen größere oder geringere Geldbußen auferlegte, weil sie nassauische Besatzungen eingenommen hatten; das reiche Mecheln wurde von den spanischen Truppen sogar wie

---

*) Ein anderes Beispiel barbarischer Grausamkeit war Folgendes. Junker Anton van Uutenhove, ein Genter Edelmann, der unter dem Admiral van der Mark den Briel hatte einnehmen helfen, und im October 1572 in Alba's Hände fiel, wurde in Brüssel folgendermaßen „geexecuteerd“.

„Hy werd met eenen keten aen eenen staek (Stange) gehegt en met een vier omringt en besloten, om de Spaigniaerden te dienen tot een tydverdryf, hem keerende rondomme den stake, als een arm beeste, en die zoo lange in sulken verdriet ende pyne moeste blyven, tot dat de hallebardiers zelve, medelyden met hem hebbende, hem deden doorsteken tegen den dank van den hertog.“ — Alba ließ übrigens auch Mehren, welche zum Scheiterhaufen verdammt waren, große, platte Paquete Schießpulver auf die Brust binden, um das Volk durch den Knall und die folgende Schwärzung der Opfer glauben zu machen, der Teufel habe den Armen die Seele aus dem Leibe gerissen. Cannaert „Bydragen tot de kennis van het oude Strafrecht in Vlaenderen. Derde vermeerderde Uitgave. Gend 1835.“ Ein kostbares Werk für besonders das 16. Jhdt. in Hinsicht auf Rechtsgeschichte.

eine eroberte Stadt behandelt, geplündert und mit allen Gräueln erfüllt, für welche die Sprache Namen hat. Alba befahl sie zwar nicht, aber er bestrafte sie auch nicht und hieß also stillschweigend die von den Soldaten begangenen Verbrechen gut. Während er so sein Andenken schändete, benützte er jedoch anderseits klug und rasch den glücklichen Erfolg. Im Oktober entsetzte der heldenmüthige Spanier Mondragon die Stadt Tergoes auf der Nordküste Süd-Bevelands, welche von den Holländern belagert wurde. Neue Hoffnung erfüllte nun Alba's Herz, den ganzen Aufstand unterdrücken zu können, und verschiedene Umstände schienen sich hierbei zu seinen Gunsten zu vereinigen, besonders aber die Unzufriedenheit in den abgefallenen Provinzen selbst. Der wilde Dietrich von Sonoy und der unversöhnliche Priesterfeind Graf Wilhelm von der Mark hausten nämlich im rohen Trotz auf die Gewalt lediglich nach ihrer Willkühr; keck und übermüthig trat ihr Kriegsvolk das Recht mit Füßen, das es doch gegen die fremden Zwingherrn beschützen sollte, und jene beiden Befehlshaber bezeigten nicht die mindeste Lust, die Zügellosigkeit ihrer Soldaten zu beschränken; schon erhoben sich laute Stimmen des Unwillens im Volke: „selbst unter der spanischen Herrschaft wäre das Land kaum ärger bedrückt worden als jetzt." —

Alba zog über Maastricht nach Nymwegen und hatte es seinem Sohne Don Friedrich übertragen, die empörten nördlichen Provinzen zu unterwerfen. Friedrich handelte — in jeder Beziehung, sowohl was die Kriegskunst als was die Grausamkeit betraf, — im Geiste seines Vaters; es schien, als wollte er durch seine Handlungen den Fluch verdienen, der auf seinem Geburtsnamen haftete. Am 22. November 1572 lagerte er sich vor der festen Stadt Zütphen an der Yssel und forderte sie zur Uebergabe auf. Hier herrschte Uneinigkeit zwischen der

Besatzung und der Bürgerschaft, und in der Nacht verließ die Erstere die Stadt. Da brachen die Spanier, über die verzögerte Antwort ergrimmt, hinein. Rasch steckten sie die Stadt an acht Enden in Brand; wer ihnen in den Weg kam, fiel durch Dolch, Pike und Kugel, ganze Haufen wehrloser Bürger stürzten sie in die Fluthen der Yssel. In allen Häusern wühlte die unersättliche Beutelust, und thierische Rohheit trieb grausamen Hohn mit allem Elend und aller Scham. Wer am Leben blieb, mußte es den zügellosen Banden durch schwere Schatzung abkaufen und selbst die Geistlichkeit wurde durch ihre Würde nicht geschützt. Mit großem Schmerz vernahm Oranien diese Gräuel, und zugleich mit noch größerer Besorgniß, daß ganz Holland dadurch entmuthigt werden möchte. Deßhalb beschloß er rasch mit 40 Fähnlein nach Over-Yssel zu ziehen, um die Feinde dort zu beschäftigen und von Holland abzuhalten.

Da vernahm er plötzlich, daß sein Schwager, der Graf Wilhelm van den Berg, rath- und muthlos jene Provinz verlassen habe und nach Deutschland geflohen sei. Es war nicht der erste Beweis von van den Bergs niedriger Gesinnung. Schon damals, als die drohende Gefahr über den Häuptern der verbündeten Edlen schwebte, hatte er durch Schmeichelei das seinige zu retten gesucht, und vielleicht nur, weil ihn Alba demungeachtet verbannte, befand er sich seit jener Zeit auf der Seite Oraniens und der Freiheitsfreunde. Wilhelm van den Berg besaß für die thätige Rolle, die ihm der Prinz dabei zugedacht hatte, weder Besonnenheit, noch Energie; der Mangel an Beiden erzeugte die Feigheit, die er jetzt in einem so wichtigen Augenblicke bewies. Diese Feigheit fügte der guten Sache einen unberechenbaren Schaden zu. Denn nun zerstreuten sich die Besatzungen fast aller Städte in Gelderm und diese ergaben sich — bis auf Bommel — dem Sohne Alba's.

Auch in Friesland entschied sich das Glück für die Spanier; dort stand der tapfre Herr von Billy an ihrer Spitze, aber ihm gegenüber der Adel des Landes in alter friesischer Kraft. Zwar schlug Billy bei Staveren 6000 Mann nassauischen Kriegvolks; zwar folgte Graf Justus von Schauenburg dem Beispiel des feigen Grafen van den Berg und entfloh aus Friesland; zwar unterwarfen sich nun die Städte und mußten auf Alba's Befehl ihre Mauern und Wälle schleifen. Aber der Adel übte mit vereinzelter und doch noch gewaltiger Kraft Thaten, ewigen Nachruhms ebensowerth wie die jener gefeierten Helden des Alterthums.

Don Friedrich hatte sich der Städte Hattem, Elburg und Harderwyck bemächtigt; Amersfort, von seiner Besatzung verlassen, war in der Gewalt Bossü's. In allen nördlichen Provinzen, bis auf Holland und Seeland, war der Aufstand unterdrückt, waren die Spanier wieder Meister. Nach Holland selbst stand dem kühnen Sohne Alba's der Weg durch die Veluwe jetzt offen und die Amsterdamer, deren Magistrat an Fanatismus mit Alba wetteiferte, drangen darauf, das Feuer des Aufstandes in ihrer Nähe rasch zu dämpfen. Gerne hörte Alba solche Wünsche und deßhalb ertheilte er seinem Sohne Befehl, sich vor allem der Städte Naarden an der Zuidersee und Haarlem zu bemächtigen.

In Naarden lag eine Besatzung von ungefähr 120 deutschen Soldaten und erst kürzlich war in diesem Städtchen statt des alten Raths ein neuer gewählt worden, welcher zum Theil aus Protestanten bestand und sich überzeugt hielt, daß die Spanier nicht eher vor Naarden kommen würden, als bis sie sich Buurens bemächtigt hätten. Aber diese Sorglosigkeit verschwand und mit ihr aller Muth der Bürger, als sie erfuhren: „Don Friedrich ziehe mit seinem ganzen Heere gegen

Naarden heran." Nun sandten sie dem Feldherrn zwei Bevollmächtigte entgegen; aber dieser würdigte sie keines Gehörs, zog weiter und umringte die Stadt. Endlich erlangte ein Schöffe bei Don Friedrich Gehör und als Dieser ihn fragte, ob sich die Stadt ihrer Besatzung entledigt habe, versicherte es der Schöffe eidlich. Auch hatten wirklich einige Reiter die Stadt verlassen; der größere Theil der Besatzung befand sich jedoch in der Stadt, wo Magistrat und Bürgerschaft sie zu bleiben nöthigten. Don Friedrich kannte die Unwahrheit der Aussage und sein Entschluß war gefaßt. Am ersten Dezember begaben sich sechs Bevollmächtigte der Stadt, worunter Hortensius, der Rektor der gelehrten Schule, ins feindliche Lager zu Laagbußem und begegneten unterwegs dem Obersten Julian Romero. Als ihnen Dieser ankündigte: „Don Friedrich habe das Schicksal Naardens in seine Hand gelegt," fielen sie dem Krieger zu Füßen und wollten ihm die Schlüssel der Stadt überreichen. Doch finster weigerte sich Romero, diese anzunehmen; endlich gelobte er ihnen auf ihre anhaltenden Bitten mit seinem Handschlag, ihr Gut und Blut sollten nicht angetastet werden. Vor diesem feierlichen Versprechen öffneten sich die Thore Naardens und arglos sahen die Bürger in ihren Straßen die trotzigen Schaaren einziehen; geschäftig rüstete Jeder das Mal und bewirthete die gefürchteten Gäste. Indessen hatte Romero sich und seinen Soldaten einen entsetzlichen Nachtisch bereitet. Nach aufgehobener Tafel ließ er unter Trommelschlag den Bürgern und der Besatzung gebieten, sich unbewaffnet in der Spitalkirche einzufinden, um dem König den Eid der Treue zu erneuern. Es geschah; nur Wenige, von geheimer Ahndung gewarnt, verbargen sich. Mit Verwunderung sah man einige Zeit lang einen katholischen Priester vor der Kirche auf und niederwandeln, — als Dieser jetzt plötzlich in dieselbe tritt und ihnen zuruft: „Bereitet

euch zum Tode; eure Stunde hat geschlagen!" Jammer der verrathenen, wehrlosen Menschen übertäubt die letzten Worte des Priesters; Todesschrecken entfärbt jedes Angesicht. Da stürzen die Spanier herein, die Waffen in der Hand, teuflischen Hohn auf den Stirnen, jede Fieber von Mordlust straff. Entsetzlicher Augenblick! Von vierhundert wehrlosen Menschen, die dem gegebenen Worte, die dem Frieden des Gotteshauses vertrauten, bleiben nur vier am Leben; und diese vier rettet bloß die Habsucht der Mörder, welche für einen Moment deren Blutdurst beschwichtigt. Selbst seinen eigenen Gastfreund verschont Romero nicht; aber es ist derselbe Mann, der im Lager den falschen Eid geschworen; so viele Hunderte hauchen jetzt dafür den letzten Odem aus. Ein Teppich von Blut decket den Fußboden der Kirche; Leichen liegen in gräßlichen Gruppen ringsumher; da wirft man die Brandfakel in das geschändete Haus des Herrn, gleich als sollten die Mauern die Menschen nicht überleben. Aber noch sind die Gräuel nicht erschöpft. Der Anblick des Todeskampfes so Vieler, der heiße Dampf des Blutes hat die Mörder berauscht. Das Werk in der Kirche gethan, stürmen sie hinaus auf die Straßen und dringen in die Häuser, wo sie kurz vorher getafelt haben. Wer ihnen auf der Straße begegnet, fällt, von ihren Schüssen, von ihren Hieben und Stichen mehr als einmal durchbohrt. Das Tödten selbst genügt den Rasenden nicht mehr, sie müssen ihre Schlachtopfer verstümmeln, zerstücken. Sie trinken das warme Blut, sie ermorden Kranke in den Betten, sie treiben Ballspiel mit Menschenleben. Frauen und Mädchen jedes Alters werden viehisch mißbraucht, selbst das Kindesalter ist den rasenden Siegern nicht heilig. Nur den gelehrten Rektor Hortensius erhält ein Spanier am Leben, der einst sein Schüler gewesen. Vergebens fleht der Bürgermeister um Schonung und bietet ein großes

Lösegeld; Alba's Sohn, der während der Gräuelscenen in die Stadt eingezogen, läßt ihn vor dessen eigener Hausthüre aufknüpfen. Alba's Sohn thut noch mehr; er will nicht der Einzige sein, dessen Hände von Blut rein bleiben; mit eigner Hand durchbohrt er einige Herzen. Wer denkt bei diesem Blutbad an Widerstand? Man läßt sich morden, wie eine Heerde Lämmer vom Metzger, — betäubt von Vertrauen, von Gastfreundschaft, von Schrecken. Nur ein Schmied, Hubert Willemszoon van der Eiken, vertheidigt, ein Schwert in der einen, einen Fußschemel in der anderen Hand, die Schwelle seines Hauses einige Zeit lang. Endlich sinkt er schwer verwundet zu Boden, doch sinkend faßt er noch mit beiden Händen nach den Degen zweier Spanier. Sie ziehen die Waffen zurück und durchschneiden ihm so die Finger. Seine Tochter wirft sich den Mördern zu Füßen und schreit um Gnade. Da durchbohren jene Barbaren den Vater und spritzen sein Blut der Tochter ins Gesicht. Gleichen Schritt mit dem Mord hält die Plünderung, hält die Zerstörung; kein Stein von den Stadtmauern und Thoren bleibt auf dem anderen. So bezeichnet Alba's Sohn seine Laufbahn den Holländern, denen nun sein Angriff zunächst gilt. Im folgenden Jahre wurde Naarden noch überdieß durch einen Beschluß Alba's aller städtischen Freiheiten verlustig erklärt.

Don Friedrich hatte, dem Schreckenssystem seines Vaters getreu, Holland und Seeland durch die Gräuel in Naarden zu entmuthigen gehofft. Er erreichte (wie auch sonst sein Vater) gerade das Gegentheil. Der Schrecken über die Gräuel erhöhte nur den Grimm über die Treulosigkeit und den Abscheu, sich der spanischen Herrschaft wieder zu unterwerfen; und begeistert gelobten sich die holländischen Städte von Oraniens Parthei, keine Unterhandlungen mit dem Feinde einzugehen, sondern sich gegen denselben bis aufs Aeußerste zu vertheidigen.

Zu diesem hochherzigen Entschluße trug die persönliche Anwesenheit Oraniens in Holland nicht wenig bei. Es ist ebenso wohlthuend für das menschliche Gefühl, sich nach jenen Grausamkeiten der Spanier an dem Anblick eines stillen, besonnenen und kräftigen Wirkens, eines wechselseitigen Vertrauens zwischen dem Volke und dessen Beschützer zu erholen, als es interessant ist, den Charakter des Prinzen und die Entwicklung einer freien, selbstständigen Verfassung zu belauschen, wobei der natürliche Trieb des Volkes zur Autonomie mit den Einflüßen der Gewohnheit, von einem Monarchen beherrscht zu werden, weniger streitet als sich zu vermitteln strebt und wobei gerade der Mann, dem das Vertrauen des Volkes die höchste Macht in die Hand gibt, unbewegt von den verführerischen Reizen der Herrschsucht, die Garantieen der Freiheit befestigt.

Schon damals, als Oranien bei'm Beginn seines erfolglosen Feldzuges von den Staaten Hollands eine wichtige Geldunterstützung erhielt, hatte er feierlich erklärt, „die alten Vorrechte des Landes zu bewahren," weßhalb er den Staaten auftrug, von denselben Abschriften zu nehmen und eine Liste derselben aufzusetzen; — ein Schritt, welcher nicht sowohl der Stellung eines befreundeten Feldherrn als der gräflichen (d. i. landesherrlichen) Machtvollkommenheit über Holland entsprach. Ebenso hatte Oranien ferner die Staaten von Holland vermocht, im Haag eine Rechnungskammer zu errichten, deren Beamte seiner besonderen Anerkennung unterworfen waren. Zur Anstellung der Räthe des Hofes von Holland bezeichneten ihm die Staaten eine Zahl verschiedener tauglicher Männer, unter welchen er die Auswahl hatte. Die Soldaten wurden für ihn, als Statthalter und für die Staaten zugleich — vereidigt. Alle diese Anstalten bezeichneten deutlich die Rechte des Landesherrn, welche Oranien als dessen

Statthalter ausübte, aber noch bei weitem einflußreicher als durch diesen Rechtstitel wurde Oraniens Wirksamkeit durch das persönliche Verhältniß, in welchem er zu Holland stand; es war das eines hochverehrten Freundes, eines geliebten Vaters. Es ist eine wahre Freude, die segensreichen Wirkungen dieses schönen Verhältnisses zu belauschen. Die Staaten von Holland hatten Oranien dringend ersucht, in die Provinz zu kommen. Als er, am 20. Oktober 1572 in Enkhuizen ankam, drängte sich Alles wie bei einem Fest nach seinem Anblik. Einige Tage hielt er sich dort auf, wo er zur Ausrüstung einiger Kriegsschiffe und zur besseren Befestigung der Stadt Anstalten traf. Die Bürgerschaft betrieb Letzteres mit so großem Eifer, daß in 17 Tagen ein Bollwerk vor dem SüdertHore fertig stand, welches zu immerwährendem Gedächtniß der patriotischen Bereitwilligkeit den Namen „Willigenburg“ erhielt. Nachdem Oranien noch andre holländische Städte besucht hatte, begab er sich nach Haarlem, wo sich die Staaten zur Versammlung einfanden, und zwar auf seine Berufung, welche ihm als statthalterliches Recht zustand. Auf dieser Versammlung richtete er den Hof von Holland und die Rechnungskammer im Haag wieder auf, welche beide aber bald darnach, in Folge der Kriegsereignisse, nach Delft verlegt wurden, wohin sich auch Oranien kurz darauf begab. Von Delft aus wurden nun, zu Ende des Jahres 1572 und zu Anfang des folgenden — nicht im Namen des Königs, wie bisher, sondern bloß im Namen Oraniens als Statthalters, und der Staaten — verschiedene Plakate und Verordnungen über Kriegs-, Regierungs-, Handels- und Finanzangelegenheiten erlassen. Oranien gebot allen Lehnsleuten, ihm, als Statthalter, den Staaten und dem Gemeinwohl den Eid der Treue zu leisten, wobei durch die verschärfende Klausel: „bei Verlust der Lehen,“ die Rechte des Grafen von

Holland, als Oberlehnsherrn, dem Prinzen-Statthalter zufielen. Dieser erließ ferner eine Münzordnung und ernannte die Befehlshaber für den Land- und Seekrieg. Er regelte das Besteuerungswesen mit großer Umsicht und milder Rücksicht auf die wichtigsten Lebensbedürfnisse des Volkes. Zur Verstärkung der Finanzen, deren das Land in seinem bedrängten Zustande so sehr bedurfte, öffnete er neue Quellen, nämlich die sogenannten „Urlaubs- und Geleitsgelder." Die Urlaubsgelder, welche zuerst in Seeland und bald darauf auch in Holland eingeführt wurden, flossen aus Freibriefen für fremde Kaufleute, wodurch diese bei Verführung ihrer Waaren, selbst nach feindlichen Hafenplätzen, vor den holländischen Kapern gesichert blieben. Sie brachten anfangs bedeutende Summen ein, wurden aber von den Kapern, die sich dadurch um ihren größeren Vortheil gebracht sahen, gar bald so wenig respektirt, daß die Kaufleute es für überflüßig hielten, länger solche Freibriefe zu bezahlen. Die Geleitsgelder flossen aus Ein- und Ausfuhrzöllen, um davon die Kosten der Kriegsschiffe zu bestreiten, welche die Kauffahrer begleiteten; auch sie brachten anfangs bedeutende Summen ein. Da nun Oranien solchermaßen eigentlich in der That landesherrliche Rechte ausübte, so unterlag er natürlich anderseits auch der alten vertragsmäßigen Beschränkung der landesherrlichen Macht durch die Staaten, ohne deren Rath und Zustimmung er keine Beschlüsse über die wichtigsten Angelegenheiten des Landes ergehen lassen durfte. Uebrigens legte er sich auch noch eine neue Beschränkung auf, durch welche das heilsame Gleichgewicht der Regierungsgewalten erhalten und befestigt werden sollte. Er richtete nämlich im Frühling 1573 einen eigenen Regierungsrath ein, welcher „neben ihm" und mit ihm in Vereinigung Staats- und Kriegsangelegenheiten zu

verwalten hatte. Ebenso bestand neben ihm der Finanz- und ein Admiralitätsrath. Des Königs Name wurde nun wieder an die Spitze der Verordnungen gestellt. Man sage nicht, daß dies etwas Unwesentliches sei. Im Gegentheil: diese Form war sehr wesentlich für die staatsrechtliche Entwicklung. Emanzipationen wie die nachfolgende Hollands würden uns bloß wie ideale Größen dastehen, wie Abstraktionen, wenn wir diese Mittelglieder nicht beachten. Das psychologische Moment erklärt hier die überraschenden Resultate, und wir erkennen in diesem besonnenen, vorsichtigen, stufenweisen Forschreiten den ganzen Charakter der Holländer, wie wir ihn, ehrenwerth und tüchtig, noch heute vor Augen haben. Uebrigens gehörte bei einer so ganz eigenthümlichen Zusammensetzung der Staatsgewalten, bei einer so merkwürdigen Entwicklung der Verhältnisse auch der Charakter Oraniens dazu, um die innigverbindende Einheit hervorzubringen und zu erhalten, welche zur Sicherheit des Landes in einer Zeit nöthig war, da nicht bloß die glücklichen Fortschritte der spanischen Uebermacht von Tag zu Tag von außen her größere Gefahren drohten, sondern auch im Lande selbst die rohen Kriegsbanden und deren trotzige Hauptleute die Ruhe störten. Die Redlichkeit Oraniens, nebst seiner Weisheit und Beharrlichkeit, einerseits, und das Vertrauen der Staaten zu ihm anderseits waren die Grundpfeiler der Ordnung in Holland. Nur durch diese innere, moralische Kraft war es möglich, daß Holland die Freiheit behaupten konnte.

Doch verfolgen wir den Gang der Kriegsbegebenheiten weiter. Ein merkwürdiges Ereigniß, worin Viele damals ein wunderbares Zeichen der göttlichen Vorsehung erkannten, trug wesentlich dazu bei, den Muth der Holländer nach der Kunde von den Gräueln in Zütphen und Naarden zu erhöhen und mit

jener ächten religiösen Kraft zu erfüllen, welche die Vaterlandsliebe unüberwindlich macht. Die Bewohner Enkhuizens und mehrer andrer Orte in Nordholland hatten im Y vor Amsterdam einige mit Ballast beschwerte Schiffwraks versenkt, um das Auslaufen von Kriegsschiffen aus dieser Stadt, welche der Sache der Freiheit so feindselig entgegenstand, zu verhindern. Während sich die kühnen Enkhuizer deßhalb noch auf der Zuidersee befanden, war plötzlich ein so strenger Frost eingetreten, daß ihre Schiffe, ungefähr eine Viertelstunde vom Diemerdyk, einfroren. Von den Elementen gefangen gehalten, sahen nun die Enkhuizer jeden Tag die Spanier längs des Deiches heranziehen und hatten ihr nahes Verderben vor Augen. Das Volk im Waterland hatte die Gefahr der Landsleute kaum erfahren, als es auch schon rüstig herbeieilte, um einen Fahrkanal im Eise auszuhauen, und durch denselben die Schiffe in sichre Häfen zu retten. Nach unsäglicher Mühe gelang dies auch mit den Galeeren; aber die größeren Schiffe waren, wie es schien, durch keines Menschen Kraft aus dem Eise zu befreien, und schon hatte Sonoy für den äußersten Fall Befehl ertheilt, sie lieber in Brand zu stecken. Da zerriß, als alle Hoffnung aufgegeben war, plötzlich ein Sturm aus Nordwesten den Eiskerker und trieb das Wasser so hoch auf, daß die Schiffe getrost über die Untiefen hinwegsegeln konnten und noch am selben Tage nach Hoorn und Enkhuizen heimkehrten. Als ein Wunder galt diese Befreiung den frommen Gemüthern.

Indessen hatte Don Friedrich sein Hauptaugenmerk auf den Besitz Haarlems geworfen, das durch seine Lage auf jener schmalen Landstrecke zwischen der offenen Nordsee und dem Y, welche Nord- und Südholland verbindet, den Freunden der Freiheit im Norden eben so wichtig, wie es den Spaniern, als Pforte des Nordens und Südens, wünschenswerth war. Zu diesem

Ende hatten sowohl Bossü als auch die städtische Regierung Amsterdams Haarlem ermahnt, sich dem Herzog von Alba freiwillig zu ergeben. Und wirklich verfügten sich Junker Christoph van Schagen, der Altbürgermeister Dirk de Fries, und der Pensionär der Stadt, Adrian van Assendelft, in Auftrag eines Theils der Schöffen nach Amsterdam, um mit Don Friedrich, welcher sich dort befand, in Unterhandlungen zu treten. Aber ihre Gesinnung und die ihrer Kommittenten war keineswegs die der ganzen Bürgerschaft. Kaum hatte der oberste Hauptmann der Stadt Wybout van Ripperda, ein Friese, von jener Sendung erfahren, als er die muthige Schützengilde und viele andre Bürger auf dem neuen Schießplatz zusammenberief und also sprach: „Ihr Alle wißt, wie der Magistrat dieser Stadt geschworen hat, ohne mein und der sieben ersten Hauptleute Vorwissen sich in keine Unterhandlung mit den Spaniern einzulassen. Dennoch hat es der Magistrat gewagt, in einer Sache, wo es Pflicht war, die Meinung der ganzen Gemeinde anzuhören, jenem Eide zuwider, Gesandte nach Amsterdam abzufertigen, die dort vor dem spanischen Uebermuth auf die Kniee sinken sollen; denkt Niemand des Blutes mehr, das in Mecheln, in Zütphen, in Naarden vergossen ward? Kann Jemand so sinnenbethört sein, auf gleißende Versprechungen zu achten, wenn Menschen sie geben, die mit Eiden ein ruchloses Spiel treiben? Mir wenigstens soll's nun und nimmer in den Sinn kommen, mich auf das Wort eines Romero oder jener Sklaven des Tyrannen in Amsterdam zu verlassen. Besser und ehrenvoller, seinem Eid und der Freiheit bis zum letzten Blutstropfen treu zu bleiben, als sich freiwillig in Knechtschaft hinzustürzen, um dann doch nur spanischer Büberei unter tausend Qualen zu erliegen! Das ist eines Friesen Entschluß; aber Holland gebiert auch Männer, und mich verlangt's zu hören, ob die Herzen in

Haarlem mich verstehn.“ Seine Rede riß alle zur Begeisterung hin; und wie aus einem Munde erscholl der Schwur: „Gut und Blut fürs Vaterland!“ Rasch und eifrig ward nun zur Gegenwehr gerüstet, ward Oranien von der Lage der Stadt in Kenntniß gesetzt und eine Verstärkung von Kriegsvolk nach Haarlem berufen. Oranien und die Staaten ermuthigten die edlen Bürger und versprachen, alle Kosten zur Unterhaltung der Besatzung aus dem Gemeinschatz zu vergüten. Bald erschien in Oraniens Auftrag Philipp Marnix von St. Aldegonde in Haarlem, veränderte die Regierung, indem er neue Bürgermeister und statt der verzagten Schöffen eine Anzahl neuer einsetzte, und übergab mehre Kirchen, nach Ausräumung der Bilder, dem reformirten Gottesdienst. Zwei von jenen drei Bevollmächtigten, welche von Amsterdam zurückgekehrt waren, wurden gefangen genommen, der Eine enthauptet, der Andre starb in der Haft.

Nun brach Don Friedrich am 8. Dezember mit seinem Heere aus der Umgegend von Amsterdam auf, um Haarlem mit dem größten Nachdruck zu belagern, wiewohl es ihm lieber gewesen wäre, die Stadt durch Vertrag in seine Gewalt zu bringen, denn er erwog reiflich alle Mühseligkeiten eines Winterfeldzuges. Schon der Weg bis nach Haarlem kostete ihm einen harten Kampf. Er fand ihn nämlich durch zwei Bollwerke versperrt und mußte sein Heer auf einem Umweg über das Eis führen, worauf er die Verschanzung auf der Westseite, wo sie am schwächsten war, angriff und nach einem heftigen Widerstand eroberte. Am 11. Dezember erschienen die ersten Spanier vor der Stadt und besetzten sogleich das nach alter Sitte außerhalb derselben angelegte Leprosenhaus. Bald kam auch Don Friedrich mit der Hauptmacht, die endlich bis auf 30,000 Mann, worunter 1500 Reiter waren, anwuchs. Er nahm sein Hauptquartier im Haus

te Kleef. Die so furchtbar bedrohte Stadt war nur schlecht befestigt und mit Lebensmitteln für die Dauer einer langen Belagerung wenig versehen. Aber das Meer stand ihr durch den Fluß Spaarne zur Zufuhr offen, und in der Stadt beseelte Männer und Frauen, Greise wie Jünglinge ein gleicher Heldenmuth, eine gleiche Hingebung für Freiheit und Vaterland. So stellte sich eine Wittwe von 46 Jahren, Kenau Hasselaer, mit Degen, Spieß und Flinte an die Spitze einer Schaar von dreihundert Frauen, welche in der gemeinsamen Noth mit den Männern um den Preis der Tapferkeit wetteiferten. Ueberdieß hatte die Stadt 1000 Schanzgräber in Dienst genommen und mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit wurde die Befestigung Haarlems vollendet, wurden längs des Meeres einige Schanzen aufgeworfen. Indessen verhielt sich auch Oranien nicht müßig; er sandte den Grafen von der Mark zum Entsatz der Stadt. Aber Dieser wurde bei Hilligom, einem Dorfe zwischen Haarlem und Leyden, wo er sich festgesetzt hatte, von den Spaniern unter Bossü, Noircarmes und Romero mit einem Verlust von 1000 Mann, vielen Fahnen und 4 Geschützen geschlagen und mußte froh sein, sein Leben durch die Flucht zu retten.

Nun erst begann Don Friedrich eigentlich die Belagerung Haarlems, und zwar in der Ueberzeugung, daß es sich kaum eine Woche würde halten können; die Laufgräben ließ er, eine neue Angabe in der Belagerungskunst benützend, in einer geraden Linie eröffnen. Vom 18. an wurde nun die Stadt auf das Heftigste beschossen und am 20. bestürmt. Angriff wie Vertheidigung waren gleich grimmig. Vergeblich trugen die Deutschen im spanischen Heere Brücken auf den Schultern heran, um die Gräben überschreiten zu können. Das Geschütz auf den Wällen schmetterte die Stürmenden zu Boden, und wenn es

den Feinden dennoch glückte, in die Nähe zu kommen, so strömte geschmolzenes Blei und siedendes Oel, so flammte brennendes Pech auf ihre Scheitel herab. Der Sturm ward abgeschlagen und Don Friedrich mußte auf eine regelmäßige Belagerung denken, da die Kühnheit der Vertheidiger seinen stolzen Traum, in Frist einer Woche Meister der Stadt zu sein, vernichtete. Er begann den Minenkrieg. Aber auch hierin begegneten ihm die Haarlemer mit Klugheit, Kraft und Ausdauer. Sie wagten Ausfälle, bauten unverdrossen neue Werke und gruben Gegenminen. An jenem grausamen Hohn, der sich in solchen Zeiten der furchtbarsten Aufregung Luft zu machen pflegt, fehlte es auf beiden Seiten nicht. So warfen die Spanier das blutige Haupt eines Befehlshabers, der frische Truppen nach Haarlem führen sollte und in ihre Gewalt gefallen war, mit der Schrift: „Diesen Kopf hat ein Mann verloren, der Haarlem entsetzen wollte", über die Mauer in die Stadt. Zur Antwort schleuderten die Belagerten die Häupter von elf gefangenen Spaniern mit der Schrift in's feindliche Lager: „Hier, Alba, hast du für den zehnten Pfennig, um dessen willen du Haarlem belagerst, zehn Köpfe; den elften nimm statt der Zinsen, damit du dich nicht über schlechte Bezahlung beklagen kannst."

So wuchs von Tag zu Tag, durch Glück und Unfälle, auf beiden Seiten die Erbitterung; aber Don Friedrich verlor dabei allmälig die Hoffnung, die Stadt anders als etwa durch Aushungerung nehmen zu können. Schon riethen ihm viele Befehlshaber, die Belagerung aufzuheben und er selbst war nicht abgeneigt, diesem Entschlusse beizupflichten. Da schrieb ihm sein Vater Alba, als er davon Kenntniß erhalten hatte: „Will Don Friedrich die Belagerung aufgeben, gut, so komme ich selbst, sie fortzusetzen, oder ich rufe seine Mutter aus Spa-

nien herbei, um die Stelle des Sohnes zu übernehmen." Die Beschämung über solchen Spott von Seiten des Vaters stachelte Friedrich's Grimm, und mit verdoppelter Kraft bot er Alles auf, um sich von der Zumuthung von Feigheit zu reinigen. Er beschloß, der Stadt die Zufuhr abzuschneiden, wozu ihm die Vereisung der Gewässer günstig schien. Im Februar 1573 trat jedoch Thauwetter ein und vier große Galeeren sowie eine kleine, welche die Haarlemer im Winter erbaut hatten, wurden nun glücklich vom Stapel gelassen, um die freie Zufuhr vom Haarlemer Meere her zu sichern. Dagegen ließen auch die Amsterdamer eine kleine Flotte unter Bossü auslaufen, um jenes Vorhaben zu vereiteln, und es kam zu verschiedenen Schiffstreffen, wobei die Uebermacht des Feindes manche Vortheile gewann.

Immer bedenklicher wurde die Lage der Haarlemer; immer mehr schwand die Möglichkeit eines Entsatzes. Nur abgerichtete Tauben unterhielten noch den brieflichen Verkehr der Stadt mit ihren Freunden außerhalb; jeder andre wurde unmöglich; und auch dieses Mittel wurde endlich durch Zufall entdeckt und vereitelt, indem die Spanier alle Tauben schossen, welche über ihrem Lager hinflogen. Schon meldete sich nun in Haarlem der Mangel an Lebensmitteln mit allen seinen Schrecken an. Man mußte Nothmünzen schlagen, gestempelte Stücke Silbers, die Jedermann, auch der Soldat, ohne Widerspruch annahm. Je größer die Noth, je höher wuchs der Muth; im Elend entfaltete sich die Blüte der Bürgertugenden, reifte die Frucht der Aufopferung, deren Kern den Ueberlebenden unverloren bleibt. Da gab es mehr als e i n e n Mann, der mit Lebensgefahr den Freunden Nachricht brachte, mehr als e i n e n, der zwei Säcke am Halse, (den einen mit Mehl, den andern mit Schießpulver gefüllt,) zwei Pistolen im Gürtel, an seinem Springstock über die Grä-

ben setzte, und, dem lauernden Feinde zum Trotz, in die Stadt kam; mehr als einen von diesen knüpften die Spanier, Angesichts der Belagerten, auf. Solche Barbarei erbitterte die Haarlemer zu gleichen Grausamkeiten. Sie ließen mehre spanisch gesinnte Katholiken auf dem Walle hinrichten; und um die Religion der Feinde zu verspotten, stopfte man die Breschen mit Heiligenbildern.

So währte die Belagerung Haarlems nun schon bis zum Frühling 1573, als die Spanier unter Bossü im Mai einen entscheidenden Sieg über eine Flotte Oraniens auf dem Haarlemer Meer davontrugen, in dessen Folge Jene dieses fortan behaupteten. Nun, da der Stadt die Zufuhr abgeschnitten war, zweifelten die Spanier nicht mehr an der baldigen Einnahme. Aber schon hatte Oranien unermüdlich einen trefflichen Rettungsplan ausersonnen. Wie die Spanier der belagerten Stadt, so suchte er jetzt hinwieder Diesen alle Zufuhr abzuschneiden. Die Spanier bezogen sie aus Amsterdam, und deßhalb ließ Oranien durch Sonoy den Diemerdyk besetzen, den einzigen Weg auf der Landseite, auf welchem die Spanier ihre Vorräthe von Amsterdam erhalten konnten. Zu diesem Zwecke wurde auf demselben eine Schanze aufgeworfen, aber die Amsterdamer vertrieben ihn daraus. Nun versuchte es Sonoy, den Diemerdyk zu durchgraben. Aber auch dadurch wurde der beabsichtigte Zweck nicht erreicht.

Indessen nahm die Hungersnoth in der Stadt immer zu, und mit ihr zugleich nagten endlich auch Besorgnisse an dem unvergleichlichen Muth der Belagerten. Was Menschen ersinnen, thun und ertragen können für einen erhabenen Zweck, das hatten die Haarlemer ersonnen, gethan und ertragen; um das fast übermenschlich Scheinende auszuhalten, war nicht Jedes stark genug. So erhoben sich denn murrende Stimmen gegen

die städtische Regierung und diese beschloß, Oranien nochmals die äußerste Gefahr der Stadt anzuzeigen, ihn um dringende Hülfe anzuflehn. Unterm Schalle von Trommeln und Trompeten entwich die Jacht, welche diese Botschaft bringen sollte, in einer rabendunklen Nacht glücklich mitten durch die feindlichen Schiffe. Mit tiefem Kummer vernahm Oranien, welcher die Rettung Haarlems seit dem Verlust des Meeres bereits aufgab, die Nachricht; gleichwohl beschloß er noch das Aeußerste, um die unglückliche Stadt zu retten oder wenigstens für den Augenblick mit Lebensmitteln zu versehen; viele Bürger aus den Nachbarstädten hatten sich, von Patriotismus und Mitleid hingerissen, dem Unternehmen freiwillig angeschlossen. Schon wehten schwarze Fahnen auf den Thürmen Haarlems, als Zeichen der äußersten Noth uud Verzweiflung für die Freunde. „Nur noch zwei Tage Geduld!“ war Oraniens Antwort darauf. Indessen rupfte man in Haarlem schon das Gras aus, das zwischen den Steinen auf der Straße wuchs; schon kochte man Ochsen- und Pferdehäute, ja Schuhleder weich, um nur den wüthenden Hunger zu stillen; Dieser zerriß die Mannszucht der Besatzung und trieb die Soldaten zur Plünderung in die Kaufläden.

Das Befreiungsheer, ungefähr 6400 Mann stark, hatte sich, unter dem Oberbefehl des Herrn von Batenburg, bei Sassem versammelt und brach von dort am 8. Juli 1573 auf, mit 7 Geschützen und 400 Wagen voll Mundvorrath und Kriegsbedürfnissen, um den Angriff auf das feindliche Lager auszuführen; während dessen sollten, so hatte man verabredet, die Haarlemer einen Ausfall auf die Spanier thun, damit diese zwischen zwei Feuern um so gewisser aufgerieben würden. Aber Don Friedrich hatte diesen Plan erfahren und traf schnell die geeigneten Gegenmaßregeln. Er ließ vor einer Bresche, durch welche der

Ausfall geschehen sollte, große Haufen feuchten Strohes anzünden, damit die Belagerten durch den Rauch verhindert würden, das Zeichen ihrer Freunde zum Ausfall zu erkennen. Hinter dem Feuer stellte er 5000 auserlesene Soldaten seines Fußvolks auf. Eben so viele sandte er, durch 500 Reiter verstärkt, gegen die Dünen hin, um den linken Flügel des Entsatzheeres anzugreifen; den rechten sollten sechs Regimenter unter Romero durchbrechen. Batenburg's Unvorsichtigkeit erleichterte dem Don Friedrich die Ausführung dieses Planes. Seine Vorhut fand das spanische Lager verlassen und drang sorglos in dasselbe ein. Dies hatte Don Friedrich erwartet und nun begann plötzlich ein mörderisches Feuer gegen beide Flügel des Befreiungsheeres. Bald vollendete die Verwirrung in demselben die Wirkung des Angriffs und die Niederlage. Batenburg selbst ertrank, das Geschütz, sowie aller Mund- und Kriegsvorrath blieben den siegreichen Spaniern als Beute. Die Haarlemer hatten das verabredete Zeichen zum Ausfall nicht gehört und das Getümmel des Kampfes im feindlichen Lager bloß für eine Kriegslist gehalten, dazu bestimmt, um sie in's Verderben zu locken. Durch einen barbarisch verstümmelten Gefangenen, den ihnen der Feind höhnend zuschickte, erfuhren sie erst den unglücklichen Ausgang des Befreiungsversuches, und nun war auch die letzte Hoffnung verloren.

Da faßten die Muthigsten in der Stadt den Entschluß, mit den Waffen in der Hand auszuziehen und sich durchs feindliche Lager durchzuschlagen. Doch die Frauen jammerten darüber und die Sorge um ihr Loos brachte es dahin, daß man den Entschluß abänderte. Nämlich in folgender Weise: Sieben Fähnlein (größtentheils aus Schützen bestehend) sollten den Zug eröffnen und durch die Feinde Bahn brechen, hierauf sollten der Magistrat und die Schützengilde, mit Weibern und Kindern

folgen und neun Fähnlein die Hinterhut bilden. Oranien wurde davon in Kenntniß gesetzt, um ihnen rasch mit Hülfe nahe sein zu können; und vorsichtig hatte man alle Brücken in der Stadt über den Spaarnefluß abgebrochen oder aufgezogen, alle Schiffe und Nachen versenkt, um den Feind am Nachsetzen zu verhindern. Diesen Entschluß, würdig der heldenmüthigen Standhaftigkeit, mit welcher sich Haarlem sieben Monate lang gegen eine überlegene Feindesmacht vertheidigt hatte, wußte Don Friedrich durch List zu vereiteln. Unter dem Namen des Grafen von Eberstein spielte er einen Brief in die Stadt, worin den Belagerten noch gewisse Hoffnung auf Gnade gemacht wurde, wofern sie sich augenblicklich ergeben würden. Dieser Brief erreichte vollkommen den damit beabsichtigten Zweck; er stiftete nämlich Uneinigkeit, indem sich jetzt verschiedene Meinungen geltend machten. Die Deutschen von der Besatzung verweigerten daraufhin den Auszug; die Wallonen bestanden zwar Anfangs darauf, zögerten aber, als es Ernst wurde. Bald zerrüttete der Zwiespalt jede Familie und beschleunigte den entgegengesetzten Entschluß, nämlich: die Stadt dem Feinde zu übergeben. *) Am 12. Juli des Morgens um 9 Uhr kam man mit demselben überein und die Stadt ergab sich ihm auf Gnade und Ungnade; doch bekam sie die Erlaubniß, die Plünderung mit 240,000 Gulden abzukaufen. Die Besatzung erhielt die Wahl, ob sie, nach Niederlegung ihrer Waffen ausziehen, oder in der Stadt bleiben und ihr Schicksal erwarten wolle. Sie entschied sich für das Letztere. Da hielt Bordet, ein französischer Edelmann, der sich während der Belagerung durch seine Tapferkeit rühmlichst ausgezeichnet und sich schon vorher

*) „Des Coninks macht en heeft min niet bedwongen,
Dan door den Honger ben ik verslonne."
(Inschrift auf den Nothmünzen.)

die Hand über einer Kerze verbrannt hatte, um sich zur Ertragung der ihm von den Spaniern bevorstehenden Martern abzuhärten, seinem Diener eine geladene Büchse hin und gebot demselben, ihn niederzuschießen. Der Diener that's nach langem Widerstreben und Bordet's Wunsch war erfüllt, nicht durch spanische Henker zu fallen. Bald nachdem die Spanier sich Haarlem's bemächtigt hatten, bekamen die Nachrichter auch wirklich vollauf zu thun. Ihrer fünf mit ihren Knechten vollstreckten Tag für Tag Don Friedrich's Rache an Bürgern und Soldaten. Mit 300 wallonischen Soldaten wurden die Blutgerüste eingeweiht, 500 Bürger und Soldaten, Obrigkeiten, Prediger und Hauptleute theilten dies Schicksal; der kühne Friese Ripperda, der vor sieben Monden die Bürgerschaft zum Widerstand hingerissen hatte, fiel gleichfalls als edles Opfer. 300 Soldaten wurden, an Händen und Füßen gebunden, in's Haarlemer Meer gestürzt. Wie während der ganzen Belagerung, so leuchtete auch jetzt durch die Nacht des Elends und Todes erhabene Seelengröße. Peter Hasselaer saß eben am Tisch, als die Mörder Hand an seinen Bruder Niklas legten; da sprach er, um dessen Leben zu retten: „Sucht ihr den Fähndrich, so laßt diesen los; ich bin's." Ein natürlicher Sohn des Kardinals Granvella, der im Oranischen Kriegsdienst stand, wollte lieber sterben als sein Leben durch die Entdeckung seiner Abkunft von einem Vater retten, dessen Namen die Freunde der Freiheit verabscheuten. Der vormalige Bürgermeister Kies lag in Haft, woraus ihn die Spanier auf sein Ehrenwort erledigten, um sich seiner zu einer wichtigen Angelegenheit zu bedienen. Er sollte sich nämlich nach Amsterdam begeben und dort die Auswechselung der Gefangenen betreiben. Seine hochherzige Hausfrau begleitete ihn dahin. Als sie in das offene Fahrzeug stieg, in welchem sich ihr Mann bereits befand, wurde

sie zufällig durch einen Schuß verwundet; aber, ihres Mannes heftigen Haß gegen die Feinde kennend und besorgend, daß sein losbrechender Zorn über ihre Verwundung ihn selbst in's Verderben stürzen möchte, verbarg sie die Wunde und ihren Schmerz, und entdeckte Beides dem Gatten erst dann, als sich das Schiff weit genug von den Feinden und ihr Mann außer Gefahr befand. — Der schottische Hauptmann Balfour erhielt von Don Friedrich Leben und Freiheit, doch mußte er ihm schwören, Oranien zu ermorden. Da reiste Balfour unverzüglich zu dem Prinzen, aber nur, um diesem den Anschlag zu entdecken und ihn zu warnen. Wohl die Hälfte des Restes von der Besatzung, die von 3000 — 4000 Mann bis auf ungefähr 1800 zusammengeschmolzen war, hatte nach der Uebergabe der Stadt durch Henkers Hand den Tod gefunden. Sechshundert deutsche Soldaten mußten den Dienst Oraniens abschwören und sollten hierauf, unter einer Bedeckung von 160 spanischen Reitern nach Geldern gebracht werden. Aber Sonoy, welcher davon Nachricht erhalten hatte und noch den Diemerdyk besetzt hielt, sandte ihnen rasch drei wohlbemannte Galeeren nach, welche sie bei Nieuwkerk einholten und befreiten. Gerne wären nun die Deutschen wieder in des Prinzen Dienst getreten; aber Don Friedrich drohte, sich für diesen Fall an ihren Hauptleuten, die er noch in Haft hatte, zu rächen; dies bewog Sonoy, sie mit des Prinzen Erlaubniß, zu entlassen. Groß war der Verlust an Menschenleben in Haarlem während und nach der Belagerung, aber der Verlust der Feinde überstieg ihn noch; man schätzte ihn auf ungefähr 10,000, wovon 7000 durch Krankheit und Strapatzen aufgerieben wurden. Der Schaden, den die Stadt erlitt, belief sich auf 128,300 Gulden; sie war nicht im Stande, die zur Abkaufung der Plünderung festgesetzte Summe aufzubringen; die Sieger begnügten sich jedoch mit dem, was

sie erhielten, und was noch keine 100,000 Gulden betrug; dafür aber mußte Haarlem sechs Wochen lang 3- bis 4000 Mann Spanier verpflegen. Im August zog Don Friedrich mit Triumphgepränge in die eroberte Stadt ein; da weihete Gottfried von Mierlo, zweiter Bischof von Haarlem, die Kathedrale wieder ein. Bald hierauf wurde eine allgemeine Amnestie verkündigt, eine von jenen spanischen Amnestieen, bei welchen die vielen Ausnahmen von der Gnade die Gnade selbst parodirten.

Als sich die Nachricht vom Falle Haarlems in den Provinzen verbreitete, frohlockten die Spanier und Spanischgesinnten, denn sie hielten ihn für ein untrügliches Vorzeichen vom Untergang der Freiheit. Der alte Haß Spaniens gegen Oranien gab sich dabei in einem armseligen Possenspiel kund. Zu Utrecht wurde nämlich statt seiner eine ausgestopfte Puppe, der man seinen Namen beilegte, öffentlich auf's Rad geflochten und verbrannt. So lächerlich diese ganz ernsthaft und feierlich vorgenommene Hinrichtung des Bildes war, so ließ sich doch daraus mit Gewißheit das Schicksal entnehmen, welches dem Prinzen drohte, wenn die Spanier seiner habhaft würden. Und wirklich geschah ein Versuch dazu. Bossü suchte den katholischen Bürgermeister von Delft, wo sich Oranien aufhielt, zu dessen Verhaftung und Auslieferung zu verführen. Doch der Anschlag wurde entdeckt; aber der Bürgermeister wußte sich vor dem Prinzen genügend zu rechtfertigen, daß er daran keinen Theil gehabt habe.

Wie nun auch das Unglück Haarlems allerdings geeignet war, den Muth der oranischen Parthei zu erschüttern, — die Freiheit erhob und erkräftigte ihn vielmehr zu neuen unsterblichen Thaten. Ueberdies hatte Oranien auch energisch dafür gesorgt, daß die gute Sache durch den Uebermuth des Kriegsvolks, welches ihr dienen sollte, und der Häuptlinge, welche dies

befehligten, nicht fürder Schaden leide. Der wilde Lümey, Graf von der Mark, ließ sich durch seinen fanatischen Priesterhaß zu ruchlosen Freveln fortreißen. Der schändlichste davon war die Ermordung des edlen Paters Kornelius Muis vom St. Agathenkloster zu Delft, eines Greises von 72 Jahren, welcher sich auch als Dichter ehrenvoll ausgezeichnet hatte. Diesen hatte der Graf von der Mark auf die bloße Vermuthung, daß sich der Greis mit seiner besten Habe beim Einzug Oraniens aus Delft flüchten wollte, verhaften, foltern, gegen den Willen des Prinzen nach Leyden bringen und dort — ohne Rechtsspruch und Vertheidigung — schmählich hinrichten lassen. Barthel Entes, einer der schlimmsten von den Meergeusen, wetteiferte in solchen Freveln mit dem Grafen von der Mark. Dies bewog den Prinzen und die Staaten, im Januar 1573 Beide ergreifen und verhaften zu lassen. Beide wurden zwar in Betracht der Dienste, welche sie dem Lande früher geleistet, bald wieder auf freien Fuß gestellt; aber der Graf von der Mark vermochte den bösen Feind, den er in sich trug, nicht zu bändigen, und nun, da er — zwar in Freiheit, aber ohne Gewalt — keine wehrlosen Priester mehr morden konnte, brütete er, wie es scheint, über Verrath. Man legte ihn abermals in Haft; doch er entkam daraus und flüchtete nach Deutschland, wo er im Jahre 1577 starb, — Einige sagen: durch Gift, Andere: an der Hundswuth. Entes wurde später wieder in Dienste der Staaten genommen. Eben so grausam wie Beide, aber ungestraft, waltete Sonoy in Nordholland. Vergeblich ermahnte ihn Oranien durch viele briefliche Zuschriften; indessen war Sonoy klug genug, sein eigenes Treiben wenigstens an seinen Untergebenen zu bestrafen, welche es nachahmten. So ließ er einen Hauptmann, Michael Krok, der in der Trunkenheit einen Priester zu Langendyk furchtbar verstümmelt,

mißhandelt und getödtet hatte, hinrichten, und gab dadurch der öffentlichen Meinung, welche ihn selbst ähnlicher Gewaltthätigkeiten anklagte, wenigstens eine Art von Genugthuung.

Inzwischen hatten — noch während der Belagerung Haarlem's — die Meergeusen in Seeland manche kühne That vollbracht. In dieser Provinz war die Stadt Middelburg, auf der Insel Walcheren gelegen, noch im spanischen Besitz und wurde von den freien Niederländern mit aller Anstrengung belagert. Alba suchte den Verlust dieses für ihn höchst wichtigen Platzes, von dessen Behauptung es abhing, ob die Spanier Seeland erhalten konnten oder nicht, um jeden Preis zu verhindern und Middelburg mit Mundvorrath und Kriegsbedürfnissen zu versehen. Zu diesem Zwecke schickte er Don Sanzio d'Avila mit einer Flotte von Antwerpen dahin ab. Die Meergeusen erwarteten ihn an der Mündung der Westerschelde mit einer stattlichen Seemacht und brachten ihm eine furchtbare Niederlage bei. Gleichwohl gelangte ein Theil der spanischen Flotte nach Mannekens; von dort aus versah d'Avila Middelburg mit Lebensmitteln, worauf er nach Antwerpen zurückkehrte. Doch auch jetzt hatte er einen harten Kampf mit der feindlichen Flotte zu bestehen und verlor zwei Schiffe. Bald darauf unternahmen die Meergeusen einen kecken Anschlag auf die Stadt Tholen, welcher jedoch durch die rasche Dazwischenkunft des umsichtigen spanischen Obersten Mondragon vereitelt wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde der wackere Meergeuse de Ryk von den Spaniern gefangen. Sie verschonten sein Leben, — aber nicht aus Menschlichkeit, sondern bloß, weil sie hofften, sich durch ihn von den geheimen Plänen der Feinde Kenntniß zu verschaffen; man brachte ihn nach Antwerpen und von dort nach Vilvoorden. Die Meergeusen ließen sich jedoch durch jenen unglücklichen Erfolg nicht abschrecken und unternahmen einen

Anschlag auf das noch in spanischer Gewalt befindliche Rammekens, dessen Besitz ihnen wichtig war, um Middelburg mit besserem Erfolg angreifen zu können. Karl von Boisot, Oberster in Seeland, und sein Bruder Ludwig (Admiral) gewannen jene nur schlecht vertheidigte Stadt am 5. August 1573. Dagegen führte Philipp von Lannoy, Herr von Beauvais, dem belagerten Middelburg glücklich einige Vorrathschiffe zu, wodurch sich dasselbe gegen die Angriffe der freien Niederländer noch längere Zeit halten konnte.

Nach dem Falle Haarlem's hatte sich Don Friedrich im August vor die Stadt Alkmaar gewendet, um sich durch ihre Eroberung den Weg zum Besitz Nordhollands zu bahnen. Oranien, welcher diesen Entschluß vorausgesehen, hatte den muthigen Junker Jakob Kabbeljauw mit Kriegsvolk dahin gesandt; doch lange hatten sich die Bewohner Alkmaars, deren Ansichten verschieden waren, geweigert, die Verstärkung der Besatzung aufzunehmen, bis endlich Ruikhaver, ein anderer Held der Meergeusen, welcher bei Kabbeljauw war, zürnend ausrief: „Kurzab: Ja oder nein?" Da erklärte der Bürgermeister von Alkmaar, Floris van Theilingen, „mit dem Prinzen und dem Volk leben und sterben zu wollen", und die Besatzung zog nun in Alkmaar ein. Es war die höchste Zeit; denn schon standen spanische Truppen ganz nahe vor der Stadt; aber die neuen Beschützer jagten sie nach einem heftigen Kampfe rasch von hinnen. Nun benützte man die Zeit, während welcher Don Friedrich durch eine Meuterei seiner unbezahlten Truppen noch zu Haarlem zurückgehalten wurde, in Alkmaar mit dem größten Eifer, um die Festungswerke in guten Zustand zu setzen und die Stadt mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen reichlich zu versehen. Am 21. August erschien endlich Don Friedrich mit einem Heere von 16,000 Mann unter vortrefflichen

Offizieren vor Alkmaar, forderte es zur Uebergabe auf und umschloß es, als es sich weigerte, von allen Seiten. Die Besatzung zählte nur über 800 Soldaten und etwa 1300 bewaffnete Bürger; aber in Allen lebte ein hoher Muth für Freiheit und Vaterland. Die Stadt ließ Sonoy, als oranischen Statthalter über Nordholland, bitten, zu ihrem Entsatze herbei zu eilen und die Dämme durchstechen zu lassen, damit die Belagerer in den hereinstürzenden Fluthen ihr Grab fänden. Dagegen widersetzten sich jedoch die übrigen Städte Nordhollands, weil sie dadurch ihren Vorrath von Futter für den Winter einbüßen müßten; Sonoy ließ indessen zur besseren Beschützung der Belagerten vier Schanzen aufwerfen. Aber auch die Spanier blieben nicht müßig. Sie eröffneten die Laufgräben und zwangen 300 Haarlemer zu dieser Arbeit, welche das Verderben ihrer Landsleute herbeiführen sollte. Am 18. September 1573 beschoß Don Friedrich die Stadt von zwei Seiten und des Nachmittags befahl er Sturm. Vielfach und trefflich sind die Anstalten der Feinde, furchtbar ist ihr Muth, aber heldenhaft ist auch die Gegenwehr. Zwischen den Männern stehen Frauen und Knaben auf den Wällen, und während sich die Männer mit Büchsen und Schwertern gegen die Stürmenden wehren, gießen die Frauen und Knaben siedendes Wasser und geschmolzenes Blei auf sie herab, schleudern brennende Pechkugeln und ungelöschten Kalk auf die Feinde. Schon haben die Spanier eine Brustwehr erklommen, schon pflanzen sie ihre Fahnen darauf, schon rufen sie: „Sieg! Sieg! unser ist die Stadt!“ Da springt ein Bürger, ein Schlachtschwert schwingend, auf den ersten feindlichen Fahnenträger zu, haut ihm die Beine ab und treibt die anderen Feinde auf die Kante, daß sie zu den Genossen hinabspringen. Einem so begeisterten Widerstand müssen die Spanier endlich weichen. Mit einem schweren Ver-

lust an Todten und Verwundeten ziehen sie sich zurück. Dennoch geben sie die Hoffnung, Alkmaar zu erobern, nicht auf, und kaum sind ein paar Tage verflossen, so befiehlt Don Friedrich schon wieder einen neuen Sturm. Die Sturmbrücken werden herangebracht; da donnern plötzlich die Kanonen von den Wällen und die Sturmbrücken sind zerschmettert. Nun ist auch der Muth der Feinde unwiederbringlich dahin. Vergebens treibt sie das Kommandowort an; sie weigern sich, dem gewissen Tode entgegen zu gehen. Vergebens sind alle Bitten und Drohungen der Hauptleute, vergebens stößt hie und da ein ergrimmter Offizier dem entmuthigten Soldaten den Degen durch den Leib; vergeblich hören sich die Truppen selbst von den Wällen herab verhöhnt und zum Angriff gereizt; der Schrecken hat sie Alle wie versteinert. Da läßt Sonoy auch noch den Osterdyk durchstechen; mit dem Nordwind und der Springfluth schießt nun das Wasser hoch über das Land dahin; weit und breit nichts als Wogen! Der Schrecken der Spanier wächst mit der Fluth. Da fangen sie einen Brief Oraniens an die Belagerten auf, worin diese benachrichtigt werden, daß Oranien auch die übrigen Dämme durchstechen werde. Dies Schreiben, bestimmt die von Alkmaar zu ermuthigen, vollendet die Entmuthigung der Feinde. Don Friedrich bricht sein Lager ab und hebt am 8. Oktober 1573 die Belagerung auf. Kaum gerettet, setzen die Alkmaarer den Spaniern nach und erschlagen deren nicht Wenige, wo sie solche finden. Don Friedrich begibt sich zu seinem Vater nach Amsterdam; sein Heer vertheilt sich in die Winterquartiere um Haarlem und Leyden. Diese Befreiung Alkmaars erhob die Hoffnung aller Freiheitsfreunde auf's neue; *) sie gab ihnen aber auch ein lehrreiches

*) Hier wieder der Volksgeist im Volkslied: „**Een cort verhael van de strengho belegheringe ende aftreck der Spangiaerden van de stadt**

Beispiel, was Eintracht vermag, und mit welchem Erfolge die Natur des Landes zur Rettung des Volkes gegen die Feinde benützt werden könne.

Kaum drei Tage darnach erfochten die freien Niederländer auf ihrem eigentlichen Element, dem Wasser, einen wichtigen Sieg über die Feinde. Schon im Laufe des Sommers hatte Bossü zu Amsterdam eine Flotte von achtzehn Schiffen ausgerüstet, zu welcher auch Billy einige Schiffe aus Friesland senden sollte, um Nordholland während der Belagerung Alkmaar's auch von der Seeseite anzugreifen. Glücklich war jene Flotte über die Wraks hinweggesegelt, welche Sonoy in's Y hatte versenken lassen, um sie am Auslaufen zu verhindern, und glücklich erreichte sie, bis zu 30 Schiffen verstärkt, am 5. Oktober die Zuidersee. Da trifft sie die oranische Flotte unter dem Admiral Kornelius Dirkszoon und augenblicklich gibt dieser das Zeichen zur Schlacht. Die Kanonen donnern, aber die spanischen Schiffe laviren bis zum 11. October, den Kampf vermeidend. Nun bricht dieser los. Dirkszoon hat sich das feindliche Hauptschiff ausersehen, dessen Namen schon (es heißt die „Inquisition") jedes niederländische Herz mit Wuth erfüllt. Mit drei anderen Schiffen drängt sich Dirkszoon an die „Inquisition"; er entert sie und ein grimmiges Gefecht bricht los. Schon tobt auch ringsum auf der See der

---

Alkmaar etc. Delft 1573 4. Darin: een nieeuw liedeken van 't beleg der stede van Alkmaar:

„als men schref duysent vyfhondert
en drie ent seventich jaer,
mocht elk wel zyn verwondert
al van de spaensche schaer,
zy quamen wt getreken,
hondert twintich vaendel sterk,
voor Alkmaer, soo 't is gebleken,
als tyrannen sy gingen te werk" u. s. w.

Kampf; schon haben sich die Meergeusen eines großen und 5 kleinerer Feindesschiffe bemächtigt; schon fliehen die übrigen zurück. Im ersten Dämmerschein des Morgens klettert ein niederländischer Matrose, Jan Haring, den Hauptmast der „Inquisition" hinan und reißt die Flagge ab; bei'm Niederklettern trifft ihn ein Schuß durch die Brust und er stürzt herab. Er hatte auf's Lebenbleiben nicht gerechnet; hatte er doch die kühne That vollbracht! *) Des Nachmittags ergibt sich endlich Bossü, keinen Ausweg mehr vorsehend, auf gräfliche Haft. **) Man bewahrte ihn in dem Waisenhaus zu Voorne.

Groß war die Freude aller Freiheitsfreunde über dies Ereigniß; doch ein andres trübte sie. Die Spanier hatten nämlich auf ihrem Rückzug von Alkmaar den Haag und die Schanze von Maaslandsluis erobert und dabei Oraniens vertrauten Freund, den trefflichen Philipp Marnix von St. Aldegonde, welcher damals Befehlshaber über Delft, Rotterdam und Schiedam war, gefangen. Zum Glück hatten die Niederländer in der Person Bossü's ein wichtiges Unterpfand für das Leben St. Aldegondes, welcher den Spaniern nicht bloß als Haupturheber des Kompromißes, und als eifriger Freund und Beförderer des Protestantismus, sondern auch überdies als der tiefstdenkende, thätigste, unermüdlichste Mitarbeiter in allen Angelegenheiten der Regierung und der sich neu entwikkelnden freien Verfassung, ein verhaßter Stein im Wege war, durch dessen Hinwegräumung sie fast eben soviel zu gewinnen

---

*) „Inquisitio inquirendo nimis sedulo se ipsam perdidit," Inschrift der auf den Seesieg geprägten Medaille.

**) Chronostichon:

Door LoVter gheWeLt, Van MenICh heLt,
Der VrIIe WestVrIesChe natIe,
Werd BossoV geVeLt: dIt hIer gesteLt,
Tot Lofteken Van gods gratIe.

hofften als durch die Oraniens. Dieser Letztere ließ ihnen jedoch ernst bedeuten: „Was ihr an Aldegonde thut, wird Bossü empfinden!“ Daß diese Worte keine leere Drohung waren, mochten die Spanier daraus entnehmen, daß er Bossü dem wilden Sonoy zur Bewahrung übergab. St. Aldegonde wurde auf das Schloß Friedenburg zu Utrecht gebracht und dort anständig behandelt.

Bald darauf trat ein Ereigniß ein, welches für die junge Freiheit der Niederländer von großer Wichtigkeit war. Philipp II. hatte den Entschluß gefaßt, zu versuchen, ob er das durch mildere Behandlung erwirken könne, was die äußerste Strenge bisher nicht hatte zu Stande bringen können oder vielmehr: er hatte sich überzeugt, daß er sein Centralisations-, d. i. sein Unterjochungs-System aufgeben müsse, um nur den Besitz der Niederlande unter den bisherigen konstitutionellen Bedingungen für sich zu erhalten. Diese Erhaltung war durch Alba's Regierung im höchsten Grade gefährdet worden, aber, wie wir schon bemerkten, Alba selbst war dafür nur in Bezug auf die gehäßige Ausführung, nicht in Bezug auf das vorgeschriebene System gegen Philipp verantwortlich. Um so trauriger war seine jetzige Stellung. Alba, der allmächtige Alba, der mit fast unbeschränkter Vollmacht, der, als wäre er der König, nach den Niederlanden gekommen war, mußte sich nun vom königlichen Kabinet als ein unnützes Werkzeug bei Seite gestellt sehen. Das war hart für den alten Feldherrn, dessen offenem Trotze man eine aufrichtige Theilnahme nicht versagen kann, wenn man denselben mit den Intriguen seiner Gegenparthei am Hofe vergleicht; es war der Trotz eines Greises, der seine Mühen und Thaten im Dienste des Königs für sich sprechen lassen durfte, der in seiner Ueberzeugung ergraut war, und sich nicht entschließen konnte, sie am Abend seines Lebens für eine irrige

zu erklären, bloß weil es der König für gerathen fand, versuchsweise plötzlich einen anderen Weg einzuschlagen. Der Herzog von Medina-Celi, welchen Philipp schon vor einiger Zeit als Alba's bestimmten Nachfolger in die Niederlande geschickt hatte, war durch den Anblick des traurigen Zustandes, den er dort vorfand und für unentwirrbar hielt, ebenso wie durch die Eifersucht und den Starrsinn Alba's, der ihm seinen Platz nicht so rasch abtreten wollte, hinlänglich abgeschreckt worden, die ihm angewiesene Stellung einzunehmen, und nach einem ziemlich langen Aufenthalt in Brüssel, wo er jedoch nur als Privatmann lebte, nach Spanien zurückgekehrt. Seit jener Zeit hatte sich der Zustand in den Niederlanden durch Alba's zwecklose Konsequenz und durch die Anwendung des Grundsatzes: „Für Ketzer gibt es keine Treue!", eines Grundsatzes, den die Bewohner Zütphens, Naardens, Haarlems hatten empfinden müssen, noch mehr verwirrt, und, da die Freunde der Freiheit die Mißstimmung des Königs wußten, so suchten sie dieselbe durch ein Sendschreiben in Form einer Bittschrift um Erlösung von Alba's Tyrannei zu bestärken. Alba sah, daß seine Zurückberufung unvermeidlich war, und hielt es deßhalb für ehrenvoller, eher selbst um dieselbe anzuhalten, bevor sie ihn überraschte. Wie zu erwarten stand, nahm Philipp Alba's Bitte an. Er hatte den Kommenthur des Maltheser Ordens und des Ordens von San Jago (oder wie man ihn gemeinhin nannte: „Großkommenthur von Kastilien"), Don Louis de Zuniga y Requesens, welcher damals spanischer Statthalter in Mailand war, zum Nachfolger Alba's in den Niederlanden ausersehen.

In das Unvermeidliche sich fügend, suchte nun Alba wenigstens mit dem Anstand eines Heldenspielers von der Bühne abzutreten, die er zum Blutgerüste gemacht hatte. Aber dieses

Anstandsgefühl erstreckte sich nicht so weit, daß er in Amsterdam seine Schulden bezahlt hätte. Zwar ließ er dort unter Trompetenschall öffentlich ausrufen: seine Gläubiger möchten sich melden; doch, als sie sich wirklich meldeten, war Alba bereits in der Nacht zuvor aus Amsterdam nach Utrecht abgereist, von wo aus er sich nach Brüssel begab; und manche seiner Gläubiger, früher wohlhabende Leute, die Alles für ihn zugesetzt hatten, mußten, um mit Weibern und Kindern nicht zu verhungern, im Tagelohn arbeiten. Eine solche Spur ließ ein Mann zurück, welcher während seiner Herrschaft in den Niederlanden für 20 Millionen Werth Güter eingezogen hatte.

Requesens kam am 17. November 1573 in Brüssel an und der stolze Alba empfing ihn mit allen gebührenden Ehrenbezeugungen, und zwar aus Klugheit, um sich selbst nichts zu vergeben. Denn ein solcher Empfang sollte die öffentliche Meinung irreführen und die Ansicht verbreiten, daß die Ankunft des neuen Statthalters dem bisherigen nur längst erwünscht gewesen sei. In geheimen Zusammenkünften machte Alba seinen Nachfolger mit dem ganzen gegenwärtigen Zustand des Landes bekannt, welchen er demselben in den grellsten Farben schilderte. Auch setzte ihm Alba alle bisherigen Maßregeln auseinander, und es war wohl keine Heuchelei, daß er dabei alle Schuld von sich ab auf die Niederländer, besonders auf den Widerstand des einheimischen Adels wälzte. Wenn ihm auch früher in mancher Stunde das Bewußtsein: „er habe den Zweck seiner Sendung verfehlt," klar geworden sein mochte, — rechtfertigte nicht sein Glück in den beiden Feldzügen gegen Oranien seine Feldherrntalente, und die Eroberung Haarlems durch seinen Sohn seine auf dem Fundament einer furchtbar strengen Glaubensansicht fußende Politik? Alba hätte sich selbst müssen untreu werden, wenn er das System, welches ihm als das alleinrichtige erschien,

nicht auch seinem Nachfolger dringend empfohlen haben würde, wie er es in jenen Zusammenkünften denn auch wirklich that. Es war bei einem Alba nicht Furcht für seine eigene Person, sondern Besorgniß für ein Werk, das er im Interesse Spaniens und der römischen Kirche nach seinem Abgange nicht untergraben wissen wollte, — wenn er Requesens blos mit seinem Sohne Friedrich, mit Vargas und anderen solchen Personen umgab, die in seinem Geiste zu handeln gewohnt waren, und wenn er Requesens von der Unterhaltung mit gebornen Niederländern so viel als möglich abzuhalten suchte. So behauptete denn Alba seine furchtbare Konsequenz bis zum letzten Augenblicke seiner Anwesenheit in den Niederlanden. Am 28. November übergab er seinem Nachfolger Requesens in der Versammlung des Staatsrathes zu Brüssel die Regierung der niederländischen Provinzen. Hierauf bereitete er seine Abreise und zugleich die sichere Wegschaffung seiner Schätze vor. Am 18. Dezember 1573 verließ er endlich Brüssel. Sein Sohn Friedrich begleitete ihn; Vargas und mehre andre seiner allgemein verhaßten Gleichgesinnten folgten ihm bald darauf nach. Er begab sich durch Lothringen, Burgund und Savoyen nach Italien und schiffte sich in Genua nach Spanien ein. Nebst seinen Schätzen nahm er den Fluch der Niederländer mit, *) wo er, wie er sich selbst rühmte, in den

---

*) Ihren Spott bezeugte folgendes

„Abschiedslied Duc d'Alba's."

„Ich will zum Land' raus reiten,
Sprach da der alte Mann,
Fänd' ich ihn nur, der bei Zeiten
Mir zeigte die Pfade an.
Die Wege fallen mir schwere,
Die ich betreten muß,
Wohl sind's beinah' sechs Jahre,
Da sie betrat mein Fuß.

sechs Jahren seiner Statthalterschaft 18,000 „Ketzer" (er betrachtete sie nicht als Menschen) hatte hinrichten lassen, jene zahllosen Schlachtopfer ungerechnet, welche in eroberten Städten der Rache und dem Fanatismus seiner Krieger anheimgefallen waren.

Philipp II. empfing seinen Diener günstiger, als man allgemein erwartet hatte, — sei es nun aus Verstellung, oder sei es, (was wahrscheinlicher ist) weil er es dem gewesenen Statthalter nicht zum Verbrechen anrechnen konnte, streng in seinem Geiste gehandelt zu haben. Und dieser Geist beseelte ja Philipp

---

Ei wollt ihr wieder nach Spanien,
Sprach da der Kardinal,
So kömmt der Prinz von Oranien
Und macht uns pfaffenkahl.
Ist jetzt schon die Krone geschoren,
So scheert man uns ganz das Haupt,
Laßt ihr uns jetzt verloren?
Das hätt' ich nie geglaubt." u. s. f.

Eben so folgendes andre Lied:

„Der alte Mann ist gar zu bös,
Sie wollen sich nicht vor ihm neigen,
Sie rufen viel lieber: Vive le Geus!
Als daß sie den Zehnten ihm reichen.

Er wollte wohl machen eine Sühn',
Allein wir wollen nicht folgen;
Wir merken wohl an dem falschen Pardon,
Er besteht in Rad und Galgen.

Sein Conterfeitsel von Metall,
Das kann er wieder zerbrechen;
Die Herzen entlaufen ihm allzumal,
Wenn der Geusen Prediger sprechen.

Der Prinz richt't auf das edle Blut,
Das Jener so gerne verrathen,
Doch Gott straft durch den Prinzen gut,
Den Tyrann für seine Thaten."

(Geusen-Liederbuch, bei Münch.)

noch fort und fort, wenn er auch versuchsweise sein System gegen die Niederlande für jetzt geändert hatte. Er konnte den Mann nicht verdammen, der — wenn auch rauh, stolz, ungefügig — doch denselben Eifer zur Ausrottung der Ketzerei bewiesen hatte, welcher Philipps eigenes Herz bis zum letzten Schlage erfüllte; Philipp und Alba zogen sich wechselseits an, auch wenn sie sich abzustoßen schienen.

Gleichwohl gerieth Alba später in Ungnade und wurde nach Uzeda verbannt, aber blos in Folge einer Hofintrigue, und angeblich aus der Veranlassung, weil sich sein Sohn gegen den Willen des Königs verheirathet hatte. Alba erlangte jedoch bald eine glänzende Rechtfertigung. Im Jahre 1580 berief ihn Philipp aus dem Exil von Uzeda, um ihm die Eroberung Portugals aufzutragen, und der greise Feldherr entledigte sich dieses Auftrages mit einem vollständigen Erfolge. Bald darauf starb Alba, im königlichen Palast zu Lissabon, am 12. Januar 1582, vier und siebenzig Jahre alt.

Volk fort und fort, wenn er auch zeitweise sein System gegen die Niederländer seit jeher geändert hatte. Er konnte den Mann nicht verdammen, der — wenn auch rauh, stolz, unzugänglich — doch denselben Eifer zur Ausrottung der Ketzerei bewiesen hatte, welcher Philipps eigenes Herz bis zum letzten Schlage erfüllte; Philipp und Alba zogen sich wechselseitig an, auch wenn sie sich abzustoßen schienen.

Gleichwohl gerieth Alba später in Ungnade und wurde nach Uceda verbannt, aber blos in Folge einer Hofintrigue, und namentlich aus der Veranlassung, weil sich sein Sohn gegen den Willen des Königs verheirathet hatte. Alba erlangte jedoch bald eine glänzende Rechtfertigung. Im Jahre 1580 berief ihn Philipp aus dem Exil von Uceda, um ihm die Eroberung Portugals aufzutragen, und der greise Feldherr entledigte sich dieses Auftrages mit einem vollständigen Erfolge. Bald darauf starb Alba, im königlichen Palast zu Lissabon, am 12. Januar 1582, vier und siebenzig Jahre alt.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Don Luis Zuniga y Requesens brachte einen vortheilhaften Ruf in die Niederlande mit. Der Präsident Hopperus bezeichnete von Madrit aus seinen Landsleuten den neuen Statthalter als einen rechtschaffenen, klugen, eifrigen, wohlwollenden und sanftmüthigen Mann, der die feste Absicht habe, die bestehenden Rechte des Landes zu achten, die Verwirrung auf friedlichem Wege zu lösen und die Wohlfahrt des Volkes zu befördern. Die günstige Meinung über den Charakter des Don Requesens war auch keineswegs unbegründet, die Aufrichtigkeit seiner Absichten nicht zu bezweifeln. Und dennoch that Philipp II. einen Mißgriff, als er Requesens mit der Statthalterschaft über die Niederlande beauftragte. Vor sechs Jahren würde Dieser vielleicht im Stande gewesen sein, wenigstens das schwankende Gebäude zusammenzuhalten und einen offnen Bruch der Niederlande mit Spanien zu verhüten; nach einem Alba kommend, vermochte Requesens den entstandenen Bruch nicht mehr zu heilen; nach dem Walten eines Alba, auf dessen Namen die Niederländer ihren ganzen Haß gegen die Spanier überhaupt häuften, mußte ihnen die Milde des Requesens blos als Schwäche erscheinen, der sie ihr indessen erstarktes Nationalge-

fühl entgegensetzten; — sie hatten es einstweilen verlernt, Versprechungen und Eiden aus spanischem Munde zu vertrauen. Ueberdies war auch in dem sonst milden und rechtschaffenen Requesens jener religiöse Fanatismus tief eingewurzelt, welcher den Spanier charakterisirte und die Menschen nur dann als Menschen achtete, wenn sie gleicher religiöser Konfession waren. Diese einzige Eigenschaft des Charakters, eine Eigenschaft, für welche Requesens noch dazu am wenigsten zurechnungsfähig war, mußte die möglichen Wirkungen aller seiner übrigen aufheben und nichtig machen, — nämlich in Provinzen wie die nördlichen, wo der Fanatismus der aufgedrängten Konfession den der unterdrückten entzündet hatte, wo die reformirten Prediger dem Volke jeden Katholiken als einen Götzendiener bezeichneten und ihm die Freiheit des Gottesdienstes mißgönnten, welche sie selbst doch in Anspruch nahmen, wo nur wenige Männer, wie ein Oranien, sich über diesen protestantischen Fanatismus erhoben und wo selbst ein Oranien mit allem seinem Ansehen, ein rechter Mann des Volkes, doch gegen das religiöse Vorurtheil der Menge nicht durchdringen konnte.

Es schien uns nöthig, gerade diesen Punkt fest im Auge zu halten, wenn wir überhaupt mehr in das Innere der Zustände blicken wollen, statt uns bloß durch das Interesse der Ereignisse hinreißen zu lassen. Gerade dies religiöse Moment ist es, von welchem alle übrigen ausgehen, um welches sie sich reihen. Das allernächste, das politische, trägt dessen bestimmte Farbe. Die beiden Pole heißen Katholizismus und Nichtkatholizismus; aber durch wie mannigfache Mittelglieder ist die Kluft zwischen diesen beiden Gegensätzen ausgefüllt! Während der Katholizismus sich stolz und schroff wie ein Obelisk erhebt, ein fester Sonnenzeiger des Heils, gleicht der Protestantismus einer breiten, vielfach abgestuften Pyramide, deren Spitze der Kalvinismus bildet.

Aber ebenso feindselig, ebenso unversöhnlich wie die beiden großen Potenzen, Katholizismus und Nichtkatholizismus überhaupt, stehen sich wieder die einzelnen stufenweisen Aeußerungen des letzteren, vorzüglich Lutherthum, Zwinglianismus, Kalvinismus gegenüber. Man sieht: sie haben sich von dem Wesen der Inquisition, den sie doch gleichsehr fürchten und verabscheuen, etwas angeeignet. Bei ihnen, wie beim römischen Katholizismus, ist es die Form, welche die allgemeine gültige Wesenheit zu unterjochen strebt in jenem großen Gährungs- und Entwickelungsprozesse, der beim Katholizismus durch dessen gewaltigen Reproduktionstrieb erzeugt wird, beim Protestantismus hingegen durch die Nothwendigkeit, seine Organisation zu vollenden und abzuschließen. Die Folge wird das Ineinanderwirken beider Potenzen deutlicher zeigen. Kehren wir jetzt, nachdem wir ihr Vorhandensein bemerkt haben, zu dem Zustand der Niederlande zurück, welchen Requesens vorfand und in welchen er sich schikken sollte.

Was für ein Volk hatte er vor sich? Wir dürfen, indem wir von einem Volk der Niederlande im Allgemeinen sprechen, jenen feinen Riß nicht aus den Augen lassen, den die Verschiedenheit der Religion und des Temperaments bezeichnet, der bei dem zweiten Feldzug Oraniens schon sehr bemerkbar ward, der sich aber in der Folge noch deutlicher zeigen, der sich endlich zu einer unausfüllbaren Kluft erweitern wird. Noch lag, als Requesens die Generalstatthalterschaft übernahm, über jenem Riß der große Teppich, welchen die Katholiken und Protestanten, Süd- und Nordländern, oder Batavern und Belgiern, (wenn wir die Hälftung so kurzweg bezeichnen dürfen) gemeinsamen Interessen drüber hingebreitet hatten. Beide, gleichmäßig unterdrückt, hatten sich die Hände gereicht; Beide thaten es noch, als Requesens kam; Beide haßten die fremden Zwingherrn, welche ja Beiden

das Theuerste genommen hatten, und noch fester als der bisherige Haß verband Beide noch immer das gemeinsame Mißtrauen gegen Spanien; denn selbst den katholischen Südländern hatte Alba unvorsichtig den Moloch enthüllt, für welchen er den Katholizismus verantwortlich machte. Noch bildete also das Volk in beiden Hälften der Niederlande gewissermaßen ein geschlossenes Ganze, und wenn auch die eine Hälfte, die belgische, sich ungeachtet der angeborenen Lebhaftigkeit mehr bloß leidend und erwartend verhielt, so bekam sie doch für ihre Gesinnung gegen Spanien von der anderen thätigen, der nördlichen, immer frischen Zufluß. Man darf dabei nicht vergessen in Anschlag zu bringen, daß, sowie die nördlichen Provinzen bei aller durchgreifenden Freiheitsliebe doch vorsichtig Schritt für Schritt weiter gingen und das Gewonnene sich zu sichern suchten, die südlichen mehr zu gewaltsamen Ausbrüchen des demokratischen Prinzips hinneigten, namentlich in den großen Gewerbestädten wie Brügge und Gent, wo sich dieses Prinzip schon in früheren Zeiten mächtig, ja furchtbar geregt hatte. Auch finden wir gerade in den südlichen Provinzen, wie z. B. Flandern und Brabant eine höhere Intensität der religiösen Neuerung; das feurige Temperament verschärft die Gegensätze, sowie sich einmal solche gebildet haben.

Diese Niederlande nun, der Natur der Bevölkerung nach in zwei entgegengesetzte Hälften geschieden, losgerissen von ihrem Beherrscher, und eben durch jene Hälftung noch nicht dahin gelangt und nie dahingelangend, eine Einheit der Verfassung, ja nur der Gesinnungen zu erwirken, betritt jetzt ein Statthalter, welcher durch seine Abstammung beiden Hälften fremd ist. Er betritt sie mit dem Auftrag, die Nation mit dem Herrscher zu versöhnen, aber er hat nicht die Macht, jene Umstände aufzuheben, welche der Versöhnung noch immer im Wege stehen. Er

will den Frieden herstellen; aber weder Bataver noch Belgier vertrauen ihm. Er will die einheimischen Gesetze beachten; aber er kennt sie ja nicht. Selbst zu einem energischen Durchgreifen, zu diesem andern Extrem, welches sein Vorgänger bereits versucht hatte, fehlen ihm die Mittel, und zwar durch die Schuld eben dieses Vorgängers, der in den Niederlanden so gewaltet hat, als wollte er ewig dort walten, oder als würde das Volk nicht länger leben als er. Blickt Requesens in die Kassen, so findet er darin kein Geld, um seine Truppen, um die Beamten zu bezahlen; Alba's Kreaturen haben alle Schätze welche sie erpreßten, mit sich geführt oder verschleudert. — Blickt er nach Spanien hin, um von seinem Monarchen, dessen Macht ganz Europa fürchtet, dessen Schätze, es beneidet, die nöthigen Summen zu erhalten, so bekommt er statt deren bloß Vertröstungen; die Unterwerfung der Niederlande, sodann die Türkenkriege, endlich der Bau des Eskurials machten Philipps ungeheure Schätze versiegen. Bittet Requesens die Niederländer um Bewilligung neuer Steuern, so weigern sich Diese und führen ihm zur Entschuldigung der Weigerung an, daß Alba alle ihre Quellen bereits gänzlich erschöpft habe; — und dennoch findet man im Norden noch immer genug Mittel, um für die Freiheit Truppen zu bezahlen. Blickt der neue Statthalter auf die Verwaltung der Geschäfte, so entdeckt er nur eine gränzenlose Verwirrung rings um sich her, eine völlige Anarchie in der Rechtspflege, welche die natürliche Folge von Alba's unnatürlichem Despotismus war; gerade dort, wo die Verwaltung geregelt und ungestört sich zu entwickeln beginnt, nämlich unter dem wärmenden Sonnenschein der Freiheit im Norden, gerade dort ist Requesens nicht mehr Herr. Blickt er endlich auf das Heer selbst, durch dessen Kraft Alba alles zu bewirken sich vermessen und so Vieles auch bewirkt hat, zu welchem Requesens selbst im äußersten Falle

seine Zuflucht nehmen muß, — wo ist jetzt die Kraft dieses gefürchteten Heeres? Leidiger Geldmangel hat die moralische Stärke desselben untergraben und ohne diese gibt es keine physische von Bestand. Da Requesens jene Quelle nicht verstopfen kann, so muß er sich darauf gefaßt machen, daß solche Meutereien, wie wir sie bereits selbst unter einem Alba! — dem Mann des Krieges und der Soldaten — ausbrechen sahen, sich wiederholen werden, daß der bösartige Krebs, die besten Säfte verderbend, den ganzen militärischen Organismus allmählig zerstören wird. Und mit einer so schwachen, von Stunde zu Stunde schwächeren, so unzuverläßigen Kraft will er der wahrhaft moralischen Kraft der Freiheit gegenübertreten, die aus dem Blute jedes Märtyrers, der für sie in den Tod geht, zehn neue Leben erzeugt? Seine Aufgabe, eine ganze Nation ihrem Beherrscher wieder zu gewinnen, wird darauf zusammenschrumpfen, daß er blos weiteren Abfall verhindere; wie wird er, auf eine mühselige und undankbare Flickarbeit hingewiesen, das große Gewebe der Freiheit und Selbstständigkeit zerstören können, welches die Eintracht in den nördlichen Provinzen begonnen hat? Von einer Einigung beider Hälften des Landes für Spanien aber kann keine Rede sein. Denn wenn Requesens in den südlichen Provinzen, seiner eigenen Individualität nach, den Katholizismus begünstigt, so verletzt er die nördlichen, welche in der Garantie des reformirten Kultus auch die ihrer bürgerlichen Freiheit erkennen; und wenn er den nördlichen Provinzen politische Zugeständnisse machen will, so werden die südlichen solche von dem Gesichtspunkte auffassen, als hätte er in der politischen Freiheit auch der religiösen (d. h. in diesem Falle dem Protestantismus) Zugeständnisse gemacht. Alles bisher Gesagte wurde angedeutet, um die Anfangspunkte von Fäden bemerkbar zu machen, welche späterhin durcheinanderlaufen.

Durch eine Anordnung berührte Requesens jedenfalls die Sympathieen beider Hälften der Niederlande gleich angenehm; nämlich, indem er die vornehmlichsten Maßregeln abschaffte, welche Alba allgemein verhaßt gemacht hatten, — den zehnten Pfennig und den Blutrath. Diesen Anordnungen, durch welche er sein demjenigen Alba's ganz entgegengesetztes System von vorneherein deutlich genug darzuthun suchte, setzte er dadurch die Krone auf, daß er Alba's Bildsäule in der Citadelle von Antwerpen niederreißen und in ein Gewölbe schaffen ließ.

Indessen vermochte die allgemeine Freude über jene Schritte des neuen Statthalters doch das Mißvergnügen, namentlich in den nördlichen Provinzen, über seine allzustrenge religiöse Politik nicht aufzuhalten, welche man in den blutigen Spuren seines verhaßten Vorgängers auftreten sah. Die Protestanten wußten nach wie vor, daß das Schwert (und zwar das des Henkers) an einem Haare über ihren Häuptern hing. Sollte wohl die Furcht die Arme der Nation bewegen, daß sie sie zur Versöhnung ausstreckte? Mußte nicht vielmehr die Furcht vor der wahren Gesinnung des Hofes, dessen bloßes Werkzeug Requesens war, jeden Keim des Vertrauens ersticken, als Philipp II. im Sommer des Jahres 1574 eine neue, bei weitem mehr umfassende Amnestie erließ, als jene gewesen war, welche Alba in Antwerpen verkündigt hatte? Blieb sie nicht immer eine — spanische Amnestie, und gab es nicht noch Jesuiten, welche für jedes feierliche Versprechen durch die Zauberkraft ihrer Mentalreservationen eine Klausel im Hintergrund bereit hatten? Uebrigens empfahl sich die ebenerwähnte neue Amnestie vom Juli 1574 allen standhaften Männern in den Niederlanden schon durch die einzige Bestimmung nicht sehr, daß jedem verziehen sei, der reuig in den Schooß der alleinseligmachenden

römisch-katholischen Kirche zurückkehre. Man muß den protestantischen Fanatismus jener Zeit in Anschlag bringen (der sich, wie erwähnt, am katholischen groß und stark gesäugt hatte,) um die geringe Wirkung in Anschlag bringen zu können, welche eine Amnestie unter einer solchen Bedingung erzeugen konnte; aber man braucht jenen auch kaum in Anschlag zu bringen, wenn man überhaupt annimmt, daß es unter allen Verhältnissen Menschen gibt, denen nicht etwa bloß ihre Ehre, sondern, was das Beste ist, ihr eigenes Bewußtsein höher als Alles in der Welt gilt. Und wie in religiöser Beziehung, so dachte man damals in den nördlichen Provinzen auch in politischer. Kurz: man traute der neuen Amnestie durchaus nicht und zwar mit um so mehr Grund, da man von Tag zu Tag von neuen Flottenrüstungen in Spanien hörte, die der Unterwerfung Hollands und Seelands gelten sollten. Die Preße, deren Einfluß auf die ganze Entwicklung des Aufstandes überhaupt nicht zu übersehen ist, war auch damals nicht müßig; es erschien eine „wahrhafte Warnung gegen die Amnestie des Großkommenthurs," welche ihre Wirkung auf die öffentliche Meinung nicht verfehlte. *) Vergeblich war die Bitte des neuen Statthalters an die Staaten, ihm eine jährliche Abgabe von zwei Millionen zu bewilligen; vergeblich war seine Bemühung, die Staaten von Holland und Seeland zu einer Unterhandlung über den Frieden zu bringen. Die erste Gegenforderung von ihrer Seite war die alte: Entfernung der fremden Truppen aus den Niederlanden, ihre zweite: die verfassungsmäßige Regierung mit Beiziehung der ein-

*) Spanische Amnestie war und blieb ein Gegenstand des Volksspottes, wofür das „Geusen-Liederbuch" Zeugniß gibt.

heimischen Volsvertretung. Der Geist war in diesen Provinzen erwacht, und die bloße physische Macht, auch wenn sie Requesens im vollsten Umfang besessen hätte, würde wenig dagegen haben ausrichten können. Unter solchen Umständen blieb gleichwohl dem neuen Statthalter nichts übrig, als — eben die physische Macht zu versuchen, da die moralische, welche seiner Parthei zu Gebote stand, zu schwach war, um die der Gegenparthei zu vernichten. Uebrigens mangelte ihm der feine Scharfblick, jenen geheimen Riß zum Vortheil Spaniens zu erweitern, welcher die Bevölkerungen der nördlichen und südlichen Provinzen gegen einander bewaffnen konnte. Und doch fehlte es ihm anderseits, da er das zweifelhafte Gewicht der physischen Macht zur Entscheidung in die Wagschale warf, wieder an höheren Feldherrntalenten und an der eisernen Konsequenz seines Vorgängers. Unter solchen Umständen konnte denn das Interesse Spaniens beinahe in keinen Händen übler berathen sein als in jenen des Requesens.

Noch immer belagerte Oranien, mit der eifrigsten Unterstützung der wackren Seeländer, die Stadt Middelburg auf der Insel Walcheren, welche der tapfere Spanier Mondragon standhaft vertheidigte und in welcher sich bereits ein drückender Mangel an Lebensmitteln zeigte; schon sahen sich nämlich die Belagerten genöthigt, Leinsamen unter das Brod zu mengen. Requesens erkannte gleich seinem Vorgänger Alba, wie wichtig es für die königlichen Interessen sei, Middelburg zu behaupten, und suchte es deßhalb zu entsetzen.

Zu diesem Zwecke sollte eine bedeutende Flotte auslaufen, welche bereits Alba gerüstet hatte. Dagegen hatte auch Oranien, welcher sich zu Vliessingen befand, die seeländische Flotte, vierundsechzig Segel stark, unter dem Admiral Ludwig von Boisot versammelt, um alle Bewegungen der feindlichen zu

verfolgen und zu vereiteln. Requesens hatte seine Flotte in zwei Hälften getheilt; die eine sollte unter dem Kommando Sanzio's d'Avila durch die Gewässer des sogenannten Hont nach Walcheren steuern, die andre unter dem Admiral Herrn von Glimes und Julian Romero, welcher Letztere wenn auch nicht dem Namen nach, doch in der That den Oberbefehl führte, von Bergen op Zoom aus durch die Osterschelde. Ein kühner Mann, Namens Hans Koch, machte sich anheischig, die belagerten Middelburger von allen diesen Maßregeln in Kenntniß zu setzen; er entledigte sich dieses Auftrages, indem er von Antwerpen aus mit dem größten Glück mitten durch die seeländischen Wachtschiffe nach Middelburg steuerte, und die Middelburger schöpften aus seiner Botschaft frischen Muth. Doch Oranien kannte den Operationsplan der Feinde und theilte die seeländische Schiffsmacht gleichfalls in zwei Hälften. Die eine ließ er vor Middelburg; die andere, unter Ludwig von Boisot, nahm ihre Richtung gegen Tholen; sie hatte den Auftrag, die Geschwader Romero's aufzufangen. Es war gegen Ende Januars 1574, als die Letzteren den seeländischen Schiffen bei Reimerswaal begegneten. Der spanische Admiral Glimes beschloß den Kampf zu vermeiden, aber mit Ungestüm drang Romero darauf, und schnell wurden zehn spanische Schiffe von den Seeländern geentert. An sechzig Spanier sprangen, von Kampflust hingerissen, auf das seelän-ländische Admiralschiff, wurden aber in die Luft gesprengt. Auf das spanische klomm Kaspar Lensen, ein Seeländer, kletterte den Mast empor, nahm die Flagge, schlang sie um seinen Leib und brachte sie seinen Landsleuten. Immer wüthender wurde der Kampf auf beiden Seiten. Als Romero die Admiralsflagge nicht mehr sah, ließ er eine solche auf seinem eigenen Schiffe aufziehen, um die Seinigen zu ermuthigen. Es nützte nichts;

die Kampfwuth der Seeländer war unüberwindlich. Schon sah er sich von allen Seiten durch die Feinde umschlossen und konnte nur noch an seine Rettung denken. Er warf sich über Bord und erreichte schwimmend die Küste von Tholen, wo Requesens von einem Damme aus das Gefecht beobachtet hatte. „Ich bin nur ein Kriegsmann, kein Matrose", rief Romero dem Statthalter entgegen, indem er triefend und in furchtbarster Aufregung auf ihn zueilte, während sein Schiff, durch die Fluth flott geworden, in die Tiefe trieb. Der Admiral Glimes wurde erschossen; sein Schiff lief auf den Grund und ging in Brand auf. Die Seeländer hatten acht feindliche Schiffe erobert und die Mannschaft über Bord geworfen; die Schiffe mit dem Geschütz wurden nach Veere und Vliessingen gebracht. Der Rest der spanischen Flotte zog sich, als es zu dunkeln begann, nach Bergen-op-Zoom zurück. Indessen hatte Oranien von Vliessingen aus die zweite Hälfte der feindlichen Flotte unter Sanzio d'Avila mit großer Unruhe beobachtet, da er nur eine geringe Macht gegen sie aufbieten konnte und über das Schicksal der anderen Hälfte keine Nachricht hatte. Als Sanzio d'Avila von dem verunglückten Erfolge Kunde erhielt, lichtete er die Anker und kehrte, ohne Etwas unternommen zu haben, eilig nach Antwerpen zurück.

Der Sieg der Seeländer zu Wasser entschied nun auch schleunig das Schicksal des durch Hungersnoth hart bedrängten Middelburgs. Mondragon, welcher die Unmöglichkeit einsah, sich länger in dieser Stadt zu halten, entschloß sich, sie dem Prinzen von Oranien zu übergeben, aber nicht anders, als auf ehrenvollen Abzug mit Waffen und Gepäck. Da Oranien zögerte, darauf einzugehen, so ließ ihm Mondragon erklären, er wolle die Stadt lieber an zwanzig Enden in Brand stecken. Oranien achtete den Heldenmuth des Feindes und traf

am 18. Februar die Uebereinkunft mit ihm. *) Mondragon erhielt mit seiner Besatzung den bedungenen ehrenvollen Abzug von der Insel Walcheren mit Waffen und Gepäck, und gab dem Prinzen sein Ehrenwort, bei Requesens die Freilassung St. Aldegonde's, de Ryk's und noch drei anderer gefangener Befehlshaber zu bewirken, widrigenfalls er sich binnen zwei Monaten wieder in Oraniens Haft stellen würde. Jene Bürger Middelburgs, welche dem Prinzen für den König Treue schwören würden, sollten ihr Leben, Gut und Privilegien behalten; von den übrigen sollten zehn, nach Oraniens Wahl, in dessen Haft bleiben, um dadurch die Freilassung von eben so vielen gefangenen Haarlemern zu bewirken; die anderen erhielten die Erlaubniß, mit ihrem Hab und Gut auszuwandern. Bürger von Zierickzee, Vliessingen und Veere sollten die neue Besatzung Middelburgs bilden. Ueberdieß mußte die letztere Stadt dem Prinzen drei Tonnen Goldes bezahlen, wovon er ihr jedoch zwei Drittel erließ. Am 3. April leistete die Bürgerschaft Middelburgs dem Prinzen den Eid der Treue. So großmüthig sich nun Oranien gegen die eroberte Stadt bewies, — er verscherzte gleichwohl ihre Zuneigung, indem er durch eine andere Maßregel ihren Stolz verletzte. Er erklärte nämlich Vliessingen und Veere für freie gräfliche Städte, welche dadurch bei der Staatenversammlung von See-

---

*) Lied: „Wilhelmus von Nassouwe
Das edel deutsche Blut;
Mit Freuden sondere Reue
Laßt uns Gott loben gut,
Der uns hat gegeben
In unsre Hände rein
Middelburg, die Stadt erhaben,
Durch ihre Noth nicht klein" 2c. 2c. (Geusen-Liederbuch.)

land Zutritt erhielten, und begabte auch das bisher unter Middelburg stehende Dorf Arnemuiden mit städtischen Gerechtsamen, wodurch es von Middelburg unabhängig wurde.

Mondragon rechtfertigte ritterlich das auf sein Ehrenwort gesetzte Vertrauen. Er bewirkte bei Requesens mit allem Eifer die Freilassung der benannten Gefangenen, vor Allem die des wackren de Ryks. Dieser hatte indessen im spanischen Gewahrsam Schweres ausgestanden. Von Vilvoorden war er nach Gent gebracht worden, wo man ihn in einen scheußlichen unterirdischen Kerker geworfen hatte; da lag er, mit sechzig Pfund schweren Ketten belastet. Nach sieben Monaten drang man in ihn, des Königs Dienste anzunehmen; da er sich jedoch weigerte, die des Prinzen abzuschwören, so führte man ihn aus seinem dumpfen Kerker auf ein Blutgerüste, wo bereits zwei Hingerichtete lagen. Doch jetzt bangte der dortigen Besatzung vor einem gleichen Schicksale Mondragons (welcher sich damals noch zu Middelburg befand) wenn de Ryk's Leben geopfert würde; Mondragons besorgte Gattin hatte die Soldaten bewegt und die ernsten Vorstellungen derselben brachten es dahin, daß man de Ryk verschonte. Mondragon selbst bewirkte endlich de Ryk's Freilassung; aber zu der St. Aldegondes wollte sich Requesens schlechterdings nicht verstehen. Mit dieser Nachricht kam nun de Ryk, seiner langen und schweren Haft entlassen, zu Oranien nach Holland. Tief bestürzt über Aldegondes Schicksal, aber rasch entschlossen, fragte ihn der Prinz: „Hast du den Muth, de Ryk, dich nochmals zu dem Feinde zu begeben und Mondragon an die Erfüllung seines Versprechens zu mahnen?“ „Gern, zum Heil des Vaterlandes“ erwiederte der brave de Ryk. Er hielt sich für überzeugt, seinem sicheren Tode entgegen zu gehen, und bedingte sich deßhalb aus, daß

seiner Wittwe und seinen Kindern, damit sie nach seinem Tode nicht darben müßten, durch Oranien eine Summe von 6000 Gulden versichert würde. Hierauf begab sich de Ryk zu Mondragon und erinnerte ihn im Namen des Prinzen an sein Versprechen. Mondragon aber eröffnete dem Don Requesens seinen festen Willen: „Wenn St. Aldegonde nicht die Freiheit erhält, so stelle ich mich augenblicklich wieder in Oraniens Haft, um mein Wort ehrlich zu lösen." Diese ritterliche Treue Mondragons bestimmte endlich Requesens zu dem Entschlusse, St. Aldegonde freizugeben, nachdem sich derselbe acht Monate lang in spanischem Gewahrsam befunden hatte. Eine solche Treue des Feindes war einer solchen patriotischen Aufopferung werth; beide Beispiele von Tugend versöhnen das menschliche Gefühl nach so manchen zahlreichen Beweisen von Barbarei, zu welcher Fanatismus und Verzweiflung bis jetzt zwei ursprünglich gleich edle Nationen hingerissen hatten.

Nachdem nun Oranien durch den Besitz Middelburgs sich der Uebermacht auf dem Meere vergewissert hatte, beschloß er im Vertrauen auf die Kühnheit der Seeländer, sich auch der anderen wichtigen Hafenplätze, und zwar vor Allen Antwerpens zu bemächtigen, um der jungen Freiheit immer mehr sichere Zufluchtsorte offen halten zu können. Er unterhielt geheime Einverständnisse sowohl mit der Stadt, als auch sogar mit Soldaten in der Citadelle von Antwerpen, und etwa 500 „wilde Geusen" hatten sich bereits durch List in die Stadt eingeschlichen. Doch der Anschlag wurde bei Zeiten entdeckt und vereitelt, ebenso auch ähnliche auf andere Städte, welche sich im Besitz der Spanier befanden. Dagegen machten auch die Feinde einen ähnlichen Anschlag auf Gouda, und zwar im heimlichen Einverständniß mit mehren dortigen Katholiken, welcher jedoch ebenfalls keinen günstigen Erfolg hatte.

Inzwischen hatte übrigens Oraniens Politik bereits weiter ausgeblickt; kühn und beharrlich, wie er war, scheute er den Krieg nicht, aber er besorgte, daß das Volk, bloß allein auf die eigne Kraft hingewiesen, in einem langen und so ungleichen Kampfe gegen die Uebermacht sich verbluten möchte. Deßhalb war es sein angelegentlichstes Bestreben, fremde Mächte in's Interesse zu ziehen, durch deren Unterstützung die Niederlande einen langwierigen Krieg mit Spanien aushalten oder wenigstens einen ehrenvollen Frieden mit Philipp II. erlangen könnten, wobei die Früchte der bisherigen Anstrengungen und das Ziel aller Wohlgesinnten, die Freiheit und Selbstständigkeit sowohl in politischer als in religiöser Hinsicht, aufrecht erhalten und sicher verbürgt würden. Wenn Oranien in solchen Absichten die nächsten Nachbarn der Niederlande prüfend überblickte, so mußte er von der Seeseite auf England, so konnte er von der Landseite, zwischen Frankreich und Deutschland wählend, nur auf Frankreich Hoffnungen stellen. So unwahrscheinlich es uns auf den ersten Blick vielleicht vorkommt, daß Oranien gerade auf Frankreichs Unterstützung noch immer das meiste Vertrauen setzte, nachdem dort eine einzige Nacht, die Bartholomäusnacht, die ganze Treulosigkeit des Hofes entsetzlich aufgedeckt hatte, — das scheinbare Räthsel löst sich doch völlig, wenn man die Stellung Frankreichs zu Spanien und anderseits die des deutschen Reiches nicht aus dem Auge verliert. Wie verrucht auch in Frankreich immerhin die Politik des Hofes nach innen zu gegen die Hugenotten sein mochte, so konnte doch nimmerhin die Gleichheit des Glaubens die aufrichtige Freundschaft des Hofes mit Spanien erwecken. Der religiöse Fanatismus des französischen Hofes war, himmelweit von dem des spanischen verschieden, bloß ein Raffinement des Verstands, ein Raffinement, dessen Ruchlosigkeit deßhalb einer weit schärferen

Zurechnung unterliegt als alle Autodafés, welche Philipp II. zur vermeintlichen Ehre Gottes feierte; der französische Hoffanatismus war bloß eine Maske der verlegenen Tyrannei, welche in den Religionspartheien mit Recht gefährliche politische Faktionen erkannte, die sie mit dem empörendsten Unrecht auf einen Schlag vernichtete, weil sie von weiteren rechtlichen Zugeständnissen ihren eigenen Sturz befürchtete. Wenn nun der religiöse Fanatismus des französischen Hofes im Gegensatze zu dem des spanischen bloß ein künstlicher war, so blieb dagegen um so mehr die tiefeingewurzelte Antipathie desselben gegen Spanien eine Wahrheit. Frankreich hatte die Zeiten Kaiser Karls des Fünften noch nicht vergessen und es konnte sie auch nicht vergessen. Es mußte stets auf der Hut vor Spaniens gefährlicher Nachbarschaft sein, dessen prunkhaftes Ansehen zwar bereits eine gefährliche innere Schwäche verhüllte, welches jedoch fast in demselben Verhältnisse, als dessen innere Schwäche zunahm, durch Philipps II. Geist immer kühnere Pläne gegen das Ausland entwickelte. Frankreich mußte wenigstens die Gelegenheit, welche ihm durch seine geographische Lage als Scheidewand der Niederlande geboten war, benützen, um Spanien in steten Besorgnissen zu halten, um dessen Uebergewicht nicht aufkommen zu lassen. Dieses tieferliegende Motiv war es nun, worauf der tieferblickende Oranien Rücksicht nahm. Sowohl die geographische Lage, als die politische Stellung Frankreichs konnte den Niederlanden wesentlich nützen.

Was aber konnte ihnen das deutsche Reich nützen? Ein Wahlreich, bestehend aus ein paar hundert Reichsständen, von denen der kleinste mit dem größten in steter Eifersucht lag, von denen jeder seine Selbstständigkeit mit so großer Aengstlichkeit zu bewahren suchte, daß der ganze Verband keine Kraft zu großen gemeinsamen Unternenehmungen behielt?

Ein Reich unter einem Oberhaupte, das von der alten ehrwürdigen Kaisermacht wenig Anderes mehr als den Schatten noch übrig hatte, und das zur Vertheidigung des Reiches gegen einen gemeinsamen Feind desselben sich die Hülfe der Mitglieder fast erbetteln mußte! Ein Reich, dessen Oberhaupt, damals ein edler, gerechtigkeitsliebender und toleranter Mann, Maximilian II., trotz aller seiner eifrigen Bemühungen doch den Religionsfrieden nicht aufrecht halten konnte! Und davon abgesehen, war es dem Kaiser Maximilian II. wohl zuzumuthen, gegen seinen eigenen Schwiegersohn Philipp II. die Waffen zu ergreifen für abgefallene Provinzen? An redlichen ernsten Versuchen, um Philipp II. zur milderen Behandlung der Niederlande zu bewegen, hatte es der Kaiser schon von Anfang der Unruhen an nicht fehlen lassen, *) und unab-

*) Man vergleiche die interessante Korrespondenz Maximilians II. und Philipps II. (Briefe des Ersteren vom 9. Juli, 30. Septbr. u. 20. October 1567, und Philipps vom 12. Dezember 1567) in Nrn. 39, 40, 41, 42, 44, 48 u. 49 der „freien Presse“ von 1840), ferner den Brief Kaiser Maximilians II. an Alba vom 7. August 1568 (in Nr. 59 derselben Zeitschrift), worin die Stelle: „daß in denen und dergleichen Sachen nichts Räthlicheres und Besseres, als der Zeit und Gelegenheit der Läufte wohl wahrzunehmen und sich zu befleißigen, damit die ohne das merklich große Schwierigkeit und Verbitterung nicht noch mehr gestärkt und derwege bereitet werde, zu derjenigen Weiterung und Unrath, so ohne das in den Gemüthern der Leute begierig steckt, und vieler Orten nichts anderes gesucht noch gewünscht wird, als ein allgemeiner Aufstand und Kriegserweckung wider Eu. Liebden und dero bei sich habenden Kriegsvolk. . . . . Welches dann auch die einige Ursach, darum wir, auf vorbemeldten Sr. des Königs Rath und Orators, des von Chantoney, so fleißig gesuchte und ganz emsiglich solicitirte gestrackte Achterklärung, nicht allein des Grafen von Embden, sondern auch des Prinzen von Orangien, desselben Bruders, Grafen Ludwigen von Nassau, und Grafen Jobsten von Schaumburg, Uns jetzo nicht resolviren konnten“. u. s. w.

lässig wirkte er, so viel in seinen Kräften stand, zu diesem Zwecke hin, mit größerer Umsicht als Philipp und Alba die Verhältnisse überblickend und die Zukunft ahnend, auf die er sie wohlmeinend und freimüthig aufmerksam machte. Aber er konnte das Unmögliche nicht möglich machen. Kurz: von dem deutschen, vielfach zersplitterten, in hundert Partikularinteressen befangenen Reiche war ein gemeinsamer Aufschwung zur Rettung der Freiheit in den Niederlanden nicht zu erwarten; das Einzige, was man von dorther erwarten konnte, war die Hülfe einzelner Männer, fürstlicher oder adeliger Condottieri, welche ihr Leben und Gut in die Schanze schlugen, — eine vorübergehende Theilnahme an irgend einem Feldzug, also für das Gesammtinteresse der niederländischen Nation eine nutzlose.

Aber England, — kam dies England, an dessen Spitze eine Frau wie die Königin Elisabeth stand, deren Interesse

---

Vergl. sodann den altfranzösischen Auszug eines Briefes des Kaisers an Alba („fr. Pr." Nr. 56. II.). Zu wiederholten Malen gab Maximilian II. seine äußerste Mißbilligung über das Verfahren gegen Egmont und Hoorn zu erkennen. Ausdrücklich schrieb er an Alba (vergl. „fr. Pr." Nr. 60). „Es will Uns auch von Vielen zum Höchsten imputirt werden, daß wir uns der Sachen gegen E. L. nicht mehrers angenommen und noch annehmen, zu Fürkommung des augenscheinlichen großen Verderbens und Untergangs der Niederlande, als die dem Reich gutentheils eigenthümlich angehörig, und des Königs Liebden von Uns und dem Reich zu Leben rühre, im Landfrieden begriffen und nicht unbillig sich desselben zu erfreuen haben sollen." In demselben Briefe äußert er sich (etwas früher) gegen Alba: „Aus welchem Allem E. L. leicht zu erachten, da es einmal zu einer verursachten Reichszusammensetzung wider E. L. Gouvernement kommen, und (da Gott vor sei) fast die völlige Macht deutscher Nation dahin gewendet werden sollte, was am Ende daher für ein Ausgang zu gewarten."

stündlich von Spanien so tödtlich bedroht war, kam England so wenig in Betracht, wenn sich Oranien nach aufrichtigen Bundesgenossen für die Niederlande umsah? Man würde eine unbedingte Apologie der Politik Oraniens schreiben, wenn man in Abrede stellen wollte, daß er auf ein Bündniß mit England vielleicht zu wenig Gewicht legte. Es ist allerdings wahr, daß sich die kluge Elisabeth in Bezug auf die Niederlande fortwährend schwankend und scheinbar unentschlossen benahm, daß sie ihre Sympathie für dieselben verrieth und doch oft zögerte, dieselbe durch die That zu bewähren, daß sie zuweilen der Krone Spaniens, deren feindselige Absichten sie durchschaute, Zugeständnisse machte, und zwar in Augenblicken, da ihr energisches Auftreten den Niederlanden entschieden genützt haben würde. Aber sah sie sich zu einer solchen Politik nicht gewissermaßen veranlaßt, wenn man ihr von Seiten Oraniens stets nur die zweite Rolle, gleichsam eine Aushülfsrolle, zudachte? Anderseits fand sich Elisabeth durch die Macht der Umstände wirklich genöthigt, die Initiative zu einem offenem Bruche mit Spanien zu vermeiden, welche sie durch eine erklärte Verbindung mit den Niederländern hervor gerufen haben würde, da Spanien dieselben bloß als Rebellen betrachtete. Oranien mußte sich, von England zurückgewiesen, eben wieder in die Arme Frankreichs werfen, und sein unternehmender Bruder, Graf Ludwig von Nassau, betrieb abermals die betreffenden Unterhandlungen mit eben so viel Geschick als Erfolg. Er erlangte von dem französischen Hofe eine bedeutende Geldunterstützung und die eben so wichtige Erlaubniß, ein paar tausend französische Soldaten zum Krieg in den Niederlanden gebrauchen zu dürfen; Frankreich dachte dabei freilich nicht an die Freiheit der Niederlande, sondern nur an etwaige Nachtheile Spaniens.

Durch die französischen Hülfsgelder und das Versprechen

des französischen Hofes unterstützt, begab sich nun Graf Ludwig nach Deutschland und brachte dort ein Heer zusammen, welchem sich sein Bruder, Graf Heinrich, und Prinz Christoph, der Sohn des Churfürsten Friedrich III. von der Pfalz anschlossen. Mit diesem Heere, welches 6000 Mann zu Fuß und 3000 zu Roß zählte, drang Graf Ludwig in die Niederlande ein und lagerte sich zu Gulpen, zwischen Aachen und Maastricht; aber auch Requesens hatte, auf die Nachricht von dieser Rüstung, seine Macht mit aller möglichen Anstrengung verstärkt und zu diesem Zwecke auch seine Truppen aus Holland an sich gezogen. Dadurch wurde die Stadt Leyden, welche die Spanier bis dahin vom November des vorigen Jahres (1573) an belagert hatten, für den Augenblick von den Feinden wieder befreit. Auch die Schanzen im Waterland, welche der Herr von Chevreaux besetzt hatte, wurden jetzt von Spaniern entblößt. Der Plan des Grafen Ludwig war nun folgender. Er wollte tiefer nach Geldern ziehen, dort zu seinem Bruder, dem Prinzen von Oranien stoßen, wenn er sich mit diesem vereinigt habe, das wichtige Nymwegen überwältigen, und dann nach Brabant eilen, um dort den Feind im Kern seiner Macht anzugreifen, während zu gleicher Zeit die nördlichen Provinzen dadurch der Feinde ledig waren. Am rechten Ufer der hochangeschwollenen Maas zog er deßhalb weiter, um durch das Gebiet zwischen diesem Fluß und der Waal in den Bommeler Waard einzudringen, welcher von beiden umschlossen wird; denn er hatte Nachricht bekommen, daß sein Bruder Oranien mit 6000 Mann im April (1574) in denselben eingefallen sei und dort das Schloß Wardenburg, welches einer natürlichen Tochter des letzten Herzogs von Geldern gehörte und 300 Spanier zur Besatzung eingenommen hatte, überwältigt habe.

Aber Don Sanzio d'Avila, welchem Requesens den Ober-

befehl des spanischen Heeres gegen den Grafen Ludwig anvertraut hatte, folgte diesem aufmerksam am linken Ufer der Maas. Bei Grave schlug er eine Schiffbrücke über den Strom, führte seine Truppen glücklich aufs rechte Ufer hinüber und lagerte sich bei Over-Asselt. Graf Ludwig hatte sich, kaum eine Meile von den Spaniern entfernt, bei dem Dorfe Mook gelagert; von dort aus breitet sich eine große Ebene bis gegen Nymwegen hin. Ludwig sah jetzt seinen Plan, in den Bommeler Waard vorzudringen, durch den Feind gestört; Sanzio d'Avila aber beschloß, seinen Gegner auf der Mooker Haide zur Schlacht zu zwingen. Graf Ludwig hatte ein Gefecht nicht erwartet, aber da es sich bot, so nahm er es mit Freuden an. Es war am 14. April 1574, als die beiden Heere aneinander geriethen. Im Anfang schien sich das Glück für den Grafen Ludwig von Nassau zu entscheiden; seine Begeisterung riß seine Schaaren mit sich fort und die schwergeharnischte Reiterei des kühnen Partheigängers Martin Schenk, welcher den Spaniern diente, ergriff die Flucht. Aber ein keckes Manöver der übrigen spanischen Reiterei, welche, in viele kleine Haufen zertheilt, die Truppen Ludwigs angriff, und das schändliche Benehmen von dessen Fußvolk, welches seinen Sold verlangte, bevor es sich in den Kampf mischte, entschied das Schicksal der Schlacht, nämlich einen glänzenden Sieg der Spanier. Diese verfolgten denselben rasch und mit Glück. Dreitausend Mann Fußvolks und fünfhundert Reiter Ludwigs blieben auf dem Platze. Er selbst, Graf Heinrich von Nassau, (der jüngste Bruder Oraniens) und Prinz Christoph von der Pfalz starben für die Freiheit und den Protestantismus. So waren denn jetzt schon drei Söhne des Hauses Nassau für die Niederlande als Helden kämpfend gefallen; den vierten Bruder, den größten, bewahrte ihnen die Vorsehung noch, bis

er sie zu jenem Zustande gebracht haben würde, in welchem sein Blut, nicht in der Schlacht, sondern durch eines fanatischen Meuchlers Hand vergoßen, den befestigten Grundstein der Freiheit einweihen und für kommende Zeiten zum Siegel der Verheißung würde, daß die Freiheit unsterblich bleibt, wenn auch ihre Helden sterben müssen, und daß jedes Märtyrthum für sie unvergängliche Zinsen trägt. Oranien hatte das unglückliche Ende, welches der Feldzug seines kühnen Bruders nehmen würde, vorausgeahnt. Jetzt, da es entschieden war, kehrte er, vorsichtig wie immer, mit seinen Truppen von dem Bommelerwaard nach Seeland zurück, um diese Provinz und Holland, soviel in seinen Kräften stünde, vor einem Anfall der Feinde, welchen er als gewiß voraussetzte, zu bewahren.

Zum Glück für Holland und Seeland brach jedoch gleich nach dem Sieg der Spanier auf der Mookerhaide eine furchtbare Meuterei unter diesen Truppen aus. Schon einige Zeit vorher hatten die spanischen Soldaten von Don Sanzio d'Avila ungestüm ihren längst rückständigen Sold verlangt; der Feldherr hatte ihnen versprochen, daß sie denselben nach der ersten gewonnenen Schlacht richtig erhalten sollten. Auf diese Versicherung hin hatte sich das Kriegsvolk vollkommen beruhigt und seine Schuldigkeit gethan. Es war eines der eigenthümlichsten, die man sich denken kann, bigott und grausam, Beides bis zur blinden Wuth, aufs Kommando bereit, dem gewissen Tode entgegenzustürzen, und doch gleich darauf eben so unbändig gegen jeden Zügel, eben so taub gegen jeden Befehl, wenn es sich in seinen Rechten gekränkt glaubte. Darf man sich über das Letztere verwundern? Der Soldat fühlte, daß auf ihn allein alles ankam, daß er hier in den Niederlanden ebenso gut oder mehr König war, als Philipp II. in seinem Kabinet. Der Soldat hatte jede Anstrengung zu ertragen, er mußte hungern

und dürsten; ja er mußte sogar, wenn der Feind ihn höhnte und der Befehlshaber es verbot, sich an jenem dafür zu rächen, stumm und geduldig die Zähne aneinander pressen und Sekunde für Sekunde zählen, bis er endlich seine mittlerweile zur Bestialität gesteigerte Wuth auslassen dürfe. Er war seinem Befehlshaber leib- und seeleneigen. Und was hatte er dafür? Die Ehre! Welche Ehre? Die Befehlshaber strichen sie für ihn ein; alles Blut, das der Soldat vergoß, trug nur den Offizieren Lob, Ruhm, Beförderung ein. Der Soldat duldete indessen dies Verhältniß gerne. Er befand sich dabei ungefähr in demselben Verhältniß wie ein Volk, das für alle seine Anstrengungen den Fürsten erhöht sieht, es gerne sieht, und sich in ihm, mit ihm, selbst verherrlicht glaubt. Aber der Soldat war auch wieder in anderer Beziehung gewissermaßen wie ein Volk. Er erkannte nichts Höheres an, als ein einfaches Vertragsverhältniß zwischen sich und dem Beherrscher, d. h. in seinem Fall: dem Feldherrn. Er verkaufte demselben den narbenvollen Leib zu neuen Wunden und wollte dafür, daß auch der Feldherr als anderer Kontrahent seine Vertragspflicht redlich erfülle. Was hatte der Soldat zu empfangen? Statt der Freiheit (mit Ausnahme der Erlaubniß: zu plündern und zu morden) — bloß Geld. Der Soldat hatte sich verkauft und also hatte er das Recht, den stipulirten Preis für sein Leben zu verlangen. War es seine Schuld, daß der Feldherr diesen Preis nicht immer pünktlich aufbringen konnte? Gewiß nicht. Es war Sache des Feldherrn, dafür zu sorgen. Der Soldat hatte sogar lange gewartet, er wollte nun mit der Gewalt, die er einmal in den Händen hatte, das fordern, was ihm von Rechtswegen gebührte. — Die spanischen Truppen hatten in der Schlacht auf der Mooker-Haide ihre Pflicht gethan und forderten nun auch von ihrem Feldherrn die Erfüllung der seinigen.

Sanzio d'Avila konnte sie nicht erfüllen, als sie ihn nach dem Siege daran erinnerten, und nun achteten sie auch auf alle seine Vertröstungen nicht. Wenn der Vertrag nichts galt, sahen sie sich in den Zustand der Nothwehr versetzt, und demgemäß zerrissen sie kühn die Bande der Subordination. Sie erkannten den Feldherrn nicht mehr an, erwählten sich aus ihrer eigenen Mitte einen Anführer („Eletto") zogen auf eigene Faust nach Antwerpen, wo der Herr von Champagny spanischer Kommandant war und wohin sich auch Requesens in Person begeben hatte. Aber selbst die Gegenwart des Letzteren vermochte den Grimm der Soldaten nicht zu bändigen. In voller Schlachtordnung rückten sie in die Stadt ein, plünderten Champagny's Wohnung und befahlen diesem, mit den Wallonen die Stadt binnen zweimal 24 Stunden zu verlassen. Champagny sah in der That keinen andren Ausweg vor sich, als den, sich den Forderungen der Meuter zu fügen; der Eletto derselben nahm seine Wohnung im Stadthause und die „Herrn Soldaten" („los Sennores soldates," wie sie sich nannten) richteten sich nun in einer eigenthümlichen republikanischen Verfassung zu Antwerpen ein. Sie bildeten hier die Macht, unterwarfen sich gewissenhaft den Befehlen ihrer selbsterwählten Obrigkeit, verhandelten förmlich mit Chiappin Vitelli, so wie mit der Bürgerschaft, gelobten, augenblicklich, zur Pflicht zurückzukehren, sowie sie den ihnen von Rechtswegen zukommenden Sold empfangen würden, und hielten streng darauf, daß die öffentliche Ordnung, so wie die Sicherheit und das Eigenthum der Bürger nicht im Geringsten gestört wurden; zwei ihrer Kameraden, welche sich des Diebstahls schuldig gemacht hatten, büßten dies Verbrechen — nach em Urtheilsspruche der ganzen empörten Armee — durch den Strang. Als sie aber Requesens blos mit neuen Vertröstungen, daß sie einen Theil des Soldes

gleich erhalten würden und sich für den Rest mit Verschreibungen begnügen möchten, beschwichtigen wollte, und als sogar ihr Eletto sie zur Annahme dieses Vorschlags zu stimmen versuchte, kamen sie außer sich vor Zorn und riefen: „Was Verschreibungen? Geld wollen wir, Geld!“ Und alsogleich setzten sie hierauf ihren Eletto ab und gelobten sich feierlich nach Anhörung einer Messe, sich nicht eher wieder in Gehorsam zu fügen, als bis ihre Forderungen sammt und sonders baar berichtigt seien. „Todo, todo, dineros, non palabras!“ („all, all! Geld, keine Worte!“) war ihre Losung. Die Meuterei ergriff nun auch die Soldaten in der Citadelle; diese erkoren sich gleichfalls einen „Eletto“ und verlangten ungestüm die Schlüssel der Festung. Ihr Aufstand wurde jedoch durch Chiappin Vitelli's kluges und unerschrockenes Benehmen gestillt, und bald darauf beruhigten sich auch die in der Stadt befindlichen Soldaten, als sie sich nämlich überzeugten, daß man in der That ernstliche Anstalten machte, ihre Forderungen zu erfüllen. Die Bürger Antwerpens brachten zu diesem Ende eine Summe von 400,000 Gulden auf, Requesens vergrößerte dieselbe, zum Theil aus seinen eigenen Mitteln, (er verpfändete dafür sein Silbergeräth) und den Rest erhielten die Soldaten in Tüchern und in Seidenstoffen an Geldeswerth, womit sie sich denn zufrieden gaben. In kostbaren neuen Gewändern stolz einhergehend, feierten sie in der Kirche die Versöhnung, welche durch einen Generalpardon des königlichen Statthalters vollendet worden war. Auf eine interessante Weise zeigte sich nun die ächt nationale Religiösität dieses spanischen Kriegsvolks. Kaum sah es sich im Besitze seines langaufgehäuften Soldes, als es von demselben die Klöster reich beschenkte; besonders die Bettelmönche, wie z. B. die Franziskaner wurden dabei gut bedacht; auch die Jesuiten erhielten große Summen, verweigerten aber die Annahme und

vermochten die Soldaten, das dem Orden zugedachte Geschenk auf eine andre Weise zu verwenden, nämlich es unter die Bürgerschaft zu vertheilen und den so manchen Bewohnern Antwerpens zugefügten Schaden dadurch zu ersetzen. *)

Die Meuterei der spanischen Soldaten war für die Holländer in mancher Beziehung von großem Vortheil gewesen, indem dadurch mehre Pläne der Feinde gelähmt und vereitelt wurden, welche sie in Folge des wichtigen Sieges auf der Mooker-Haide gefaßt hatten. Ein Anschlag des spanischen Obersten Valdez auf Delft mißglückte; desgleichen ein Versuch des Herrn von Billy, Schloß und Stadt Medemblick zur Uebergabe zu bewegen. Herzog Erich von Braunschweig forderte Hoorn und Enkhuizen gleichfalls vergeblich dazu auf, und der Herr von Chevreaux, der einen Zug in's Waterland unternommen hatte, büßte dabei an 2000 Mann ein.

Während der Meuterei in Antwerpen war endlich die spanische Flotte auf der Schelde aus Vorsicht gegen Lillo hinabgesegelt. Kaum hatten die kühnen Seeländer dies erfahren, als sie einen raschen Angriff auf die Feindesschiffe unternahmen, den spanischen Unteradmiral Adrian van Haamstede gefangen nahmen, sich dreier Schiffe bemächtigten, und drei andre, welche auf den Grund gelaufen waren, in Brand steckten. Vergeblich zogen die spanischen Soldaten in Antwerpen, welche dort eben ihr Versöhnungsfest feierten, auf die Dämme und schoßen eifrig auf die kühnen Sieger hin. Ihr Feuern nahm sich wie unfreiwillige Ehrensalven aus, die sie den Seeländern nachsandten, während diese stolz und froh mit ihrer Beute nach der Insel Walcheren steuerten. — Eine andere größere Flotte,

*) Strada.

welche man in Spanien zur Bezwingung der Niederländer ausrüstet und bestimmt hatte, sich mit der auf der Schelde vor Anker liegenden zu vereinigen, büßte durch eine Seuche ihren Admiral, Pedro Melenda, und den größten Theil der Mannschaft ein.

Die Meuterei der spanischen Soldaten hatte vom April bis in den Mai 1574 gewährt. Kaum war sie gestillt, als Requesens beschloß, die Belagerung Leydens, welche am 31. März in Folge des Unternehmens des Grafen Ludwig von Nassau aufgehoben worden war, mit allem Nachdruck wieder zu beginnen. Da die Freunde der Freiheit das Uebergewicht auf der See hatten, so mußten es die Spanier um somehr auf dem platten Lande zu behaupten suchen. Der Obrist Francisco Valdez, welcher schon die erste Belagerung Leydens geleitet hatte, erhielt den Auftrag, diese Stadt nun zum zweiten Male zu umschließen und zur Uebergabe zu zwingen. Er befand sich damals zu Utrecht. Diese Stadt sowie das Stift waren erst kürzlich der von Alba aufgelegten Buße erledigt und in ihren alten Vorrechten wiederhergestellt worden, wozu auch Sitz und Stimme in der Staatenversammlung gehörte. Valdez hatte es versucht, sein Heer in die Stadt Utrecht zu bringen, aber die Bürgerschaft hatte sich diesem Vorhaben widersetzt und schon traf er ernste Anstalten, um diesen Widerstand zu züchtigen, als er den Befehl erhielt, nach Leyden aufzubrechen. Mit einem Heere von 7000 Mann, welches aus deutschen, wallonischen und spanischen Soldaten zusammengesetzt war, brach er jetzt auf, zog an Amsterdam vorüber, schiffte die Truppen und Kriegsvorräthe über das Haarlemer Meer und setzte sich in der Nacht auf den 26. Mai in Leyderdorf, vor der Stadt, fest. Die Bewohner Leyden's hatten es nach der Aufhebung der ersten Belagerung, — zum Theil

vielleicht im Vertrauen auf die Milde des neuen spanischen Statthalters Requesens, — versäumt, ihre Besatzung zu verstärken, sich mit Lebensmitteln vorzusehen, ja selbst die feindlichen Schanzen zu zerstören, welche Valdez bei seinem Abzug verlassen hatte. Jetzt erkannten sie mit Bestürzung zu spät, daß sie falsch gerechnet hatten. Aber zu ihrem Glücke besaßen sie zwei Männer in ihrer Mitte, deren Geist und Herz stark genug waren, um den Muth ihrer Mitbürger auch im äußersten Elend aufrecht zu halten. Es waren Johann van der Does, Herr von Nortwyk und Kattendyke, ein eben so geschickter Staatsmann als ausgezeichneter Gelehrter, hochverdient um die vaterländische Sprache, Dichtkunst und Geschichte, und ein Held, dessen Scharfblick kein Unfall beirren, dessen Muth und Standhaftigkeit kein Mißgeschick zu erschüttern vermochte, — und dann Peter Adrianszoon van de Werff*), ein tugendhafter Vaterlandsfreund, welcher schon einmal sein Leben freudig aufs Spiel gesetzt hatte, um für seinen edlen Freund, den Prinzen von Oranien, in Holland Geldbeisteuern zu einem Feldzug gegen Alba zu sammeln. Johann van der Does war Oberbefehlshaber über jene Bürger, welche bei der Nachricht von der Ankunft der Spanier die Waffen ergriffen hatten, um die Stadt, welche ohne Besatzung war, zu vertheidigen. Peter van de Werff war (seit dem November 1573) vorsitzender Bürgermeister in Leyden; ihm stand der eifrige Stadtschreiber van Hout unermüdlich zur Seite; Dietrich van Bronkhorst war Oberster der Stadt für den Prinzen von Oranien.

Als Valdez vor Leyden angekommen war, besetzte er sogleich alle Zugänge, um der Stadt die Zufuhr abzuschneiden.

---

*) Vergl. Levensbijzonderheden van Pieter Adriaanszoon van de Werff, door Jona Willem te Water. Leyden 1814.

Sein Plan war, sie nicht durch Sturm, sondern durch Hungersnoth in seine Gewalt zu bringen. Oranien, um das Schicksal Leydens besorgt, dessen Besitz die Spanier zu Meistern des fruchtbaren Rheinlandes machen mußte, hatte den Bürgern geschrieben, sie möchten englisches Kriegsvolk, welches noch mehre Schanzen innehatte, in die Stadt aufnehmen und die strengste Ordnung in der Eintheilung und im Verbrauch der Lebensmittel treffen, überhaupt Sorge tragen, sich drei Monate lang gegen den Feind zu halten, binnen welcher Zeit er sie zu entsetzen hoffe. Als aber fünf Fähnlein Engländer, welche in der Schanze zu Valkenburg gelegen waren, vor die Mauern Leydens kamen, zögerten die Bürger, aus mancherlei Besorgnissen, sie aufzunehmen; da ging der größte Theil derselben, bis auf ungefähr 30 Mann, die sich zur Stelle in die Stadt begaben, zu dem Feinde über. Fünf andre Fähnlein des englischen Kriegsvolkes hingegen vertheidigten die Schanze an der Gouda'schen Schleuße und das Dorf Alfen aufs Tapferste gegen den spanischen Befehlshaber Don Martin d'Ayala, bis sie dieser endlich daraus vertrieb. Bald bemächtigten sich die Spanier immer mehrer wichtiger Punkte; sie eroberten die Schanze zu Maaslandsluis, und Vlaardingen ging an sie über. Indem sich Valdez so zum Meister des Umlandes machte, verstärkte er zugleich sein Heer und schlang dicht um Leyden eine enge Kette von Schanzen, deren Zahl allmählig bis zu zwei und sechszig anwuchs. Indessen hatte man, den Rath Oraniens befolgend, in Leyden Ordnungsmaßregeln in Bezug auf die Vertheilung der Lebensmittel getroffen, aber früher, als man gedacht hatte, sah man sich auch schon genöthigt, dieselben sehr zu verschärfen. Bald erhielt Jedermann (mit Ausnahme der Wachen) täglich nur ein halbes Pfund Brot; doch selbst diese Maßregel konnte für die Dauer nicht

ausreichen, da man für 14000 Menschen nur 110 Lasten Korns in der Stadt vorräthig hatte. Schon während der ersten Belagerung hatte man aus Noth Papiergeld, Scheine im Werth von 14 und von 28 Stübern, in Gang gebracht; dies wurde auch jetzt wieder in Kurs gesetzt; der Stempel der Scheine zeigte einen Löwen, welcher das Symbol der Freiheit, den Hut, auf einer Lanze trug, mit den Schriften: „Dies um der Freiheit willen," (haec libertatis ergo) auf der einen, und „Gott behüte die Stadt Leyden" (Godt behoede Leyden) auf der andren Seite; andre solche Einlösungsscheine, die späterhin für Silber eingewechselt wurden, trugen das Wappen der Stadt (zwei verkreuzte Schlüssel) und die Schrift: „Münze der belagerten Stadt Leyden, geprägt unter der Regierung des erlauchten Prinzen von Oranien," sowie die Devise: „Ich kämpfe fürs Vaterland!" (pugno pro patria). Die edlen Bürger von Leyden zeigten durch die That, daß jene Devisen keine leeren Redensarten waren. Vergeblich forderte der neue königliche Statthalter von Holland, Herr von Lannoy, vergeblich forderte Valdez die Bürger brieflich auf, sich gutwillig zu unterwerfen; vollständige Gnade und Sicherheit sollten ihnen dafür zu Theil werden, ja nicht einmal eine spanische Besatzung würden sie dann einzunehmen haben. Vergeblich ermahnten sogar die aus Leyden entflohenen Bürger ihre in der Stadt zurückgebliebenen Mitbürger zur gütlichen Uebereinkunft mit den Spaniern. Verächtlich nannten die Leydner jene Flüchtlinge bloß die „Glippers" (Ausreißer) und ihre ganze Antwort bestand in dem Vers:

„Fistula dulce canit, volucrem dum decipit auceps."

Diese Bürger, welche bisher bloß still und ruhig ihre Gewerke getrieben, hatten sich rasch zu Soldaten gebildet; sie eroberten zwei feindliche Schanzen, eine vor dem Rheinsburger-

Thor und eine zu Boshuizen. Für jedes Haupt eines Spaniers das in die Stadt gebracht würde, war ein Preis ausgesetzt; und die Kampflust der Bürger steigerte sich bald zu einem solchen Grade, daß man es ihnen unter Glockenschlag verbieten mußte, zu Gefechten hinauszueilen.

Indessen sann Oranien unermüdlich über verschiedenen Plänen, um Leyden zu entsetzen; die Sorge um das Schicksal dieser Stadt spornte seine ganze Thatkraft mit jenem Eifer, welcher ungewöhnliche Menschen auch zu ungewöhnlichen Mitteln hintreibt. Er faßte zur Rettung Leydens einen Plan, der, nach gewöhnlichem Maaßstab beurtheilt, kaum die geringste Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges für sich hatte. Oranien konnte Leyden zu Lande nicht retten; es fehlte ihm fast Alles dazu. Dagegen war er Meister zur See; er hatte eine große Anzahl trefflicher Schiffe und verwegener Seeleute, welche von unversöhnlichem Haß gegen die Spanier glühten, nämlich die Seeländer, ihm treu ergeben, erprobt in jeder Gefahr, abgehärtet gegen alle Noth, verwildert gegen jedes feinere Gefühl der Menschlichkeit. Aber wie diese ächten Männer des Meeres und jene Schiffe, welche schnellen Raubvögeln gleich dahinsausten, wenn es galt, einen Spanier zu erhaschen, — wie beide nach der Stadt Leyden bringen? Diese erhebt sich nämlich in Mitten des Rheinlandes, welches zwar durch zahlreiche Kanäle mit der Maas und der Yssel sowie durch den kleineren, schwächeren Arm des Rheines, der diesen Namen noch fortbehält, mit dem Meere verbunden ist, aber gleichwohl höher liegt als Delftland und Schieland, von wo aus Oranien seinen Plan verwirklichen wollte und von wo aus allein er es konnte. Sein Rettungsplan bestand nämlich darin, die starken Dämme zu durchstechen, welche das Land vor dem Ocean schützten, und so diesem freie Gewalt zum Einbruch über

alle Wiesen und Fruchtfelder zu lassen; kurz: das gesegnete Land in ein Meer zu verwandeln, dessen Wogen die rettenden Schiffe nach Leyden tragen sollten. Doch welche Hindernisse standen diesem kühnen Plane entgegen! Zuerst das Interesse des Landes selbst und Aller, deren Hab und Gut auf demselben haftete und mit dessen Verwüstung durch eine solche Ueberschwemmung verloren ging, — dann der Wille des Himmels, der erst noch seine Winde aussenden mußte, um die Wellen landeinwärts zu jagen, damit die Schiffe die nöthige Tiefe des Fahrwassers bekamen. Das erste Hinderniß überwanden der kräftige Gemeinsinn, die hingebungsvolle Vaterlandsliebe, die reinste und heiligste Begeisterung der Holländer, und Oranien trug durch die Kraft seiner Ueberredung nicht wenig dazu bei, diese Gefühle von etwa hie und da noch vorhandenen Partikularinteressen vollends zu reinigen. Die Durchstechung der schützenden Dämme mußte dem Lande einen Schaden von sieben Tonnen Goldes zufügen; aber der Hochsinn der Holländer hielt diesen Verlust für keinen zu hohen Preis, da es galt, die Rettung ihrer Landsleute in Leyden damit zu erkaufen und der Freiheit einen wichtigen Zufluchtsort mehr gegen die spanische Tyrannei zu erhalten. Von größerem Werth als alles Gut und Gold war der Zuwachs an moralischer Kraft für die ganze Nation. Die Holländer sprachen: „besser ein verdorbenes Land als ein verlorenes!" und nahmen den Vorschlag Oraniens an. Und nun wurde sogleich mit bewunderungswürdigem Eifer das Durchstechen der Dämme begonnen. Junker Daniel van Wyngaarden und Wilhelm van Palestein leiteten dies Werk, und mit dem Ysseldeich wurde der Anfang gemacht. Mit Lust und Liebe brachte das edle Volk auch freiwillige Schatzungen auf den Altar des Vaterlandes, und treffliche Frauen gaben ihr Geschmeide zum

Besten hin. In allen Klassen offenbarte sich der erhabene Aufschwung des Nationalgeistes; alle durchglühte die Opferflamme der sittlichen Kraft. Während das Durchstechen der Dämme überall mit der größten Beharrlichkeit vollbracht wurde, betrieb Oranien, welcher von der Höhe seines geistigen Standpunktes alle Verhältnisse klar überblickte, alle Bedürfnisse bis zum kleinsten herab erforschte, seine Wachsamkeit überall hin erstreckte und auf allen Punkten so durchgreifend waltete, betrieb er eifrig alle Maßregeln, damit kein Augenblick zur Rettung verloren ginge, sobald nur alle Dämme vollends durchstochen wären. Er rüstete die Fahrzeuge aus, die auf dem neuen Wasserreiche, welches er zu erschaffen im Begriffe stand, hinsteuern sollten, und unterrichtete vermittelst einer Taubenpost die Belagerten in Leyden von allen Anstalten, damit sie den Muth nicht sinken ließen, sondern, im Vertrauen auf die rettenden Freunde, standhaft fortführen der Uebermacht zu trotzen.

Und eine solche Ermunterung that wahrlich bereits Noth. Denn schon war der größte Theil des Vorraths in Leyden aufgezehrt; schon stieg der Mangel, schon wuchs die Theuerung, und mit Beiden auch die Unzufriedenheit so mancher schwacher, oder heimlich spanischgesinnter Bewohner; schon murrten viele Freischützen, die sich in der Stadt befanden, über die spärliche Verpflegung und entwichen aus Leyden. So war der Stand der Dinge im August bestellt, als plötzlich ein unerwartetes Ereigniß alle Hoffnungen zu vereiteln schien. Oranien erkrankte nämlich schwer in Rotterdam; man hielt sein Siechthum für die Pest, und aus Furcht vor dieser wich jedermann von ihm; sogar sein eigenes Hofgesinde wagte es nicht, ihn zu pflegen und mied das Haus, worin er sich befand. So lag er nun allein, ein aufgegebener Mann; aber noch mehr als die Schmerzen der Krankheit peinigte ihn der Gedanke, daß

Leyden aus Verzweiflung den Entsatz nicht abwarten würde. Schon triumphirten die Spanier auf das Gerücht hin: „er sei bereits gestorben.“ Aber die Staaten von Seeland, welche es gleichfalls vernommen hatten, ermahnten die von Holland, sich für den Fall, daß Oranien nicht mehr aufkommen sollte, bei Zeiten für das Beste des Landes vorzusehen und an „ein geschicktes Oberhaupt, an einen christlichen Fürsten“ zu denken. Als Oranien einsam und hülflos in seinem Schlafzimmer lag, trat eines Tages Kornelius von Mierop zu ihm; Oraniens erste Frage, als er ihn kommen sah, war: „Hat sich Leyden schon ergeben?“ „Nein!“ erwiederte Mierop, und dies „Nein“ erweckte die Lebensgeister des Kranken wieder, richtete ihn auf und wurde sein bester Arzt. Seine Genesung erfüllte schnell auch alle Kleinmüthigen mit neuen Hoffnungen und befestigte die der Muthigen.

Inzwischen hatte man in Seeland einige wohl bemannte und mit Kriegs- wie Mundvorrath reichlich versehene Schiffe zusammengebracht, welche die Admirale Ludwig von Boisot und Adrian Willemszoon zu Anfang Septembers nach Rotterdam brachten, um sie dort mit der holländischen Flotte zu vereinigen, die zum Entsatze Leydens bestimmt war. Furchtbar sahen die Seeländer aus; kein Glied an ihren Körpern, das nicht durch Narben von früheren Kämpfen zeugte, kein Zug in ihren Gesichtern, der ihren Grimm gegen Spanien nicht verkündigte! Mancher hatte nur eine Hand, (die andere lag im Meere), mancher nur ein Bein, aber das andere, hölzerne hinderte ihn nicht, auf's Neue dem Feind entgegen zu treten. Diese zerschossenen und zerhackten Krüppel trugen, wie die frischen Männer, silberne Halbmonde auf den Hüten mit der Aufschrift: „Lieber türkisch als päpst-

lich;*) der Fanatismus machte ihre wilden Herzen noch ungestümer an die Rippen pochen, jagte ihr heißes Blut noch heftiger durch die Adern, reizte ihre Sinne, an Barbarei gewöhnt, diese vollgültig an dem verhaßten Feinde wettzumachen. Rasch ward jetzt Hand an's Werk gelegt, um die binnenländischen Dämme zu durchstechen; zu Anfang Septembers stand das Wasser erst anderthalb Fuß hoch am Gipfel der Landscheidung zwischen Delftland und Rheinland. Zwischen dem 10. u. 11. September wurde der Damm, der Beide trennte, durchstochen. Vergeblich suchten die Spanier dies zu verhindern; sie wurden an drei Punkten angegriffen und vertrieben. Die wilden Seeländer gaben hiebei keinem Feinde Pardon. Ja, ein seeländischer Matrose riß einem noch halblebenden Spanier das Herz aus dem Leibe, biß in das zuckende, rief dann: „Es ist bitter" und warf es den Hunden zu. Nun meinte der niederländische Admiral, die mit Mundvorrath reichlich versehene Flotte alsogleich in den See Soetermeer einlaufen lassen zu können. Doch er hatte sich getäuscht. Der sogenannte „grüne Weg" lag, noch etwa einen Fuß hoch über die Wasserfläche hervorragend, vor ihm. Er nahm denselben glücklich ein und durchstach ihn. Aber auch jetzt konnte der Admiral noch nicht weiter vordringen, weil der Abzugskanal jenseits des „grünen Weges" durch eine Brücke gesperrt war, welche die Spanier auf der anderen Seite tapfer vertheidigten. Vergeblich schoß das Hauptkriegsschiff der Flotte, eine Art von schwimmender Batterie, nebst zwei mit Geschütz versehenen Kornschiffen auf die Brücke und auf die Feinde; die Niederländer mußten den Kampf, trotz

*) Ein Spruch, der auch im Volksliede als Refrain von Mund zu Munde ging (vergl. Geusen-Liederbuch): „liever turcx dan pausch;" auf der Rückseite der silbernen Halbmonde: „en despit de la messe."

ihrer Tapferkeit endlich aufgeben, und eines von jenen Kornschiffen lief auf den Grund, wobei die Mannschaft ertrank. Der Wind blieb dem ganzen Unternehmen noch ungünstig und das Durchstechen der Dämme so lang nutzlos, bis ein scharfer Sturm die Wellen landeinwärts jagte und den Wasserstand erhöhte. Als sich nun am 18. September ein Nordwestwind erhob, beschloß man, von dem Angriff auf jene Brücke abzustehen und sich dafür über den Zegwaardschen Weg zwischen Zoetermeer und Benthuizen dem Meere zu nähern. Glücklich nahmen die Befreier jenen Zegwaardschen Weg ein, ohne daß es die Spanier gewahr wurden, und nun verfolgte der kühne und kluge Admiral Boisot die Feinde zu Schiff bis in den Nord-Aa-See, wo sich diese verschanzt hatten, aber ihre Verschanzungen verließen. Jetzt hatte die Befreiungsflotte offnen Weg vor sich, hielt auf einem breiten Gewässer, das seine Richtung nach Zwieten hin hat, und gab den Belagerten in Leyden durch Kanonensalven das Zeichen: „die Retter sind nahe!“

In dieser unglücklichen Stadt hatte indessen der furchtbar zunehmende Mangel bereits Murren und Uneinigkeit erzeugt, besonders seitdem der oranische Befehlshaber Bronckhorst verstorben war, welcher mit weiser Strenge die Disziplin noch aufrecht erhalten hatte. Nun wuchs Manchen, welche die ungewohnte Entbehrung nicht länger ertragen mochten, plötzlich der Trotz; sie erklärten es für Wahnsinn, die Stadt unter solchen Umständen länger gegen den Feind halten zu wollen; ja sie errötheten sogar nicht, die städtische Regierung mit der boshaften Bemerkung zu verhöhnen: „Dieselbe müßte wohl viel gestohlen haben, weil sie sich scheue, einer Gnadenverheißung zu trauen.“ Fünfzehn Bürger drangen, angeblich im Namen und Auftrag von Dreihundert ihrer Leidensgefährten, auf das Rathhaus und forderten dort ungestüm Lebensmittel. Sogar von

der städtischen Obrigkeit hatten Manche schon den Muth verloren, und die Religionsverschiedenheit schürte, wie es scheint, noch die Zwietracht; man beschuldigte die Katholiken in der Stadt einer geheimen Sympathie für die Spanier. Eines Tages trat eine Rotte von Mißvergnügten keck vor den Bürgermeister Peter van de Werff, klagte ihm ihre Noth und verstärkte die Klagen noch durch Drohungen. „Brot oder Vertrag mit den Spaniern!“ war der Inhalt ihrer ungestümen Forderung. Ruhig erwiederte der edle van de Werff: „Liebe Mitbürger, ich habe einen Eid gethan und vertraue zu dem Geber aller guten Gaben, daß er mir die Standhaftigkeit schenke, meinen Schwur ehrlich zu halten. Ich weiß, daß Sterben mein Loos ist, und es gilt mir gleich, ob ich durch eure, ob durch des Feindes Hand falle. Nützt euch mein Tod, — wohlan, hier bin ich; nehmt meinen Körper, haut ihn in Stücke und vertheilt sie unter euch!“ *) Da errötheten die Trotzigen, wagten es nicht, seinem Anblick zu stehen, und entfernten sich schweigend. Als aber van de Werffs Benehmen allgemein bekannt ward, brachte es eine große moralische Wirkung auf die Bürgerschaft hervor. Man schämte sich, ihm an Seelenadel und Ausdauer nachzustehen; festes Gottvertrauen durchdrang die Herzen und großartige Todesverachtung nahm die Stelle aller kleinlichen Klagen und Zweifel ein. Die Frauen dachten nicht mehr an den Hungertod, sondern bloß an ihre Ehre und an deren Gefahr durch die rohen Lüste der Spanier, welchen Un-

---

*) „Dit's van de Werff, die Leidse held,
Diens tai geduld het spaans geweld
Manmoedig keerde van de vesten.
Als pest en honger 't hert bestreed,
En't muitend volk geen uitstel leed,
Bood hij zyn vlees en bloed ten besten.“
(Medailleninschrift.)

schuld und Keuschheit nicht heilig waren; sie begeisterten ihre Söhne, ihre Gatten, treu auszuhalten in der Noth. Da riefen die Bürger von den Wällen herab dem Feinde zu: „Lieber verzehren wir den linken Arm und wehren uns noch mit dem rechten, als wir, vom Hunger bezwungen, euch die Stadt übergeben; ja lieber stecken wir Haus und Hof in Brand und schreiten über die Aschenhaufen dahin!“

Und in der That: es schien, als wolle die Vorsehung den Bewohnern Leydens noch härtere Prüfungen auferlegen, als sie bisher schon bestanden hatten. Nur von einer Veränderung des Windes konnten sie Rettung hoffen. Und der Wind schlug um, aber — in einen scharfen Nordost; und dieser trieb die Wellen, statt höher landeinwärts, wieder seewärts. Das Wasser sank und mit jeder zurückweichenden Welle schien ein Menschenleben dahin zu schwinden. Kaum neun Zoll tief stand das Wasser noch über dem Lande, und noch dazu über den niedrigsten Stellen desselben; während die Galeeren zum Flottwerden eine Tiefe von wenigstens 17 bis 18 Zoll bedurften. So mußte denn die Flotte unthätig in den Gewässern des Nord-Aa's harren. Man konnte sie von Leyden aus sehen; ihr bloßer Anblick richtete ersterbende Hoffnungen wieder auf; und doch, je länger man auf sie hinstarrte, und sie immer noch unbeweglich sah, um so gräßlicher wurde die Todespein der Unglücklichen. Dieß Ringen der Hoffnung mit der Verzweiflung, von Stunde zu Stunde, ja von Minute zu Minute, rieb den letzten Rest von Kraft auf, welche selbst die Qualen des Hungers überwunden hatte. Auch in den Niederländern, die mit so vielen Aufopferungen zur Rettung ihrer bedrängten Brüder herbeigeeilt waren, erzeugten dieser Zustand und der Gedanke, so nahe am Ziele, dennoch nicht helfen zu können, ja, die Unglücklichen vielleicht in der nächsten Stunde vor ihrem Angesicht untergehen sehen zu müssen,

ein peinliches Gefühl. Verzweiflungsvoll schrieb der sonst unverzagte Admiral Boisot in jener Lage an Oranien: „Wenn Gott im Himmel nicht seine Hand zur Rettung ausstreckt und bei der Springfluth das Meer ins Land jagt, so hab' ich keine Hoffnung mehr, und Leydens Schicksal ist entschieden."

Und schon hatte das Elend in der Stadt gegen Ende Septembers den höchsten Gipfel erreicht. Da sah man Menschen durch die Straßen schleichen, blaß, hohläugig und zitternd, Menschen wie Gerippe, denn seit sieben Wochen hatten sie keinen Bissen Brot gekostet und suchten in den Kehrichthaufen nach weggeworfenen Knochen. Wie Kleinodien fing man Katzen und Ratten und bereitete deren Fleisch; der Hunger scheuchte den Ekel vor der unsaubern Kost. Zerschnittene Häute kochte man mürb und aß sie statt Fleisches; nur Wohlhabende konnten sich glücklich preisen, wenn sie noch Pferdefleisch erhielten. Vornehme Damen schlachteten ihre Schooßhündchen; der gemeine Mann bereitete sich aus gekochten Wurzeln, Kohlstrünken, Weinlaub und Baumblättern Gemüse, welche für kostbar galten. Mehr als eine Mutter hielt das Kind an der treuen Brust, die den Säugling nicht mehr nähren konnte; den Arm noch um ihn geschlungen, das brechende Auge auf ihn geheftet, starb so manche dahin, und an der kalten Brust verschmachtete das Kind. Eine Seuche vollendete dies Elend. In kurzer Zeit waren sechstausend Menschen hingerafft, und die Ueberlebenden hatten oft kaum so viel Kraft mehr, um sie zur letzten Ruhe zu bringen; den Leichenträgern brachen die Kniee unter der traurigen Last zusammen. Bei diesem furchtbaren Sterben schmolzen auch die Sicherheitswachen von Tag zu Tag immer mehr zusammen; und so mancher bewaffnete Bürger fand, wenn er von seinem Posten nach Hause kam, Weib und Kind als Leichen.*) Da

*) Ergreifend schön hat der treffliche (spätere) Dichter Jakob van

trugen mehre Bürger in einer Nacht eine Leiche vor das Haus des Bürgermeisters und stellten sie ihm vor der Thüre aufrecht hin, damit er erwachend mit Schauder die Folgen seiner

---

Zevecote (ein geborner Genter, geb. um 1596, gest. 1642) in einem Chor von Leyden'schen Frauen seines Trauerspiels „het belegh van Leyden“ (gedruckt 1626 bei den Elzeviers) jenes Elend also geschildert:

„Men kan hier dag voor dag gesien,
Dat dragers van de lijcken,
Begeven van haer swacke kniên,
Daer onder doot beswijcken,
En met de geen
Daer sy mê treên,
Het zelfde graf verrijcken.

* * *

De borgers dickwils op de wacht
Haer vrome siel uytgieten,
Of vinden t'huys haer vrou versmacht,
Die sy gesont daer lieten,
Of in den wint
Haer teere kint
Den lesten adem schieten.

* * *

Hoe menig moeder, die op straet
Haer 't leven voelt ontvlieden,
De kleyne schaepkens niet en laet,
Maer schijnt se noch te bieden
De drooge borst
Tot haeren dorst,
Of haer mocht troost geschieden.

* * *

Hoe menig abgestorven wicht
(Soo yeder kan getuygen)
Noch aen zijn moeders borsten ligt
En schijnt die noch te suygen;
Zy, doot of stijf,
Schijnt noch haer lijf
Naer 't kint te willen buygen.“

Beharrlichkeit erkennen möchte, welche sie jetzt für fruchtlosen Starrsinn erklärten.

Oranien hatte indessen auch für den Fall, daß die nächste Springfluth, wie er jedoch immer noch hoffte, nicht genug Wasser brächte, bereits auf neue Rettungsanstalten gedacht. In diesem Fall sollte nämlich der „Kirchwegsdamm" durchstochen werden, und dann sollten wenigstens leichtere Schiffe den Versuch wagen, Leyden mit Lebensmitteln zu versehen. So hoffte er einstweilen für den Augenblick zu helfen; denn er war noch immer fest überzeugt, daß sein großer Rettungsplan gelingen müsse, zumal da der Herbst immer weiter vorrückte, wobei eine größere Ansammlung des Wassers mit Bestimmtheit zu erwarten war. Eine Taube brachte die troſtreiche Nachricht von jenem Plane Oraniens nach Leyden; zugleich hatte sie die Bewohner ermahnt, sie möchten vor der List der Feinde ja wohl auf der Hut sein; denn wie leicht könnten die Letzteren sich das Ansehen geben, als wären sie die Retter, welche der Stadt Mundvorrath zuführen wollten. Keine unnütze Warnung; denn die Spanier hatten bei Leyderdorf fünf große Galeeren auf dem Rhein und rüsteten täglich noch mehre Fahrzeuge aus.

Leyden ringt nun endlich bereits im Todeskampfe, und schon vermessen sich die Spanier: „Eher könne man die Sterne mit der Hand erreichen, als die Stadt aus ihrer Hand befreien." Da streckt endlich der Herr, der es lang genug geprüft hat, seine Hand darüber aus. Und wahrlich: nach allen jenen Wundern menschlicher Ausdauer scheint auch die plötzliche Rettung der bedrängten Stadt Leyden ein göttliches Wunder. Mit der Springfluth schlägt der Wind um und bläst jetzt heftig von Nordwesten her. Nun wälzen sich die Wogen mit Macht ins Land herein. Jetzt wird der Wind zum Südwest, und rasch wächst die Fluth zu einer Höhe von dritthalb Fuß. Vom

ersten zum zweiten Oktober steuert eine Abtheilung der Befreiungsflotte gegen den Kirchweg, nimmt ihn nach einem heftigen Kampfe gegen die dort aufgestellten Spanier ein, und durchsticht diesen Damm an drei Orten, während eine andere Abtheilung der Seeländer die Spanier in Zoeterwoude angreift. Jene erste Abtheilung dringt jetzt durch die Oeffnungen des Kirchweges in den Polder von Meerburg voran, wendet sich aber von dort aus nicht gegen die Stadt, sondern gegen die Frauenbrücke und den Pfaffensee zu. Da glauben die Spanier in Zoeterwoude, diese Wendung der Feinde sei berechnet, um ihnen die Flucht zu versperren, und in panischer Verwirrung, welche durch das Steigen der Gewässer noch vermehrt wird, suchen sie sich, Valdez voran, nach Vorschooten, dann auf dem Stompwyker Weg, nach dem Leydner Damm und Voorburg zu retten; eifrig folgen ihnen die erbitterten Seeländer auf den Fersen und erschlagen die verhaßten Feinde, wo sie deren habhaft werden. Rasch, wie eine Seuche, pflanzt sich jener Schrecken auch in den spanischen Verschanzungen zu Leyderdorf und zu Lammen fort. Dort liegt die Gegend ziemlich höher, und überdieß ist die Vliet, ein Kanal, der zu der Stadt führt, durch Pfahlwerk vertheidigt; bevor endlich die große feste Schanze bei Lammen nicht erobert ist, welche den Eingang der Vliet versperrt, läßt sich der Entsatz Leydens nicht hoffen. Wohlan denn, zum Sturm gegen Lammen! In der dortigen Schanze befehligt der spanische Obrist Borgia, fest entschlossen, sich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Die Befreier haben den Belagerten von dem Plane durch eine Taube Nachricht gegeben und sie aufgefordert, einen Ausfall auf die Feinde zu thun, während sie selbst die Schanze stürmen. Dies Schreiben fällt den Spaniern in die Hände, aber, wie die Folge zeigt, zum Glück für die Leydner. Diese

stehn auf den Wällen, mit neuer Lebenshoffnung auf die rettenden Schiffe hinblickend; da weisen die Bürgermeister gen Lammen und rufen den Bürgern zu: „Seht, dort hinter jenen Schanzen ist Brot. Soll man's dort lassen und hier verhungern?" „Nimmermehr!" erwiedern die Bürger; „lieber die Schanze mit Nägeln und Zähnen durchgewühlt!" Und mit neuer Kraft rüsten sich Alle eilig zum Aufbruch dahin. Indessen hat der spanische Oberst Borgia von Valdez Befehl erhalten, die Schanze zu Lammen zu verlassen und sich zu retten, da kein Beistand mehr möglich sei. Da stürzt plötzlich in der Nacht vom 2ten auf den 3ten Oktober durch Zufall ein Stück der Stadtmauer Leydens, wohl 26 Ruthen in der Länge, zusammen; mit Entsetzen hören die Spanier in Lammen das donnergleiche Geroll; sie glauben: die Leydener selbst hätten ihre Mauern gesprengt, um am nächsten Morgen freie Bahn zu einem Ausfall vor sich zu haben. Von Entsetzen befangen sehen sie ihr gewisses Verderben auf der einen Seite vor sich durch die Belagerer, hinter sich auf der andern durch die seeländische Flotte. „Rette sich, wer kann!" ist die Losung; das Geschütz in die Vliet versenkt, Waffen fest im Arm, und nun im Schutz der Nacht, ohne Trommelschlag, ohne Laut, schnell von dannen!

Wie der Morgen graut, ahnt noch Niemand in der Stadt, daß die Feinde entflohen sind. Ein Knabe weckt die erste Vermuthung. Er hat in der Nacht auf dem Walle gestanden und bemerkt, wie wandelnde Lichter zur Schanze hinaus im langen Zuge flackerten und nicht wiederkehrten. Es waren die glimmenden Lunten der abziehenden Spanier gewesen. Man verspricht dem Knaben ein Geschenk, wenn er sich gen Lammen hinausbegeben und genauer forschen wolle. Er unternimmt es, kommt hinaus, späht umher, findet die Schanze verlassen und schwingt freudig seinen Hut. Ein Mann aus der Stadt folgte ihm; er

überzeugt sich von der Wahrheit und ruft: „Es ist gewiß; die Feinde sind fort!“ Rasch eilt dieser Mann jetzt der Flotte entgegen, ihr die frohe Botschaft zu melden. Da sendet Boisot vorsichtig zwei Galeeren voraus; sie finden die Schanze verlassen, das Geschütz versenkt; und nun steuert die Flotte voran und entfernt das Pfahlwerk. Zu Lammen empfängt sie ein städtischer Hauptmann, und unter Frohlocken der Einwohner nähert sich die Flotte auf dem Vlietkanal der Stadt. Welch ein Anblick für die Retter! Wohin sie schauen auf der Vlietbrücke, am Saum der Ufer, Menschen Kopf an Kopf, Männer und Frauen, Greise und Kinder, — sterbende Menschen, die vor Noth und Hunger kaum mehr athmen können, aber aus dem tiefsten Grunde der Seele heiser ausrufen: „Gelobt sei Gott in Ewigkeit! Leyden ist befreit!“ Und tausend entfleischte Arme ringen jetzt wie im entsetzlichsten Kampfe um Brot, um Fische, um Käse; keine Ordnung hält, Jeder ist sich selbst der Nächste. Man wirft den Unglücklichen von den Schiffen Speisen zu; mit wüthender Gier fangen und greifen sie. Hier springen ganze Haufen ins Wasser, schwimmen zu den Schiffen, klettern an Bord und holen sich die Lebensmittel; dort fassen andre davon, was sie vermögen, brechen sich damit durch die dichte Menge Bahn und eilen heim, um ihre verschmachtenden Weiber und Kinder, Aeltern oder Brüder zu erquicken. Zum Schluß dieses ergreifenden Schauspiels endlich das innige Dankgebet, das in der Kirche aus tausend Herzen zu dem ewigen Vater emporsteigt; da kniet der Gerettete, noch todtenbleich, neben dem braunen narbenvollen Seeländer, der die harten Hände zum Gebete gefaltet, sich der ersten Thräne in seinem Auge nicht schämt, das hundertmal starr und kalt das Blut der Schlachtopfer hinrieseln sah. Ein Herz und ein Sinn jetzt in Allen, ein einziger Gedanke der großen Brüderlichkeit, ein ein-

ziges Gefühl, die freiwillige, fromme Demüthigung des menschlichen Trotzes, welcher den Odem Gottes über sich spürt! Das Wunderbare der Rettung wird noch durch den Umstand erhöht, daß der Wind schon am anderen Tage wieder umschlägt, er bläst plötzlich aus Südosten, und bald darauf wieder etwas mehr gegen Norden, wodurch die Wasser wieder seewärts ablaufen. Oranien vernimmt die Freudenbotschaft vom Entsatze Leydens zu Delft in der Kirche, während er der Nachmittagspredigt beiwohnt. Als diese beendigt ist, läßt er die Nachricht von der Kanzel herab der versammelten Gemeinde verkündigen, und eilt hierauf nach Leyden, wo er am Abend des 4. Oktobers ankommt. Tiefergriffen dankt er den Bürgern und der Obrigkeit Leydens im Namen des ganzen Vaterlandes für ihre edle Beharrlichkeit. Einige Tage später besetzte er mehre Magistratsstellen neu, um den Einfluß einiger spanischgesinnten bisherigen Mitglieder zu entkräften.

Rasch flog die Kunde durchs ganze Land, und vor Freude schlug jedes Herz höher, in welchem Heimathsliebe und Haß gegen die Spanier gepaart waren. Diese Freude machte sich in zahlreichen Liedern Luft, die — durch den religiösen Geist, den sie sammt und sonders athmen, als Zeugen der zeitgenössischen Gesinnungen interessant sind. *) Ein Akrostichon, welches der

*) Als Probe (aus dem Geusen-Liederbuch XXXVI. bei Münch):

1) „Erhebt Euch nun von Furcht und springt,
Ein dankbar Lied von Herzen singt,
Ihr, die ihr der Wahrheit anhanget!
Denn bei uns wird nun recht sofort
Eine Stimm' der Freuden ringsgehört,
Nach der ihr längst verlanget.
Die rechte Hand des Herrn stark —
Sie hat vollbracht ein Wunderwerk,
Gleich wie in alten Zeiten,

Stadtschreiber Jan van Hout verfaßte, und welches auf einer Tafel über der Eingangsthüre des Rathhauses zu ewigem Gedächtniß veröffentlicht wurde, ist in anderer Beziehung charakteristisch. Es drückt nicht bloß die Jahreszahl in Buchstaben aus, sondern enthält auch ebenso viele Buchstaben, als die Be-

---

Als er sein Volk in harter Noth
Befreite von Hunger, Schwert und Tod
Und nach Druck gab hohe Freuden.

Letzte Str.: Der Prinz, der unsre Hülf' ist gewest,
Stärkt euch und uns durch seinen Geist,
Daß wir nach seinem (Gottes) Wort leben;
Dank sei der höchsten Majestät,
Von nun an bis in Ewigkeit
Dafür, daß er hat gegeben
Dem Prinzen theures Sohnesblut
Von ihm' zu aller Zeit behut't;
Er stärk' auch des Landes Staaten
Mit einem vollständig festen Muth
Gegen des Feindes große Wuth,
Die ihn und sein Wort hassen."

Ein anderes:

„In unsern Zeiten könnt ihr merken,
Wie Gott für Holland kämpf und fecht,
In Seeland thut er Wunderwerke,
Er begabet reichlich seinen Knecht,
Den edeln Prinzen von Oranien
Mit Weisheit gegen des Papst's Gewalt;
Gegen das hoffärtig Volk von Spanien
Hat er ihn als ein Haupt bestallt.

Er widerstand mit wenig Mannen
So manchen tausend Helden klug,
Sie meinten ihn aus dem Land zu bannen,
Oder ihm zu helfen um den Hoeck.
Doch Gott hat sie meist all' erschlagen,
Die auf ihre Macht hier trugen Muth,
Und offen darf man es sagen:
Gott's Hülf' seinem Volk' genügen thut." u.s.w.

lagerung Tage währte.*) Eine solche Mühe, bis in's Kleinste, um nicht zu sagen: bis zum Kleinlichen, bezeichnet den Holländer so ganz, der auch fürs Größte Geist und Kühnheit genug besitzt und mit eiserner Ausdauer das durchführt, was er einmal nach reiflicher Ueberlegung begonnen hat. Deutlich zeigte sich die durchgreifende Tüchtigkeit des holländischen Volksgeistes in jener Art der Belohnung, womit die Staaten von Holland und der Prinz von Oranien die Standhaftigkeit der Leydener ehrten. Sie bestand in der Errichtung einer Universität, zu deren Sitz Leyden auserwählt wurde. Dieselbe wurde schon am 4. Januar 1575 in der Versammlung der Staaten von Holland beschlossen und der Beschluß eben so rasch in's Werk gesetzt. Der tapfre Johann van der Does, Herr von Nortwyk, wurde der Hochschule Kurator.**) Die Hochschule rechtfertigte von Descartes und Scaliger an bis zur neuesten Zeit durch ihr Wirken die glorreiche Veranlassung ihrer Stiftung; bedarf es mehr, als den Namen Boerhave zu nennen, um an die ganze Reihe glänzender Namen zu erinnern, welche die Jahrbücher der Hochschule Leydens schmücken? Welche fruchtbare Kernkraft muß ein Volk besitzen, das, mitten im Kampfe auf Leben und Tod mit der Uebermacht, an den Geistes-

---

*) Es heißt:

NA sWARTE hVNGERSNOOD,
GEBRACHT HATTE TER DOOD,
bINAEST SES dVIsEND MENsCHEN.
aLST GOD DEN HEER VERDROOT,
GAF hI VNS VVEDER BROOT
sO VEEL VVI CVNSTEN VVENsCHEN.

Die Belagerung währte 129 Tage (vom 26. Mai bis zum 3. Oktober 1574); eben so viele Buchstaben enthält das Akrostichon.

**) Johann van der Does, geb. 1545, gest. 1604. Auf einer zu seinem Gedächtniß geschlagenen Medaille finden wir unter Anderem die bekannte Devise: „Dulces ante omnia Musae“.

fortschritt der Nachkommen denken und ruhig inmitten aller Stürme den Grundstein eines Tempels legen kann, in welchem die Geistesfreiheit wohnen soll!

Valdez hatte nach seinem Abzug von Leyden Requesens in Brüssel von der Aufhebung der Belagerung Anzeige gemacht und die Entschuldigung beigefügt: „nicht vor Menschen, sondern vor den erzürnten Elementen hätte er die Flucht ergriffen.“ Requesens nahm diese Entschuldigung gnädig auf, denn er wußte, daß Valdez vor Leyden seine Pflichten treulich erfüllt habe. Gleichwohl fehlte es dem Letzteren nicht an Verläumdern, die ihn namentlich beschuldigten, er habe den Belagerten Päffe verweigert, als sie Bevollmächtigte an den Grafen La Roche nach Utrecht hätten senden wollen, um mit diesem wegen der Uebergabe zu unterhandeln; Andre gingen sogar soweit, ihn geradezu der Bestechung anzuklagen. Immerhin blieb es schwer zu begreifen, warum Valdez, da er die Erschöpfung der Belagerten kennen mochte, keinen allgemeinen Sturm wagte. Man behauptet, daß ihn eine reizende holländische Jungfrau im Haag, welche er liebte, durch ihre Bitten und Thränen davon abgehalten habe. Was auch an dieser Erzählung sei, — jedenfalls mußte Valdez die feste Ueberzeugung haben, daß sich Leyden ihm ergeben würde, ohne daß er einen Mann seines Heeres aufzuopfern brauchte, und ließ sich, nach menschlicher Berechnung, auch wohl ein anderer Ausgang vorhersehen? Uebrigens waren seine Truppen über ihn aufgebracht, weil sie — nach langen Soldrückständen — nun auch die Entschädigung eingebüßt hatten, die sie von einer Plünderung Leydens gehofft. Bald brach die Meuterei aus. Die Soldaten verjagten ihre Offiziere, und nahmen sogar Valdez gefangen. Hierauf erkoren sie sich einen Eletto und zwangen diesen, an Requesens zu schreiben: „Er solle ihre Forderungen binnen zehn Tagen befriedigen; sonst würden sie sich den Sold selbst

zu suchen wissen." Als nach Verlauf dieser Frist ihre Forderungen noch immer unbefriedigt blieben, zogen sie trotzig gen Haarlem und Amsterdam, fanden aber die Thore verschlossen, und hierauf vor Utrecht, wo sie sich durch Plünderung entschädigen wollten. Als sie auch hier nicht eingelassen wurden, versuchten, sie die Thore in Brand zu stecken und die Stadt zu erstürmen; aber die Bürger thaten Ausfälle, wobei Viele von den Meutern und unter andern auch ihr Eletto auf dem Platze blieben. Nach diesen Ausschweifungen und Verlusten sandte ihnen Requesens endlich wenigstens einen Theil des Soldes. Sie unterwarfen sich nun wieder und begaben sich nach Maastricht, wo sie ihre Winterquartiere bezogen.

Oranien hatte inzwischen (während man noch allgemein glaubte, daß er sich einzig und allein mit dem Entsatze Leydens beschäftige,) einen Anschlag auf Antwerpen unternommen, im Einverständniß mit einer Menge dortiger Bürger und Einwohner. Dieser Anschlag wurde zwar vereitelt, aber alle Betheiligten (mit Ausnahme eines Einzigen) entrannen glücklich der Bestrafung, was sie größtentheils der Geistesgegenwart einer Frau, Margaretha von Kalslagen, zu verdanken hatten. *)

---

*) Vergl. über sie Hooft, Bor, wie auch van Loon (bei Letzterem die Medaille).

Zweites Kapitel.

Gleichwie sich in jenem Zeitpunkte der Krieg fast nur auf die nördlichen Provinzen zusammengedrängt hatte, gleichwie vornämlich in Holland und Seeland der Mittelpunkt des energischen Widerstandes gegen die unerträgliche Fremdherrschaft zu suchen war, während die katholischen südlichen Provinzen dem großen Schauspiel, wenn auch keineswegs gleichgültig, doch wenigstens ohne thätige Theilnahme zusahen; — so gaben sich damals in eben jenen nördlichen Provinzen auch bereits merkwürdige Zeichen einer rascheren Entwickelung zur Selbstständigkeit kund, — Beweise, daß diese letztere dem ureigensten Lebenstriebe des Volksgeistes entsprach, daß sie unabhängig war von den wechselnden Einflüssen des Kriegsglückes. Eines der deutlichsten Zeichen war die Losringung in religiöser Hinsicht. Es offenbarte sich in der ersten freien Synode der reformirten Kirchen von Holland und Seeland, welche im Juli 1574, also bereits während der Belagerung Leydens, zu Dordrecht versammelt war. In dieser Synode wurde eine neue Kirchenordnung festgesetzt, worin, außer anderen Punkten, die Ehe für einen bürgerlichen Akt erklärt wurde. Der scharfe Sturmesodem des Kalvinismus durchrauschte diese neue Satzung und zerriß den letzten dünnen Faden, durch welchen jene zwei nördlichen Provinzen noch mit dem Länderkranze der spanischen Monarchie zu-

sammenhingen. Der Kalvinismus, ausgehend auf die Zerstörung der schönen Sinnlichkeit, und dagegen starre Formen für übersinnliche Begriffe aufstellend, eine zum strengsten Konservativismus sich versteinernde Opposition, hatte hier nicht bloß zerstört, sondern auch auferbaut, nämlich eine bleibende Scheidewand zwischen Spanien und Holland. Hinter dieser Scheidewand und an sie gelehnt, konnte sich das Gebäude der politischen Selbstständigkeit fest und sicher, ja mußte es sich erheben; wenn man bedenkt, daß Spanien in keinem Punkte so durchaus unzugänglich und unversöhnlich war, wie in dem der religiösen Einheit. Philipp II. that der römischen Kirche einen Ritterdienst im Großen, dessen Wesen nur ein zweiter Cervantes zu schildern vermöchte. Der römische Katholicismus bedurfte keines Ritterdienstes, keiner Abentheuer, keiner Paladine und Anachoreten mehr, seitdem er die Jesuiten hatte; er bedurfte keiner Könige mehr, die ihm dienten, da er gewandte, feingebildete Männer zu seiner Verfügung hatte, welche die Kunst verstanden, die Herzen zu gewinnen und das alte päpstliche Ansehen wieder herzustellen. Ermißt man diese neue Weltstellung des römisch-hierarchischen Katholicismus, so kann man nicht umhin einzugestehen, daß die ganze schroffe Unantastbarkeit des Kalvinismus dazu gehörte, um den Ersteren in seinem großartigen Umsichgreifen aufzuhalten. Es bedurfte der strengabgeschlossenen Form, die dem Feinde keine Lücke beut, um die Idee vor den schmeichlerischen Versuchungen einer anderen Form zu bewahren, welche jedem Sinne, jedem Gefühle, jeder Ahnung einen Reiz, eine Befriedigung, einen Anhaltspunkt entgegenreichte. Nun vergleiche man, ins Besondere eingehend, auf der anderen Seite das Wesen der reformirten Konfession und das der Holländer! Streng auf sich selbst sind diese Letzteren angewiesen; die Natur hat ihnen nichts gegeben, als den Boden, auf dem sie ihre

Häuser bauen, und das Meer, auf dem sie die Früchte ihres Fleißes oder die Gegenstände ihrer Spekulationen verführen. Was sie sind, sind sie — ein großes, aber wahres Wort! — durch sich. Der schöne Reiz der bloßen Sinnlichkeit hat keine Gewalt über sie; tüchtig fassen sie das Sinnliche an und machen es sich praktisch nutzbar. Um so reiner, um so uneigennütziger muß ihre Sympathie für das Uebersinnliche sein. In dem Bewußtsein ihrer Kraft wurzelt ihr Freiheitssinn, und so wie er über die Zinnen ihrer Häuser, über die Schlöte ihrer Herde hinausragt, so muß, welche Local- oder Provinzialfarbe immerhin die Rinde des mächtigen Baumes trage, sein Wipfel die Färbung einer strengen Religiösität haben. Der Kalvinismus eignete sich nicht bloß der holländischen Nationalität, — nein er ergänzte gleichsam ihre Elemente vollkommen. Und nun ziehe man die Summe und frage sich: ob, wenn die Nation eine bestimmte Form für den religiösen Bestandtheil ihres Wesens gefunden, wenn sie dieselbe ausgesprochen und unumstößlich festgesetzt hatte, wenn diese Form den ganzen politischen Verband einmal zusammenhielt, indem sie jedem Einzelnen zur Losung ward, — ob dann wohl noch Hoffnung zur Versöhnung mit einem Monarchen übrig war, welcher gewiß seine Krone hingeopfert haben würde, wenn die Ausrottung des Protestantismus um keinen niedrigeren Preis zu erkaufen war!

Doch fassen wir jetzt auch die politischen Verhältnisse ins Auge. Es ist nöthig, zuvörderst die Stellung des Generalstatthalters Requesens und die Oraniens zu vergleichen, weil wir später auf die des Ersteren zurückkommen werden. Requesens experimentirt und verräth dies unsichere Umhersuchen nach einem Erfolge durch den Wechsel von Milde und Strenge. Oranien handelt nach einem bestimmten Plane, auch wenn er

nicht zu handeln scheint. Requesens befindet sich im Besitz der Autorität, aber nicht in dem der Macht. Oranien hat wenigstens die moralische und dadurch theilweise endlich auch die physische Macht für sich, aber ohne die Autorisation. Hier zeigt sich nun bereits ein interessanter Fortschritt der Staatsumwälzung, nämlich das bald leiser, bald bemerklicher hervortretende Streben der Nation, ihre ursprünglichen Rechte, deren sie sich immer klarer bewußt wird, zu übertragen; der Schritt zu jenem Punkt hin, wo sich eine unausfüllbare Kluft zwischen dem Volke und seinem bisherigen Beherrscher aufreißen muß. Die allmähliche Vorbereitung zu dieser Entscheidung geschah nicht ohne manche Reibungen und Kämpfe zwischen den einzelnen Ständen unter sich selbst, so wie zwischen Diesen und dem Prinzen von Oranien. Das aristokratische Prinzip der Städte strebte sowohl dem Adel als dem platten Lande gegenüber das Uebergewicht zu erringen; nur die Weisheit und Festigkeit Oraniens vermochten dies aufzuhalten und jene Einheit herzustellen, welche in einem Augenblicke doppelt nothwendig war, da die zu erringende Selbstständigkeit Hollands und Seelands, da ihre völlige Losreißung von Spanien mehr, als bisher durch Gewalt und Krieg, jetzt durch Friedensverhandlungen bedroht war.

Requesens sah nämlich kaum ein anderes Mittel, um sich zu halten, als diese letzteren, weil er sich fast fortwährend in großer Geldverlegenheit befand. Vergeblich hatte er von den Generalstaaten zwei Millionen jährlich (für die Frist von sechs Jahren) und einen hundertsten Pfennig gefordert; vergeblich hatte er ihn in Brabant, ohne Erlaubniß der Staaten dieser Provinz, zu erheben gesucht; die laute Stimme der allgemeinen Erbitterung nöthigte ihn, von diesem Vorhaben abzulassen, welches zu sehr an die verhaßten Gewaltschritte

Alba's erinnerte. Auch aus Spanien kamen ihm nur spärliche Geldunterstützungen. Man berechnete, daß der niederländische Krieg den König und die Lande selbst schon über 20 Millionen gekostet habe. Das Bedürfniß eines Friedens mit Holland und Seeland, welches Requesens so dringend empfand, theilten auch die Generalstaaten. Und so hatte denn Requesens durch Noircarmes dem damals noch zu Utrecht gefangen gehaltenen St. Aldegonde Mittheilungen darüber gemacht, welcher schnell den Prinzen von Oranien davon unterrichtete. Nach dem Ableben des Herrn von Noircarmes hatte Requesens durch dessen Nachfolger in der Statthalterschaft über Holland und Seeland, den Grafen de la Roche und durch Champagny die Unterhandlungen fortgesetzt, und sich zu diesem Zwecke auch des Herrn von Rivière und Johann's von Treslong bedient, um die Staaten von Holland, welche während der Belagerung Leydens zu Rotterdam versammelt waren, zu einer friedlichen Uebereinkunft zu stimmen. Die Antwort der Staaten beruhte noch immer auf der alten Norm; sie lautete: „sie würden sich dem König als treue Unterthanen erweisen, wenn er das fremde Kriegsvolk entferne und wenn die Regierung unter Zuziehung der gesetzlich berufenen Generalstaaten gehandhabt würde." Dagegen wurde nun der gefangene St. Aldegonde zu Oranien geschickt, um diesen zu bewegen, daß beim Abschluß der Friedensverhandlungen im Punkte der Religion das spanische System aufrecht bliebe. Eben daran scheiterte für den Augenblick die ganze Verhandlung, wie nicht anders zu erwarten stand; aber Requesens gab Absicht und Hoffnung, den Frieden zu Stande zu bringen, noch keineswegs auf.

Inzwischen griffen nun im Innern Hollands und Seelands die früher erwähnten Reibungen immer weiter um sich.

Je größer in der ersten Zeit des Aufstandes die Machtvollkommenheit Oraniens gewesen war, weil die Regierungen vieler Städte, die sich damals noch in spanischer Gewalt befanden, an der Landesregierung nicht Theil nehmen konnten, um so eifriger zeigte sich nach der Befreiung in den meisten derselben das Streben, das Versäumte nachzuholen, um ihre Rechte durch Nichtausübung derselben nicht allmälig ganz zu verlieren; und, da sie dem Prinzen bereitwillig alle „Bitten" oder Steuern zugestanden, so machten sie darauf Anspruch, die Verwaltung der Finanzen zu überwachen. Mächtiger als je regte sich das Bedürfniß, eine bestimmte Regierungsform fest zu setzen. Die Staaten von Holland verfügten 1573, daß ihre Versammlung aus den Edlen und aus den Städten Dordrecht, Delft, Leyden, Gouda, Rotterdam, Schiedam, Gorkum, Schoonhoven, Oudewater und Woerden bestehen sollte, und daß auch die kleineren Städte Abgeordnete dazu senden dürften, jedoch bloß zur Berathung, ohne entscheidende Stimme. Die Städte des Nordquartiers (d. i. Nordhollands) bildeten eine eigene Staatenversammlung, welche sich mit dem im Namen Oraniens dort waltenden Statthalter, Dietrich von Sonoy, in so großer Spannung befand, daß Oranien den Staaten von Nordholland anzeigte, er wolle ihnen statt Sonoy's seinen Schwager, den Grafen van den Berg, zum Statthalter geben; da ihnen aber dieser wegen seiner schmälichen Flucht aus Geldern noch verhaßter war, so baten sie Oranien, ihnen lieber Sonoy zu lassen. Oranien hatte, wie es scheint, diesen Entschluß im Voraus erwartet und genehmigte ihn. Bedeutender als diese Mißhelligkeiten war das bereits erwähnte drohende Uebergreifen des städtischen Prinzips gegenüber dem Adel und platten Lande. Der Adel brachte

deßhalb seine Klagen vor Oranien; er stellte diesem vor, daß die Städte dahin trachteten, den Adel, als alten Vertreter des platten Landes, wie auch dieses Letztere selbst, um alle Freiheiten und Privilegien zu bringen. Oranien konnte jedoch gerade den wichtigen Beistand der Städte während der bedenklichen Zeit in keiner Weise entbehren, und deßhalb dem Adel bloß gute Worte und Hoffnungen geben. Vergeblich versuchte er auch, weil das platte Land bei der Staatenversammlung fast gar nicht vertreten war, wenigstens drei Vertreter desselben in diese zu bringen. Die Städte leisteten ihm hierin hartnäckigen Widerstand, sie wollten durchaus keinen Anspruch aufgeben, um in der Landesregierung die höchste Bedeutung zu erhalten.

Aber eben dieser hartnäckige Widerstand führte rasch zu einer wichtigen und entscheidenden Wendung. Klug die Lage aller Verhältnisse überblickend und fest überzeugt, daß bei derselben das Gemeinwohl jetzt nur durch eine strengere Einheit in der Regierung als bisher bedingt sei, faßte Oranien einen Entschluß, dessen Folgen ihm, nach seiner Berechnung unzweifelhaft schienen, und es zeigte sich auch, daß er sich in seinen Voraussetzungen nicht getäuscht hatte. Er stellte den Staaten von Holland am 20. Oktober 1574 (also kurz nach dem Entsatze Leydens) vor, welche Unordnung, welche Verwirrung aus der bisherigen Regierungsform entstehen müßte. Er erwähnte sodann, daß man ihn beim Volk im Verdacht habe, als verwende er die bewilligten Steuern, statt zum Nutzen des Landes, bloß zu seinem eigenen; dieser Argwohn habe denn bereits die schädliche Folge fürs gemeine Beste erzeugt, daß bei der Erfüllung beschwerlicher Lasten immer mehr Gleichgültigkeit und Fahrläßigkeit einreisse; schon erhöben die Städte Schwierigkeiten über die Aufnahme von Besatzungen. Ueberdies würden

die Finanzen unordentlich verwaltet; so bestreite man z. B. aus der Kriegskasse andere Bedürfnisse oder bezahle Schulden daraus. Nach allem Diesem erklärte nun Oranien, es schiene sich ihm kein andres Mittel zur Lösung des verwirrten und in seinen nächsten Folgen verderblichen Zustandes darzubieten, als wenn er sich von der Regierung ganz zurückzöge und diese ausschließlich den Staaten überließe; deßhalb ermahne er denn die Letzteren zur Eintracht, von welcher allein das Heil des Landes zu erwarten sei." Dieser mit Ruhe und Nachdruck ausgesprochene Entschluß Oraniens, von seiner Stellung abzutreten, versetzte die Staaten in große Bestürzung. Sie konnten Oraniens Scharfblick, Staatskunst, Erfahrungen und Verbindungen, so wie seine unermüdliche Thätigkeit durchaus nicht entbehren; sein Zurücktreten von den Geschäften mußte der gemeinsamen Sache einen schwereren Verlust zufügen, als irgend ein glänzender Sieg der spanischen Waffen. Die Staaten erkannten ferner in seinem Entschluße, so wie in den Gründen, auf welche er denselben stützte, neue Beweise seiner Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit, und erwiederten ihm, in einer Versammlung zu Delft am 12. November 1574, „So lange die Irrung mit dem Könige und die Willkühr der Spanier in den Niederlanden währe, sei es, sowohl zur Erhaltung der Ordnung und Wohlfahrt, als auch der Privilegien und Freiheit, so wie der Religion hochnöthig, ein Oberhaupt zu haben, und als solches bäten sie denn den Prinzen von Oranien in seiner bisherigen Stellung als Regent in Vereinigung mit dem „neben ihm bestehenden Rath" zu verharren und zwar unter dem Namen eines „Gouverneurs" oder „Regenten." Zu diesem Ende übertrugen sie ihm die „absolute Macht, Autorität und Souverainetät zur Leitung aller Landesangelegenheiten ohne

Ausnahme". Diese höchste Macht umfaßte insbesondere den unbeschränkten Oberbefehl im Kriege, sowohl zu Land als zur See; alle Kriegsschiffe, welche bisher unter den einzelnen Städten gestanden, sollten nun zu seinen Händen gestellt werden; nur durfte er dieselben nicht ohne Bewilligung der Staaten außerhalb des Landes führen. Er erhielt die Verwaltung der „Urlaubsgelder, der Prisen, überhaupt aller Einkünfte, welche zur Unterhaltung der Seemacht bestimmt waren; ebenso unbegränzte Macht über die Domainen; alle städtischen Regierungen und Gemeinden sollten gehalten sein, die angeordneten Lasten und Besatzungen zu übernehmen, sobald Oranien und der Rath dies für nöthig erklärten. Nur bei neuen Besteuerungen und bei Veränderung der Regierungsformen sollte er nichts ohne Berufung und Genehmigung der Edlen und Städte, welche die Staaten von Holland repräsentiren, beschließen dürfen. Eben so behielten sich die Staaten die Anstellung der Oberoffiziere, der Mitglieder des Hofes von Holland und der Rechnungskammer vor. In Zeiten der Noth sollte Oranien auf den Credit der Staaten bis zur Summe von 15000 Gulden aufnehmen dürfen, wovon Holland zwei Drittel und Seeland ein Drittel übernahm. Uebrigens setzten sie ihm ein festes jährliches Einkommen aus und eine monatliche Summe zum Behufe der Landesvertheidigung. Auch verstärkten sie seine Leibwache, welche auf Kosten des Landes erhalten wurde. Das gegenseitige Rechtsverhältniß sollte dadurch vollkommen verbindlich abgeschlossen werden, daß die Magistrate, Gilden, Schutteryen und Gemeinden dem Prinzen als „Gouverneur" oder „Regenten" den Eid der Treue schwüren und dieser dagegen feierlich gelobe, ihre Privilegien und die christliche (reformirte) Religion getreu zu bewahren. So hatten denn die Staaten von Holland einen folgenreichen Akt ausgeübt. Sie hatten als Vertreter

des Volkes dem Prinzen von Oranien die Souverainetät übertragen. — Jedenfalls war dieser neue Rechtstitel für seine höchste Macht ein bei Weitem sicherer, als derjenige, auf welchen er sich früher stützte und der noch immer nicht direkt aufgehoben war, nämlich die weiland königliche Bestallung, an deren rechtliches Fortgelten man sich bis dahin gehalten hatte. Wie jene Dordrechter Synode in religiös-kirchlicher Beziehung, so stellte diese Souverainetätsübertragung in politischer, einer Wiedervereinigung Hollands mit Spanien unüberwindliche Hindernisse entgegen.

Oranien, vorsichtig wie immer, beschloß, sich gleich von Anfang sicher zu stellen. Eigennutz und Herrschsucht waren dabei nicht im Spiele; Oraniens ganzes ferneres Leben beweist das Gegentheil, beweist, daß er die Ehre, der erste beamtete Bürger einer freien Nation zu sein, höher anschlug als den Schimmer einer Krone. Indessen: sein Scharfblick überzeugte ihn, daß er gleich jetzt die nöthige Einheitlichkeit der Regierung von allen Eingriffen der mannigfachen, sich untereinander widerstrebenden Elemente unabhängig erhalten müsse. Schon auf jenen Antrag der Souverainetät entgegnete er den Staaten: „die zum Behuf der Landesvertheidigung ausgesetzte monatliche Summe sei unzureichend," und verlangte monatlich 45000 Gulden zur Besoldung des Kriegsvolks und dergleichen, für die Frist eines halben Jahres. Als sich die Staaten dazu nicht verstehen wollten, erklärte Oranien mit Bestimmtheit, lieber ehrenvoll das Land verlassen, als dessen Regierung unter Bedingungen antreten zu wollen, welche jede nothwendige Maßregel schon im Voraus lähmen würden; — und die Staaten, welche seine Thätigkeit um keinen Preis missen konnten, fügten sich bald seiner Einsicht und seiner Forderung.

Hierauf begab sich Oranien zu Anfang Dezembers nach

Seeland, um die neue Organisation rasch zu einer höheren Entwickelungsstufe zu fördern. Die Einigung Hollands sollte sich auch auf Seeland erstrecken; beide Provinzen sollten durch ein unauflösliches Bündniß zusammengehalten werden. Dies Werk kostete allerdings große Mühe; man wird dies begreifen, wenn man bedenkt, wie sich die Provinzial- und Lokalinteressen kreuzten. Aber der Erfolg, den Oranien von der innigen Vereinigung beider Provinzen voraussah, war der Mühe wohl werth und ein Mann wie er, ließ sich durch Schwierigkeiten nicht so leicht abschrecken, eine, einmal als probehältig erfaßte Idee durchzusetzen. So brachte er es wirklich im April des folgenden Jahres 1575 dahin, daß eine Vereinigung Hollands und Seelands, „unter dem Gehorsam des Prinzen von Oranien" entworfen ward. Nachdem er diese wichtige Einleitung getroffen hatte, wurde die neue Regierungsform in folgender Weise festgesetzt. Oranien erhielt die souveraine Gewalt in beiden Provinzen zur Beschützung und Erhaltung des Landes und zwar für die Dauer des Krieges. Außer den bereits früher erwähnten Ausflüssen der höchsten Macht wurden ihm auch andre Rechte der Grafen von Holland verliehen, — zuvörderst das Begnadigungsrecht, sodann das Recht, in außerordentlichen Fällen Magistratspersonen anzustellen oder abzusetzen, jedoch ohne Beeinträchtigung der städtischen Privilegien, wie er überhaupt geloben mußte, alle besonderen Privilegien, Freiheiten und löblichen Herkommen aufrecht zu erhalten. Eben so mußte er jetzt bestimmt versprechen, den evangelisch-reformirten Gottesdienst zu beschützen und den römisch-katholischen abzuschaffen, jedoch es nicht zu dulden, daß Glaubensuntersuchungen statt fänden. Ungern brachte Oranien seine eigenen toleranteren Gesinnungen der gebieterischen Forderung

der Nationalgesinnung in Holland und Seeland zum Opfer; doch änderte er wenigstens den Ausdruck; statt „römischer“ Religion setzte er nämlich „die mit dem Evangelium streitende.“ Den „Rath“ durfte er aus Männern seiner eignen Wahl zusammensetzen, doch mußten es Niederländer, und zwar meistens Holländer oder Seeländer sein. Die Staaten, städtischen Magistrate so wie die „Schutteryen“ (bewaffneten Bürgerschaften) und Gemeinden hatten ihm den Eid der Treue und des Gehorsams zu leisten. Am 4. Juni wurde jene vorläufige Union Hollands und Seelands zu Dordrecht abgeschlossen; am 11. Juli trat Oranien die Regierung nach jenem Grundgesetze an. Dieses enthielt übrigens noch eine Bestimmung, welche trotz des Einspruches der Stadt Leyden durch Stimmenmehrheit beschlossen wurde aber dem Prinzen mißfiel, nämlich die Errichtung eines „Landrathes“ (so viel wie Staatsrath), als einer Mittelmacht zwischen dem Prinzen und den Staaten. Die Letzteren beabsichtigten dadurch, auch dann, wenn sie nicht versammelt seien, Einsicht in die Regierungsangelegenheiten zu behalten; bei der Staatenversammlung aber sollten die Mitglieder dieses Landraths als Deputirte der Städte oder Kollegien, woraus sie jedesmal erwählt waren, Zutritt haben. Drei Mitglieder des Landrathes sollten diese letztgenannten Angelegenheiten überhaupt, sechs die Finanzen, drei das Seewesen, drei das Festungswesen nebst dem Kriegsbedarf, und drei den Proviant in ihrem Ressort haben. Eine solche Einmischung konnte, wie es scheint, nach Oraniens Ansicht die nöthige Einheit abermals nicht fördern, sondern nur seine Autorität schwächen und seinen Plänen im Wege stehen; obwohl mehre treffliche holländische Gelehrte keineswegs der Meinung sind, daß Oraniens Macht durch den Landrath beschränkt, vielmehr daß ihm seine Pflicht durch denselben erleichtert

werden sollte. Jedenfalls steht die Thatsache fest, daß der Landrath dem Prinzen mißfiel und, ungeachtet vieler Gegenvorstellungen der Staaten, in kurzer Zeit wieder einging. Ueberblicken wir diese sämmtlichen Verhandlungen, so sehen wir, daß Holland und Seeland einen bedeutenden Schritt näher zur Erreichung ihrer Unabhängigkeit gemacht hatten; wir sehen, wie sich das Bewußtwerden der Autonomie immer entschiedener den Banden der Gewohnheit entwindet, wie der Trieb nach fester Neugestaltung sich aus der Negation losringt.

Inzwischen hatte Requesens die im Sommer 1574 abgebrochenen Friedensverhandlungen mit Holland und Seeland im Dezember desselben Jahres wieder angeknüpft und zu diesem Zwecke den gelehrten und würdigen Elbert Leoninus (sein eigentlicher Name war Albert de Leeuw), Lehrer der Rechtswissenschaften an der Universität zu Löwen, einen Mann, welchen Freunde wie Feinde gleich hoch achteten, so wie Meister Hugo Bont, früheren Rathspensionär von Middelburg, nach Delft geschickt. Eine eigenthümliche Lage; — während Holland eben eifrig seine Selbstständigkeit festzustellen im Begriffe war, sollte es mit seinem bisherigen Beherrscher wieder unterhandeln! Jene beiden Gesandten gaben bei ihrer Ankunft in Delft zu erkennen, daß die Vermittlung des deutschen Kaisers Maximilian II. und andrer Mächte den König zu einer Friedensverhandlung mit Holland und Seeland, so wie mit Oranien bewogen habe. Augenblicklich wurde der Letztere, welcher sich damals in Seeland befand, davon benachrichtigt und berief die Staaten Hollands, Seelands und Westfrieslands zur Versammlung nach Dordrecht. Dort erschienen, als Vermittler von Seiten des deutschen Reiches, die Grafen Günther von Schwarzburg und Wolf von Hohenlohe, beide Schwäger Oraniens. Vorsichtig

warnte Dieser die Staaten, „wie leicht ein Friede, so wünschenswerth er im Allgemeinen auch immerhin sein möge, doch größere Gefahren bringen könne, als selbst ein Krieg; — daß man einen Frieden, der mit der Ehre Gottes und mit des Landes Freiheit im Widerspruch stünde und überdies unsicher, vielleicht trügerisch sein möchte, nicht so hastig suchen dürfe;“ endlich mahnte er: „auch während der Friedensverhandlungen die Mittel zur Fortsetzung des Krieges nicht aus den Augen zu verlieren!“ Er besorgte, daß Requesens bei der ganzen Verhandlung eigentlich nichts weiter bezwecke als — Zeit zu gewinnen und die Staaten sicher zu machen. Da jedoch unter den Staaten Manche zum Frieden geneigt waren, und da sich überhaupt kein genügender Vorwand fand, um weitere Verhandlungen geradezu abzulehnen, so war der umsichtige Oranien bedacht, auf einem anderen Wege um so sichrer allem Verderben entgegenzuarbeiten. Er brachte es nämlich dahin, daß die Staaten den Beschluß faßten, sich in vier entscheidende Stimmen zu vertheilen, eine für die Edlen und größeren Städte Hollands, die zweite für die Staaten von Seeland, die dritte für die kleineren Städte Hollands, die vierte für die Städte Bommel und Büren, welche gleichfalls bei der Staatenversammlung vertreten waren, und von denen die erstere seit dem Jahre 1572 die oranische Parthei hielt, während der Prinz über die letztere (Büren) für seinen in Spanien gefangen gehaltenen Sohn gräfliche Rechte und Gewalt übte. Eine Stimme stand ihm selbst zu. Zweier Stimmen war er also gewiß, und ebenso konnte er auf die der sogenannten kleineren Städte Hollands rechnen, weil diese seit 1573 durch seine Veranlassung zur Staatenversammlung Zutritt hatten. Dadurch erreichte nun Oranien, was er bezweckte, nämlich, daß die Bevollmächtigten, welche von der Mehrheit der Staaten zur

Friedensverhandlung abgeschickt wurden, seine Ansichten theilten; St. Aldegonde, Karl von Boisot, Jakob van der Does, Paul Buis (Advokat von Holland) waren die bedeutendsten unter ihnen.

Am 3. März 1575 wurden die Friedensverhandlungen in der noch in spanischem Besitz befindlichen südholländischen Stadt Breda eröffnet; Oranien und die Staaten blieben indessen in dem nahen (freien) Gertruidenberg. Die Hauptpunkte, um welche sich im Anfange alle Verhandlungen bewegten, waren abermals folgende zwei, welche die Staaten aufstellten; „die Entfernung des fremden Kriegsvolkes" (d. i. der Spanier, wie die Staaten auf besondere Frage ausdrücklich erklärten) und sodann: „die Zusammenberufung der Generalstaaten, in der Weise wie im Jahre 1555, zur freien Berathung über des Landes Bedürfnisse und Regierung. Im Laufe der Verhandlungen kam noch ein andrer wichtiger Punkt, nämlich die Festsetzung des herrschenden Kultus zur Sprache. In Bezug auf die ersterwähnte Forderung wurde von spanischer Seite das zweideutige Zugeständniß gemacht, daß die königlichen Truppen „nicht länger, als es nöthig sei, im Lande bleiben würden." In Bezug auf die zweite Forderung enthüllte sich der Stolz des spanischen Alleinherrschers noch deutlicher, welcher den Frieden beabsichtigte, ohne dabei seinem Ansehen das Geringste nachgeben zu wollen; die spanischen Bevollmächtigten erklärten nämlich, „der König sei nicht abgeneigt, die Generalstaaten zu Rathe zu ziehen, aber erst dann, wenn — der Aufstand gestillt sei; übrigens stehe ihm allein das Recht der Entscheidung zu." Was endlich den Punkt der Religion betraf, so streifte hier mit einem Male die Konsequenz Philipps II. jede Hülle ab. Die Herstellung des Katholicismus,

die Zurückgabe der geistlichen Güter waren die ersten unabweislichen Bedingungen Spaniens. Was blieb den Protestanten? Die kahle Gnade, auswandern zu dürfen, verbrämt mit dem schimmernden Zusatz: „daß ihnen bis dahin Zeit vergönnt werde, um ihre Güter verkaufen zu können.“ Bis auf einige wenige, ganz außerwesentliche Modifikationen stand demnach die Ansicht Philipps noch ganz so gewappnet da wie je, wenn er auch vielleicht, von seinem Standpunkt aus, große Zugeständnisse bewilligt zu haben glaubte; die Hauptsache blieb immer die Religion; in diesem Punkte verstand sich Philipp II. auch nicht zu der geringsten Uebereinkunft, und zwar kaum ohne richtigen Grund; denn die Losbröckelung des kleinsten Steins mußte den Sturz des ganzen stolzen Gebäudes zur langsamen, aber unausbleiblichen Folge haben. Eben dieser Konsequenz gegenüber ergibt sich aber auch zugleich, wie wichtig von Seiten der Staaten das unnachgiebige Festhalten am Kalvinismus war, welches sich dem Katholicismus gegenüber allerdings gleichfalls als Intoleranz darstellte. Das geringste Zugeständniß, welches die Protestanten der Gegenparthei in religiöser Beziehung damals machten, konnte ihnen zum sicheren Verderben werden; es war ein Kampf, in welchem sie der geschlossenen Schlachtordnung der Gegner eine gleiche entgegenstellen mußten. An dieser Klippe der Religion scheiterte demnach die Politik Spaniens, scheiterte — zum Glück für Holland — die Friedensneigung einiger Staatenmitglieder, welche, wie Oranien sehr richtig voraussah, zur Unterwerfung hätte führen müssen und mithin zum Verlust der Nationalität.

Somit war denn das eigentliche Versöhnungswerk bereits ohne Erfolg zu Ende gekommen, und man trachtete nun dahin, wenigstens einen Waffenstillstand auszumachen. Aber auch hier erhoben sich Schwierigkeiten, welche die Aufrichtigkeit von

spanischer Seite sehr verdächtigen mußten. Die Staaten verlangten einen Waffenstillstand auf sechs Jahre, und wirklich konnte auch nur eine so lange Frist hinreichen, um während derselben gründliche Vorbereitungen zu einer dauernden Versöhnung treffen zu können. Requesens hingegen bestand darauf, daß der Stillstand nur zwei Jahre dauern sollte, und jeder klar denkende Kopf konnte daraus abnehmen, daß es dem Spanier dabei nur darum zu thun sein mochte, sich während dieser Zeit für neue kriegerische Unternehmungen zu erholen. Uebrigens schimmerte bei dem allen noch immer ein Strahl von Hoffnung der Versöhnung. Der redliche Elbert Leoninus that nämlich den Vorschlag, folgenden Mittelweg (zugleich mit Berücksichtigung des religiösen Streitpunktes) einzuschlagen, welcher beiden Partheien gleich gerecht und genehm sein konnte: „Gewissensfreiheit sollte sowohl für Katholiken als für Protestanten bestehen; dagegen sollten nur die Katholiken ihren Kultus öffentlich ausüben dürfen; dies Verhältniß sollte jedoch bloß ein provisorisches sein. Deßhalb sollte man einen mehr als zweijährigen Waffenstillstand schließen, etwa auf 4 — 5 Jahre, und während dieser Zeit die Generalstaaten zusammenberufen, deren Entscheidung auch über die Angelegenheiten der Religion einen glücklichen Ausschlag geben würde." Dieser Vorschlag schien den Staaten und sogar dem stets wachsambesorgten Prinzen von Oranien so billig, daß beide demselben ihre Zustimmung nicht versagen konnten; ja selbst im Rathe des Requesens entschieden sich der Herzog von Aerschot, der Graf von Barlaimont und der Herr von Assonville dafür; Requesens aber erklärte sich mit Rassinghem und dem Spanier Rueda dagegen, und da seine Stimme in die Wagschale fiel, so wurde jener Vorschlag des Leoninus

gleichfalls verworfen. Da veröffentlichten die Staaten eine vom 13. Juli datirte Schrift, worin sie ihr Benehmen während der Verhandlungen rechtfertigten und die verborgenen Absichten Spaniens aufdeckten; hierauf entfernten sie sich und das ganze Friedensgeschäft war nun in der Mitte des Juli, nach mehr als viermonatlichen fruchtlosen Bemühungen, abgebrochen.

Inzwischen hatten zugleich die ganze Zeit über auch die Kriegsoperationen fortgedauert. Die Truppen der freien Provinzen hatten bereits im April 1575 einen Anschlag unternommen, um Haarlem den Spaniern wieder zu entreissen, zu welchem Ende Sonoy mit den Nordholländern das Barndegat, eine Bucht des Y, in seine Gewalt brachte; er mußte es aber bald wieder verlassen und das ganze Unternehmen mißglückte. Um so günstigere Erfolge gelangen dagegen den Spaniern. Der kühne Herr von Hierges, (einer von Barlaimonts Söhnen) zog mit Kriegsvolk nach Nordholland und Westfriesland, ließ seine Soldaten dort sengen und brennen, plündern und morden und wandte sich dann nach Geldern hin. Während seine Truppen so schrecklich in Nordholland hausten, verbreitete sich dort das Gerücht, daß er einige Landstreicher zur Brandstiftung in mehren dortigen Ortschaften gedungen habe. Schnell wurde auf alles verdächtige Volk gefahndet, und bald brachte man mehr als zwanzig Vagabunden in Haft. Der wilde Sonoy ordnete, als oranischer Statthalter in Nordholland, eine strenge Untersuchung an und bestellte dazu ein eigenes Gericht, welches durch seine Grausamkeit an Alba's berüchtigten Blutrath erinnerte und bald auch mit Recht den gleichen Namen erhielt. Dies Gericht ließ die Verdächtigen auf die Folter spannen, und zwang ihnen dadurch die Namen mehrer katholischer Landleute ab, welche Sonoy im Verdacht hatte, als ob sie die Urheber der Mordbrennerei gewesen

seien. Auf dies Bekenntniß hin ließ nun Sonoy die bezeichneten Katholiken gefänglich einziehen, und wiewohl die Angeber noch vor ihrer Hinrichtung, die abgefolterte Anklage widerrufend, die Unschuld jener Katholiken betheuerten, wiewohl diese selbst sich rechtfertigten, so wurden sie dennoch, da Sonoy ihr Verderben einmal beschlossen hatte, aufs grausamste gefoltert. Einer starb unter den Qualen; die übrigen wurden nach vorhergegangenen barbarischen Mißhandlungen hingerichtet. Doch Sonoy's inquisitorischer Argwohn war dadurch noch keineswegs zufriedengestellt; eine neue Verhaftung drängte die andre. So steigerte er die ohnehin ungünstige Stimmung der Nordholländer gegen ihn, bis endlich die Stadt Hoorn, der unerträglichen Willkür Sonoy's müde, sich an Oranien wendete. Dieser legte sich nun ins Mittel; gleichwohl blieben die Gefangenen noch lange in Haft; erst nach einem Jahre erhielten sie ihre Freiheit wieder, aber eben sowenig irgend eine Genugthuung als Sonoy Strafe. Selbst ein Oranien hatte keine Waffe, um die Hydra des Fanatismus zu vernichten.

Der Herr von Hierges war mittlerweile vor die Stadt Büren in Geldern gerückt und hatte sie so heftig beschossen, daß sie sich ihm bald ergab, während der tapfre Mondragon die drei Polder von Klundert, Fynaard und Ruigenhil, landeinwärts vom Hollands-Diep, überfiel, sich dort verschanzte und dadurch die Fahrt nach Seeland sperrte. Hierges verstärkte hierauf seine Truppen, bedrohte Bommel, Workum und Schoonhoven und eilte plötzlich vor Oudewater, während man in Holland wähnte, daß er einen Anschlag auf das benachbarte Gouda beabsichtige. Oranien hatte den Bewohnern Oudewaters gerathen, bei Zeiten die Schleußen zu öffnen und das Gebiet zu überschwemmen; aber, aus Furcht, die Heuärnte zu verlieren, hatten Jene den guten Rath nicht be-

folgt. Jetzt mußten sie diese kleinliche Rücksicht schwer büßen. Hierges erstürmte die Stadt und nun begannen die Sieger ein entsetzliches Blutbad unter den Besiegten anzurichten; Frauen und Mädchen wurden öffentlich verkauft, je für 3—4 Thaler; ein Brand vollendete das Unglück. Rasch bemächtigte sich Hierges hierauf auch Schoonhovens, dann nahm er die Schanzen ein, welche Leek, Yssel und Merwe deckten, und so war er Meister dieser Ströme.

Während dieser Kriegsbegebenheiten feierte Oranien am 12. Juni 1575 im Briel seine dritte Hochzeit. Seine erste Gemahlin Anna, die einzige Tochter des Grafen von Büren, welche ihm den in Spanien gefangen gehaltenen Sohn Philipp Wilhelm und eine Tochter geboren hatte, war acht Jahre nach seiner Vermählung mit ihr gestorben. Seine zweite Gemahlin war Anna, die Tochter des großen protestantischen Glaubenshelden, jenes Kurfürsten Moritz von Sachsen, welcher Karl dem Fünften den Passauer Vertrag abgedrungen hatte. Sie schenkte Oranien einen Sohn Moritz, welcher später dem Namen seines Großvaters (mütterlicher Seite) ebenso viel Ehre machte als dem Andenken seines Vaters. Diese Anna von Sachsen lebte noch, als sich Oranien zu einer dritten Vermählung entschloß. Nur allzu lebhaften Temperaments besaß Anna die Seelengröße nicht, um die erhabene Idee zu erfassen, welcher ihr Gatte Oranien Alles zum Opfer brachte, und sich in jene Entbehrungen zu schicken, welche sie an seiner Seite statt eines glänzenden Wohllebens erwarteten. Die Verbindung beider Gatten war demnach ebensowenig glücklich als von langer Dauer. Die öftere Trennung Oraniens von seiner Gemahlin vollendete ihre Entfremdung von diesem. Die gereizte, oft sogar mit Mangel kämpfende Fürstentochter wanderte oft wie eine Flüchtige von einem Orte zum andern, und hatte außer-

dem noch die schwere Last eines zweideutigen Rufes zu ertragen. Dieser Last erlag sie völlig und, so wie Oranien es seiner Ehre schuldig zu sein glaubte, jede Gemeinschaft mit seiner Gattin zu vermeiden, sank die Unglückliche von Stufe zu Stufe tiefer. Gleichwohl war Annas Schuld, nämlich die Verletzung der ehelichen Pflicht, damals durchaus nicht eigentlich erwiesen, und eben so wenig ist es bis jetzt ermittelt worden, ob Oranien von ihr wirklich geschieden war,*) als er sich zum dritten Male vermählte. Dieser Umstand, noch mehr aber die Persönlichkeit seiner dritten Gattin, Charlotte von Bourbon, (einer Tochter des Herzogs von Montpensier, welche früher (wiewohl gegen ihren Willen) Nonne und Äbtissin von Jouarre gewesen, aber 1572 nach Deutschland geflüchtet war und zu Heidelberg den reformirten Glauben angenommen hatte), gaben allen Feinden Oraniens, insbesondere den Spaniern, Waffen in die Hand, um dessen moralischen Ruf zu verdächtigen. Heftig war auch der Kurfürst August von Sachsen (Annens Oheim) über ihn ergrimmt, und selbst Charlottens Vater, gegen dessen Willen die Vermählung geschehen war, zürnte dem Prinzen noch bis ins Jahr 1580. Die Prinzessin wurde gleichwohl in Holland, Namens der Staaten, mit hohen Ehren empfangen und reichlich beschenkt. Oranien aber horchte durch all den lauten Hochzeitsjubel wachsam auf die Anzeichen der Gefahr, welche dem Vaterlande drohte.

Requesens hatte nämlich einen neuen, auf richtigen Voraussetzungen beruhenden Kriegsplan zur Bezwingung der abgefallenen Provinzen entworfen. Er wollte nicht bloß die

---

*) Der „Ehe Wilhelms von Oranien mit Anna von Sachsen" hat Prof. Dr. K. W. Böttiger in Erlangen eine, zum Theil aus ungedruckten Quellen geschöpfte, sehr interessante Darstellung (in Raumers histor. Taschenbuch 1836) gewidmet, worauf wir verweisen.

Flamme der Revolution in Holland ersticken, sondern sich des Herdes selbst bemeistern, auf welchem sie entbrannt war. Dieser Herd war Seeland. Gelang es den Spaniern, Seeland wieder in ihre Gewalt zu bringen, so schien es unmöglich, daß Holland den Krieg noch länger mit Kraft fortführen könne; denn Seeland bot den Schiffen der Freiheitskämpfer sichere Häfen, den Kämpfern selbst eine Zuflucht, der ganzen Sache den unversiegbaren Haß seiner Bevölkerung als immer frischen Antrieb. Wie Oranien ohne Rast eine unauflösbare definitive Verbindung Hollands und Seelands zu erwirken strebte, so suchte Requesens im Gegentheil, beide Provinzen zu trennen. Deßhalb berief er auch den Herrn von Hierges mit einer Abtheilung seiner Truppen zu sich nach Brabant, wo er sein Unternehmen gegen Seeland vorbereitete. Oranien vermuthete nicht so bald den Zweck der Rüstungen, welche Requesens eifrig betrieb, als er sich schnell nach Seeland begab, um bei Zeiten Gegenanstalten zu treffen, die Besatzungen der dortigen festen Plätze zu verstärken und eine Anzahl von Schiffen in Bereitschaft zu stellen, welche für den Fall eines feindlichen Ueberfalles jene vielen Meeresarme, von denen die seeländischen Inseln umschlossen werden, unsicher machen sollten.

Großartig kühn war der Kriegsplan, welchen Requesens verfolgte; einige flüchtige und zu ihm übergetretene Seeländer hatten ihm die Anregung dazu gegeben und ihn mit der Beschaffenheit der Gewässer vertrauter gemacht. „Vom Lande Tholen,“ (so sagten sie ihm) „kann man gar leicht nach Philippsland überschiffen, das seit dem Jahre 1522, als die große Fluth die Deiche zertrümmerte, ganz sumpfig und wüst ist. Von dort streckt sich eine Sandbank, die bei niedrem Wasser trocken liegt, nach Duiveland hin; durch die Zype

kann man darüber; und zwischen Duiveland und der Insel Schouwen ist bloß ein Kanal, den man leicht durchwaten kann." Mit Vergnügen ersah Requesens aus dieser Darlegung die Möglichkeit, sich der Insel Schouwen zu bemächtigen, welche zwischen der Insel Walcheren und Holland in der Mitte liegt. Gelang es nun den Spaniern, sich Schouwens zu bemächtigen, so war für Holland die Verbindung mit Seeland abgeschnitten. Requesens beschloß nun, daß ein auserlesener Kern seiner Heeresmacht, mit den Waffen im Arm, auf dem bezeichneten Ufer durch die Kanäle des Meeres schreiten und Zierikzee, die befestigte Hauptstadt der Insel Schouwen, angreifen sollte. Dreißig Galeeren und andere kleinere Fahrzeuge wurden zu Antwerpen ausgerüstet; dreitausend Mann zu Fuß, vierhundert Reiter und zweihundert Schanzgräber nach dem Lande Tholen gebracht; einige mußten sich zu Schiffe nach Philippsland voraus begeben, um die Tiefen zu messen. Hierauf schaarten sich die kühnsten Soldaten aus den Truppen zusammen, welche sich anboten, das Durchschreiten der Gewässer zu unternehmen. Es waren ihrer 1500, nebst den 200 Schanzgräbern; jeder erhielt ein Paar Schuhe und ein Säckchen mit Pulver und Mundvorrath für drei Tage: „Gedenkt!" rief Requesens den Kühnen beim Abschied zu, „gedenkt der Ehre Gottes, des Königs und des Ruhms!" Die andren Truppen, welche unter Mondragons Befehlen standen, wurden eingeschifft; Sanzio d'Avila war Admiral, Requesens ermahnte ihn zur Vorsicht gegen die feindliche Flotte. Es war am Abend des Michaelstages; der Mond, der im letzten Viertel stand, ging zwischen elf und zwölf Uhr auf, und schien die ganze Nacht; der Wasserstand mußte, der Berechnung zu Folge, zwischen 4 und 5 Uhr Morgens am niedrigsten sein.

Um Mitternacht treten die verwegenen Kriegsmänner ihren

gefährlichen Gang an; Wetterleuchten am Himmel über ihnen, Flammen der Ruhmbegierde in jeder Brust! Wie das Reich des Todes breiten sich die Wasser vor ihnen aus; das Rauschen durch die Nacht ist die Stimme des Grabes. Aber diese Soldaten verachten den Tod; und, verschlingt sie das Grab, so überlebt sie der Ruhm. Johann Osorio d'Ulloa führt den Vortrab, welcher aus Spaniern besteht; Mondragon folgt ihm mit den Deutschen, Wallonen und Schanzgräbern; Gabriel Peralta führt die Nachhut. Je zu zwei wandern die Kühnen durch die Fluthen dahin, ihre Waffen hoch über den Wassern empor haltend; tief ergriffen blickt ihnen Requesens vom Ufer aus nach. Zu beiden Seiten der Sandbank erwartet sie bereits die Flotte der Seeländer, welche durch das Messen der Tiefen bei Zeiten aufmerksam geworden war, 40 Segelschiffe und 200 Ruderboote stark; einige davon liefen absichtlich auf den Grund, um den durchschreitenden Feinden näher zu kommen. Wie der Jäger auf das Wild harrt, so zählen die Seeländer ungeduldig Sekunde nach Sekunde, bis die Feinde nahen. Jetzt rauschen die Wellen stärker. Die Feinde sinds! Im Wetterleuchten glänzen die Spitzen ihrer Lanzen, sind die wallenden Fähnlein zu erkennen. „Ein günstig Zeichen des Himmels — dies Wetterleuchten!“ so rufen die Spanier; da rollt der Donner von der seeländischen Flotte, und von beiden Seiten her sausen Kugeln, fliegen geschleuderte Enterhaken auf die Spanier zu. Pacheco, einer ihrer Hauptleute, sinkt von einer Kugel getroffen; seine braven Soldaten eilen herbei, fassen ihn auf, und wollen ihn weitertragen. „Laßt mich“, ruft ihnen Pacheco zu; „ich sterbe; geht ihr zu eurem Ziele!“ Und wohl ist es den Spaniern günstig, jenes Wetterleuchten; denn, durch den flüchtigen Schein geblendet, vermögen die Seeländer nicht richtig zu zielen und verfehlen ihre Opfer. Unterm Regen

der Kugeln und scharfen Eisen schreitet der Vortrab unter Ulloa durch die Fluthen vorwärts, die ihnen bis an die Kniee reichen; und wie der Tag graut, betreten sie wohlbehalten den Strand Ost-Duivelands; da sinken Ulloa und seine Soldaten auf die Kniee und beten aus der Inbrunst des Herzens zur heiligen Himmelskönigin Maria und zu St. Jakob; Sieg oder Tod, sonst keine Wahl! Indessen wächst die Fluth; die seeländischen Schiffe gewinnen dadurch engere Nähe; die Schanzgräber und die Nachhut schreiten noch durch die Wasser. Schon schlagen ihnen die Wogen rauschend bis zur Brust heran. Vor sich und hinter sich den Tod durch die Wellen, neben sich den Tod durch die Feinde, drängt jetzt Einer den Andern in wilder Hast vorwärts, keine Ordnung hält mehr, und Verzweiflung zertrümmert den kecken Muth. Sie straucheln, sie fallen und brausend bäumt sich jede Welle über ihre Opfer. Höher wälzen sich die Wogen zu den Häuptern der Krieger heran, der Athem stockt diesen, sie ringen mit der letzten Kraft gegen das zürnende Element; da nähern sich Schiffe, aber nicht zur Rettung der Unglücklichen. Lauernd stehn die seeländischen Matrosen am Bord, werfen die Enterhaken aus, und ziehen die Feinde heran, um sie gemordet wieder in die Wellen hinabzuschleudern. Doch die Noth der Feinde, mehr noch ihre Wehrlosigkeit, versöhnt auch den grimmigen Haß der Seeländer. Nur 10 Schanzgräber bleiben von den 200 am Leben. Peralta wendet mit der Nachhut schleunig gen Philippsland um; die Hast, die Todesangst, die Verwirrung kosten Manchem das Leben; der Rest kommt gerade noch zur rechten Zeit, um sich auf d'Avilas Flotte einzuschiffen, die nun die Anker lichtet. Indessen erklimmt d'Ulloa mit seinen Tapfren den Damm, wo ihn der heldenmüthige Karl von Boisot (oranischer Gouverneur von Middelburg) heiß empfängt. Ein heftiger Kampf entbrennt; da

streckt ein Schuß (und zwar, wie man glaubt, aus den Reihen seiner eigenen Mannschaft) Karl'n von Boisot zu Boden; Verwirrung ergreift das niederländische Kriegsvolk; es flüchtet vor den Spaniern auf die befreundete Flotte zu oder landeinwärts in die Schanzen. Ulloa bleibt Sieger und gewinnt rasch auch die übrigen Bollwerke. Inzwischen steuert die seeländische Flotte nach Schouwen und gibt dadurch der spanischen bei Philippsland freien Raum, um nach Duiveland zur Unterstützung der glücklichen Wagehälse zu segeln. Nun brechen sich die Spanier durch den verwachsenen Moorgrund Bahn, welcher Duiveland von Schouwen trennt, erreichen es glücklich und sehen dort plötzlich 500 Niederländer in Schlachtreih vor sich. Der unerwartete Anblick der Spanier erfüllt diese Letzteren mit Schrecken, sie fliehen gen Zierikzee; die Spanier aber nehmen rasch Brouwershaven und eine Schanze zwischen Zierikzee und Borndam ein. Nun erscheint auch Requesens auf der Insel. Das wohlverschanzte Dorf Bommenende wird von den Spaniern nach tapfrer Gegenwehr eingenommen, Zierikzee belagert. Man will es aushungern; Requesens selbst kommt mit dem kriegserfahrnen Chiappin Vitelli ins Lager, um die besten Anstalten zu treffen. — Auf der Rückreise nach Antwerpen wurde Vitelli, ein sehr beleibter Mann, durch einen Sturz im Wagen von einem hohen Deich herab so beschädigt, daß er auf dem Schiffe, das ihn von Schouwen nach Antwerpen bringen sollte, starb. Dieser Italiener war eine merkwürdige Erscheinung inmitten der bigotten Spanier; entschieden materialistisch gesinnt, nahm er nie Anstand, sich so zu geben, wie er dachte, und so meinten denn die bigotten Soldaten bei seinem Tode geradezu, den dicken Vitelli habe der Teufel geholt. Diesen Erfolg hatte der kühne Zug der Spanier durch die Fluthen, für wel-

chen man in der Kriegsgeschichte wenige Seitenstücke finden mag.

Zierikzee wurde nun mit allem Nachdruck belagert, aber es vertheidigte sich mit der größten Standhaftigkeit, und die Patrioten boten Alles auf, um es zu retten; sie wußten wohl, wie viel von dem Besitz oder Verluste dieser wichtigen Stadt für das Schicksal Seelands, und mithin auch Hollands abhing. Inzwischen wurden sie durch die Spanier zu gleicher Zeit auch an verschiedenen andern Punkten beschäftigt und sahen sich gezwungen, ihre Kräfte zu zersplittern. Das war es eben, was Requesens beabsichtigte. Die Verlegenheit der Niederländer wurde immer größer, besonders aber dadurch, daß dieser Krieg die Finanzen erschöpfte, und zwar um so mehr, da die fruchtbarsten Landstrecken unter Wasser standen. Man mußte die äußersten Mittel aufbieten, um zu helfen. Anderseits war aber auch Requesens in finanzieller Beziehung nicht besser daran; vergeblich wendete er sich an die Staaten, vergeblich bewarb er sich um ein Anlehen von 200,000 Gulden; erst als er mit Gewalt eine Auflage erheben wollte, verstanden sich Brabant und die übrigen Provinzen zu dem Letzteren. Auch die südlichen Provinzen waren ja ausgesogen; der lange Krieg zehrte an ihrem besten Mark; Handel und Wandel lagen darnieder.

Bei weitem bedenklicher war jedoch jetzt die Lage Hollands und Seelands. Welches Loos hatten sie zu erwarten, wenn sie der Uebermacht erlagen, die sie umringte, — sie, welche kühnen Muthes der spanischen Herrschaft den Fehdehandschuh hingeworfen hatten? In solcher äußerster Bedrängheit, schien sowohl den Staaten, als auch dem Prinzen von Oranien kaum mehr ein andres Rettungsmittel übrig zu sein, als die innigste

Verbindung der beiden Provinzen mit einer ausländischen Macht.

Schon unmittelbar nach dem Abbruch der Friedensverhandlungen zu Breda hatte Oranien bei den Staaten darauf angetragen und hatten diese ihre Geneigtheit hiezu zu erkennen gegeben. Nur war jetzt wieder die große Frage, an welche fremde Macht man sich wenden sollte, ob an das deutsche Reich, (das man freilich hier mit Unrecht zu den Fremden rechnete) oder an England, oder an Frankreich? In Bezug auf das deutsche Reich hatte Oranien schon im Juni 1575 einen sehr beachtenswerthen Vorschlag gethan, wodurch er seiner deutschen Abkunft Ehre machte, nämlich, daß sich die Provinzen in den Verband des Reiches begeben sollten (natürlich mit Verwahrung ihrer provinziellen Privilegien), um als Glieder des Reiches dessen Schutz in Anspruch nehmen zu können; — man konnte sich dabei auf das ältere staatsrechtliche Verhältniß jener Provinzen zum deutschen Reiche und auf den merkwürdigen Bundesvertrag vom Jahre 1548 berufen.*) Gewiß war dies der sicherste streng-rechtliche Weg für die Niederlande, um sich für immer von der spanischen Willkürherrschaft loszutrennen und mit der Freiheit auch die Nationalität zu retten, wenn sie, größtentheils rein germanisch von Ursprung und durch Institutionen, wieder in die engere Verbrüderung (dies Wort allein ist hier angewandt) mit allen übrigen deutschen Volksstämmen traten. Geschah dies, dann hatte Spanien, wenigstens bei den germanischen Niederlanden, unwiederbringlich verlornes Spiel. Requesens schien dies zu fühlen; denn er verweigerte den holländischen Gesandten freies Geleit zur Reise nach Deutschland. Bei den Berathungen über die Verbindung mit einer fremden

*) Man hat bisher dies wichtige Moment allzuwenig der Aufmerksam-

Macht, kam noch eine andere Bedenklichkeit zur Sprache. Eine solche Verbindung schien, wenn man sich an Frankreich oder England wendete, kaum möglich, ohne dadurch zugleich die Selbstständigkeit der Provinzen dem fremden Herrn aufzuopfern, und überdies war dabei auch der letzte Schritt unvermeidlich, nämlich: dem Könige von Spanien förmlich abzusagen, während man doch bis jetzt wenigstens den Schein noch bewahrt hatte, als unterliege, bei Zugeständnissen von seiner Seite, auch die Unterwerfung der Provinzen keiner Schwierigkeit. Diesen Schein zu zerstören, erregte größeren Anstand, als alle bisher geschehenen Schritte, durch welche man sich bereits faktisch von Spanien losgesagt hatte. Indessen: die dringende Gefahr verscheuchte bei den meisten Mitgliedern der Staaten solche Bedenklichkeiten und man beschloß, sich zunächst an England zu wenden, für welches sowohl die Staaten, als auch das durch sie vertretene Volk die meiste Sympathie hatten, und zwar vornähmlich in Betracht der Glaubensgemeinschaft, sodann aber auch, weil sie von England die beste Unterstützung zur See erwarten konnten. Obwohl nun Oranien noch immer und überdieß seit seiner Vermählung mit einer Tochter des Hauses Bourbon stärker als je zu Frankreich hinneigte, so beschloß man doch, zuerst eine Gesandtschaft nach England abgehen zu lassen, ungeachtet einiger vorher stattgefundener Irrungen mit diesem Reiche. Inzwischen ließ er sich, da er die Eifersucht zwischen Frankreich und England kannte, und diese als Sporn benützen wollte, um die eine oder die andre von beiden Mächten zum festeren Anschluß an Holland und Seeland zu treiben, durch Junius und den staatsklugen St. Aldegonde auch in Frankreich unter der Hand erkundigen, ob

---

keit gewürdigt. Wir können es uns nicht versagen, in einer Beilage zu diesem Kapitel den Vertrag von 1548 mitzutheilen.

wohl von dort Unterstützung zu erwarten sei. Dies verfehlte die von Oranien beabsichtigte Wirkung auf die Königin Elisabeth nicht. Besorgt, daß sich die Provinzen mit Frankreich einlassen möchten, sendete sie Daniel Rogers dahin, um solches zu hintertreiben. Hierauf begaben sich nun im November 1575 St. Aldegonde, der Advokat von Holland Paul Buis, und Doktor Franz Maalzon nach England und boten der Königin, wenn sie die Provinzen kräftig unterstützen wolle, die oberste Macht über dieselben an. Elisabeth empfing sie mit unverkennbarem Wohlwollen und gab ihnen Aussichten von Hoffnung, wenigstens insofern, daß sie eine eigene Kommission zur Unterhandlung ernannte. Aber Requesens hatte kaum Kenntniß davon erhalten, als er bei Elisabeth so ernstliche Gegenvorstellungen erhob, daß sich diese jetzt zurückhaltender benahm und erklärte, sie könne ohne Berathung mit dem Parlament in einer so wichtigen Sache keinen entscheidenden Entschluß fassen. Aber selbst als das Parlament versammelt war, erkannten endlich die holländischen Gesandten, daß sich Elisabeth, aus geheimer Besorgniß vor einem Kriege mit Spanien, eben so wenig zu einer unumwundenen Erklärung zu Gunsten der beiden Provinzen entschließen, als sie dieselben anderseits (aus Eifersucht gegen Frankreich) geradezu abweisen mochte. Nun baten die Gesandten um ihren Abschied, wobei übrigens Elisabeth die Sache Hollands noch keineswegs unbedingt von der Hand wies; sie versprach nämlich, vorerst besorgt zu sein, daß irgend ein Weg friedlicher Vermittlung mit Spanien ausfindig gemacht werde; sollte eine solche nicht zu erlangen sein, dann würde sie sich Hollands annehmen; jedenfalls möchte dies Letztere keine Verbindung mit Frankreich, zum Nachtheil Englands schließen. Mit diesem zweifelhaften Bescheid konnte den beiden bedrängten Provinzen, welche au-

genblickliche Hülfe brauchten, natürlicherweise nicht gedient sein. Indessen hatte König Heinrich III. von Frankreich, dem Prinzen von Oranien bereits zu verstehen gegeben, daß sein Bruder, der Herzog von Alençon, auf eine ähnliche Anfrage wie die am englischen Hofe hoffentlich eine günstige Antwort ertheilen würde. Auf diese Hoffnung hin, und ermuthigt durch den Umstand, daß auch die Königin Mutter der ganzen Sache nicht abgeneigt schien, wandten sich die Staaten von Holland und Seeland an Frankreich; nur die wackere Stadt Gouda, welche sich schon früher gegen jede Einmischung fremder Mächte in die Nationalangelegenheit erklärt hatte, protestirte auch diesmal. Indessen gewann jedoch die Hoffnung der beiden Provinzen auch am französischen Hofe keinen Erfolg; Heinrich III. befand sich selbst in einer allzu mißlichen Stellung zwischen den verschiedenen Partheien im eigenen Lande, als daß er, ohnehin schwach und für große Ideen unempfänglich, den bedrängten zwei Provinzen seine thätige Unterstützung hätte widmen können.

Mittlerweile hatte Requesens alle diese Schritte der Staaten beobachtet und aus dem hastigen Bewerben um fremde Hülfe, die sie um jeden Preis erkaufen wollten, nur zu deutlich die ganze Verlegenheit ersehen, in welcher sie sich befanden. Dies gab ihm in seiner eignen Verlegenheit neue Hoffnung, durch rasches kriegerisches Vorschreiten ihre Unterwerfung zu beschleunigen. Oranien sah fortwährend keinen andern Weg zur Rettung vor sich, als die Verbindung mit einer fremden Macht, und um die Staaten zu neuen darauf abzweckenden Versuchen zu bewegen, nahm er den Schein an, als verzweifle auch er an der Rettung durch eigene Kraft; „laßt uns“ sprach er einst, „die Mühlen verbrennen und die Dämme durchstechen, damit der Feind unser Vaterland wenigstens als Wüste

finde; wir aber wollen mit Weibern und Kindern zu Schiffe gehen, und uns eine neue Heimath suchen!" Daß es übrigens Oranien mit diesem Vorschlag nicht sehr Ernst war, geht aus einem vertraulichen Briefe hervor, den er am 18. Dezember 1575 von Rotterdam aus an den Grafen von Hohenlohe schrieb. *) „Ob wir wohl" (heißt es darin unter Anderm wörtlich) „von unsern widerwärtigen Feinden, den Spaniern, zu Wasser und Land allenthalben angefochten und beleidigt, geben wir doch den Muth darum nicht verloren, und widersetzen uns nach äußerstem Vermögen, alle unbillige Gewalt von uns abzuwenden, zweifeln auch nicht, Gott werde diesen ganzen Handel allergnädigst regieren, es seie gleich, lieb oder leid. Und wiewohl wir schier von Jedermann verlassen und hintangesetzt und von Niemand einige Hülfe zu erwarten, verhoffen wir doch Beistand und Trost von dem, in welches Namen wir in Gefahr stehen, demnach die Sach' also christlich und ehrlich, daß man keine Gefahr darum solle scheuen noch abschlagen ..... Lebt doch der unsterbliche Gott noch, welcher die Gewalt seines Arms oft erzeigt und noch beweisen kann!" Und in der That schützte die Vorsehung die Provinzen vor einer solchen Zukunft, wie Oranien ihr Bild in grellen Farben malte.

Am 5. März 1576 starb Don Requesens nach einer Krankheit von nur wenigen Tagen. Wichtiger als sein Tod war für die Niederlande die Plötzlichkeit desselben, indem Requesens verhindert wurde, einen Nachfolger in der Generalstatthalterschaft zu ernennen, wozu ihn Philipp II. ermächtigt hatte. Zwar hatte Requesens von dieser Ermächtigung Gebrauch machen wollen, indem er dem Grafen von

*) Brüssler Archiv.

Mansfeld die oberste Leitung des Kriegswesens, dem Grafen von Barlaimont die der Regierung zudachte; aber der Tod überraschte ihn allzufrüh, als daß diese Absicht hätte urkundlich niedergelegt werden können. Was war nun in diesem kritischen Augenblicke zu beginnen? Der Staatsrath in Brüssel hielt es, um einer Anarchie vorzubeugen, für's Beste, daß er selbst im Namen des Königs einstweilen die Regierung übernahm, bis der König einen neuen Generalstatthalter in die Niederlande senden würde. Doch beeilte sich der Staatsrath, Philipp II. von diesem durch die Noth vorgeschriebenen Schritte durch Kouriere in Kenntniß zu setzen. Der Staatsrath bestand damals aus folgenden Mitgliedern. Präsident war der Herzog von Aerschot, dessen Character sich in untergeordneten Stellungen nicht gefiel und in der Folge auf die Entwickelung der Staatsverhältnisse in den Niederlanden einen wichtigen Einfluß ausübte. Nach ihm kamen der Graf Peter Ernst von Mansfeld, ein dem König eifrig ergebener Mann, der Graf von Barlaimont und Maximilian Villain von Gent, Herr von Rassighem, Beide bei der Finanzverwaltung betheiligt, der Greis Viglius von Aytta, welcher unter verschiedenen Regierungen schon so vieles Unglück über die Niederlande hatte hereinbrechen sehen, Arnold Sasbout, (Präsident des geheimen Rathes seit 1572), der Herr von Assonville, endlich Ludwig del Rio und Hieronymus Rueda, welche beide Letztere früher Mitglieder des berüchtigten Blutrathes gewesen und nach dessen Auflösung durch Requesens in den Staatsrath gekommen waren. Das Volk haßte Beide, vorzüglich Rueda.

Philipp II. war über die Nachricht vom Tode seines Generalstatthalters und von der Maßregel des Staatsrathes im hohen Grade bestürzt, und im ersten Augenblick unentschlossen,

was er thun sollte. Er zog seine Minister und den päpstlichen Nuntius zu Rathe und vernahm auch insbesondere die Meinung des Hopperus als eines gebornen Niederländers, auf welchen er großes Vertrauen setzte und welcher Präsident des höchsten Rathes für die Niederlande war. Hopperus rieth ihm nun dringend, den geschehenen Schritt des Staatsrathes gutzuheißen, für's Erste, weil die Mitglieder desselben, größtentheils dem höchsten Adel der Niederlande angehörend, dem Monarchen treu ergeben seien und zugleich die Bedürfnisse des Landes genau kännten, sodann aus dem Grunde, weil die Nation einen Beweis des königlichen Vertrauens darin ehren würde, daß Philipp dem größtentheils aus Niederländern bestehenden Staatsrath in Brüssel die Regierung überließ; aus beiden Gründen, (schloß Hopperus) sei zu hoffen, daß es auf diesem Wege gelingen würde, den Frieden und eine aufrichtige Versöhnung herbeizuführen. Philipp II. fand diese Gründe triftig und ertheilte denn dem Staatsrath in Brüssel, als provisorischer oberster Regierungsbehörde in den Niederlanden, am 24. März 1576 seine Zustimmung und Ermächtigung.

Die Hoffnung Hollands und Seelands wie auch des Prinzen von Oranien stand nun darauf, daß der Staatsrath einestheils den Krieg nicht mit dem Nachdruck wie bisher fortsetzen, und anderntheils nicht mit jener Hartnäckigkeit wie der verstorbene spanische Generalstatthalter auf der Ausschließung des reformirten Kultus bestehen würde, diesem Hauptpunkte, durch welchen die Friedensverhandlungen gescheitert waren. Auch Elisabeth von England schien sich jetzt, in Folge des unerwarteten Todes des Requesens, wärmer jener beiden Provinzen annehmen zu wollen. Dagegen beschlossen auch diese hinwieder, vorerst das Benehmen des Staatsrathes abzuwarten,

bevor sie sich einer fremden Macht ganz in die Arme würfen; beim ersten Schimmer der Hoffnung war auch der Gedanke an den hohen Werth der Selbstständigkeit wieder erwacht, welchen nur die Verzweiflung in den Hintergrund hatte drängen können. Holland und Seeland sahen jedoch bald, daß ihre Hoffnungen auf den Staatsrath zu voreilig waren, indem dieser dem Systeme des verstorbenen Generalstatthalters folgte. So ließ der Staatsrath die Belagerung Zierikzee's und auch die unter Requesens begonnene der Stadt Woerden fortsetzen, so verbot er allen Handelsverkehr mit Holland und Seeland.

Auf's Neue überzeugte sich jetzt Oranien, daß nur von jener innigen Vereinigung Hollands und Seelands, wozu bereits im Juni des vorigen Jahres die Einleitung getroffen worden war, Rettung zu hoffen sei. Aber wenn man einen Erfolg haben wollte, so mußte dies wichtige Werk rasch betrieben werden, bevor ein neuer spanischer Statthalter die provisorische Regierung ablöste. Am 5. März war Requesens gestorben, und schon am 11. desselben Monats berief Oranien die Staaten wegen jener Angelegenheit nach Delft. Mit überzeugender und hinreißender Beredsamkeit trug er den Staaten alle Gründe vor, welche die Vereinigung beider Provinzen dringend geboten, und diese Gründe sowie die Besorgniß: „Oranien möchte sich im Falle eines Widerspruches, von den Geschäften ganz zurückziehen," bewirkten glücklich die Entscheidung. Am 25. April 1576 wurde denn die Vereinigung Hollands und Seelands durch einstimmigen Beschluß der Edlen und aller nicht in Feindeshand befindlicher Städte dieser Provinzen abgeschlossen. Ein folgenreicher Schritt, ein Fundament des neuen Staatslebens, dessen Bau, unter den dringendsten Gefahren begonnen, unter den heftigsten

Stürmen fortgeführt, dennoch stark und fest vollendet werden und einst auf seinen hochragenden Zinnen den Kranz der Freiheit dem stolzen Spanien in's Angesicht zeigen sollte! Wie es bereits in jenem vorläufigen Abschluß festgesetzt worden war, so übertrugen nun beide Provinzen dem Prinzen von Oranien „als ihrem Haupt und ihrer höchsten Obrigkeit" die souveraine Macht in demselben Umfang, wie er sie für Holland allein erhalten hatte, für die ganze Dauer des Krieges, unter seiner Gewährleistung für die Provinzial-Privilegien, und mit der Bestimmung, welche das Band der Einheit unauflöslich knüpfte, daß bei jeder der drei Staatenversammlungen von Nord-, von Süd-Holland und von Seeland stets drei Bevollmächtigte der beiden andern erscheinen sollten. Abermals ein Stadium in der Entwickelung des neuen Staatslebens! Wieder ein Schritt weiter zur Feststellung des staatsrechtlichen Begriffes von der Autonomie des Volkes und dessen Repräsentirung durch die Staaten! Oranien hatte die Regierung jetzt nicht mehr bloß als königlicher Statthalter, sondern als provisorischer Souverain. Uebrigens war auch der König noch immer nicht ganz aufgegeben; die Justiz wurde fortwährend wenigstens in seinem Namen ausgeübt.

Die militärischen Operationen schienen indessen nach diesem wichtigen Akt noch immer nicht zu Hoffnungen zu berechtigen. Mehre Anschläge Oraniens auf Friesland (durch Barthel Entes) so wie auf eine plötzliche Ueberwältigung Haarlingens und Amsterdams mißglückten. Eben so wenig gelang ihm der Versuch, Zierikzee zu entsetzen. Der treffliche Admiral Ludwig von Boisot, der Befreier Leydens, büßte dabei am 25. Mai sein Leben ein; statt seiner erhielt Wilhelm von Treslong die Admiralswürde über die seeländische

Flotte. Zierikzee ergab sich den Spaniern am 29. Juni 1576, nachdem es denselben neun Monate lang Widerstand geleistet hatte. Die Besatzung durfte frei abziehen und die Bürgerschaft kaufte die Plünderung für 100,000 Gulden ab. Der Besitz dieser Stadt gewährte übrigens den Spaniern nicht so erfolgreiche Vortheile, wie sie erwartet hatten.

Holland und Seeland, so wie die Sache der Freiheit erhielten dafür plötzlich von einer Seite her Beistand, worauf sie nicht hatten rechnen können, nämlich von der Seite des Feindes selbst. So wunderbar ordnen sich die scheinbar verwirrt durcheinander laufenden Fäden der Geschicke.

Beilage (zu Seite 221.)

(zu Seite 221.)

Der Vertrag von 1548 *).

Wir Carll der Fünfft von gottes gnaden, Römischer Kayser, zue allen Zeiten mehrer deß Reichs, Khunig in Germanien, zue Castilien, Arragon, Leon, baider Sicilien, Hierusalem, Hungern, Dalmatien, Croatien, Nauarren, Granaten, Toleten, Valentz, Gallicien, Maiorica, Hispalis, Sardinien, Corduba, Corsica, Murcien, Giennis, Algarben, Algezieren, Gibraltar, Der Canarischen, vnndt Indianischen Insulen, vnndt deß Festlandts, Deß Oceanischen Mörs 2c., Ertzhertzog zue Oesterreich, Hertzog zu Burgundy, zue Lottrigh, zue Brabant, zue Steyr, zue Cärnten, zue Crain, zue Limburg, zue Lutzemburg, zue Geldern, zue Calabrien, zue Athen, zue Neopatrien, vnndt Wurtemberg, Graue zue Habspurg, zue Flandern, zue Tyroll, zue Görtz, zue Barcinon,

---

*) Freie Presse (1840 Nr. 16, 17, 19 u. 20.)

zue Arthoys, zue Burgund, Pfaltzgraue zue Henegaw, zue Holland, Seeland, zue Pfirdt, zue Kiburg, zue Namur, zue Rossilien, zue Ceritonia, vnndt zue Zutphen, Landgraue zue Elsaß, Marggrawe zue Burgaw, zue Aristain, zue Gociani, vnndt deß Kay. Röm. Reichs Furst zue Schwaben, Castalonia, Asturia ꝛc., Herr in Frießlandt, auf der Windischen Marck, zue Portenaw, zue Piscaia, zue Molin, zue Salins, zue Tripoli, vnndt zu Mechelenn ꝛc.

Bekhennen vnnd thuen Khundt allermenniglich, Alß auff diesem allhie zue Augspurg gehaltenenn Reichstage, neben andern deß hayligen Reichs obligenden sachen, Vns von Churfursten, Fursten, vnndt gemainen Stenden, Auch der abweßenden Bottschafften, bericht, vnndt relation, waß auffs nechst zue Wormbs gehaltenen Reichstage, durch die verordnete Kraiß-Räthe, der Ringerungs halben bedacht, vnndt gehandelt, in schrifften vnterthenigklich furbracht vnd vbergeben vnd in denselben vnter andern vermeldet, wie daß weylandt Vnser lieber Anherr Kayser Maximilian, milder vnndt seeliger gedechtnuß, den Burgundischen Kraiß auffgericht, vnndt denselben vnter andere deß hay. Reichs Kraiß gezogenn, vnndt mit seinem Anschlag (so dazumall gesetzt, vnndt noch in deß hay. Reichs Matricul verleibt) hab khommen lassenn, Auch von wegen Vnserer Niederburgundischen Erblanden, souiell der zum Reich gehören solten, einen anschlag vber sich genomen, mit weiter erzehlung, daß auch, bey Zeiten Kayser Friederichs milter vnndt seeliger gedechtnuß, Hertzog Philips von Burgundi, Als ain Furst deß Reichs zue etlichen Reichstagen beschrieben, dern ainer er durch sein Cantzler besucht, Auff dem andern aber aigner Person erschienen seye, zue dem daß von wegen deß Hauß Burgundi, je zue Zeiten Ahn Vnser Kayserliche Regiment vnndt Camergericht Personen verordnet, vnndt presentirt, vnndt von denselben, wegen die hulff vnndt

anschläge, nebenst andern Stenden durch Vnss, vnndt ermelten Vnsern Anhern zue laisten etlichmall bewilliget worden. Wie dan in vielen dess hay. Reichs abscheiden, vnndt anschlagen befunden, vnderthenigist bittendt, wir wolten solchen Burgundischen Kraiss, in dess hay. Reichs (Alss ein mitglied desselbigen) hulff, vnndt anschläge allergnedigist bleiben lassen. Ferner, Nachdem dass Hertzogthumb Geldern, mit der anhangenden Grafschafft Zutphen zue dem Reich gehörig, auch in etlichen des hayligen Reichs anschlägsregistern verzaichnet gefunden, dass wir die Stendt gemeltes Hertzogthumbs allergenedigist dahin weisen wollten, solche Anschlege an vnndt auff sich zue nemen, vnndt zue laisten. Gleicher gestalt auch bey der landtschafft dess stiffts Utrecht, dieweil derselbig stifft zue dem Reich ohne Zweifell gehörig, vnndt darbey herkhommen zunerfuegen die jungst bewilligt Turckenstewr auch den gemainen Pfenning zuerlegen, vnndt andere Anschläge dess Reichs zue tragen, in ansehung, dass diesse baide Furstenthumb Geldern, vnndt Vtrecht in dem Westphalischen Kraiss begriffen, wie dan solches alles Vnss durch gemaine stendt dess hay. Reichs, mit aussfhuerung allerhandt vrsachen noch weiter angebracht worden ist. Dagegen aber wir gemaine stendt furbringen, inmassen dass geschehen nit gestanden, noch gestehen khonnen sondern innen lauter bericht, wie es vmb vnser Burgundischen Niedren Erblanden geschaffen, anzaigen lassen, vnter andern, dass nit dargethan, noch bewiesen werden möge, dass von wegen gedachter vnser Niederburgundischen Erblanden je ainiche Contribution, oder anschläge zue dem Reich entricht worden, sonder dass es dern darzue dess Reichs satzungen vndt ordnungen, Jurisdiction, vnndt Processen, je vnndt allweg frey gewessen, in dem der Burgundisch Kraiss nie in khaine wurckhung khommen, vnndt obgleich Hertzog Philips von Burgundi löblicher gedechtnuss, bei Zeiten gemelts Kayser Friedrichs, die

seinen zue ainem Reichstage abgefertiget, Auch auff ainem andern Reichstage erschienen. So wehre doch solches auff freyem willen, vnndt nicht auff Pflichten, der schulden, sondern darumb dass er seinem gethanen zierlichen voto gnugthuen, vnndt zue errettung der Christlichen landen wieder den Feindt vnsers glaubens, nach verlierung der alten Orientalischen Reichsstatt, vnndt sitz Constantinopel, die haubter der Teutschen nation zue ainer stattlichen hulff, vnndt recuverierung derselben Statt, Auch erledigung der frommen Christlichen hertzen der Griechen, bewegen khönte geschehen, und desshalben allen muglichen fleiss furwenden wollen, wie dan solches, vnndt anders mit vielen monumenten dargethan werden mochte. Wass aber dass Hertzogthumb Geldern belangt, hatten wir gemainen stenden zue mehrmalen angezaigt, dass wir dasselbig von dem Reich erkhenten, vnndt je, vnndt zuuor wir dass jetz zue Vnsern handen wiederbracht, von Vnserm anhern Kayser Maximilian milder vnndt seeliger gedechtnuss zue lehen empfangen, Aber der Contribution halben hetten die Stende dess landts zu Geldern, auff gemainer stendt derwegen an sie aussgangen schreiben Vnss, zuerkhennen geben, dass dergleichen anschläge von innen hieuor nie beghert, vielweniger bezalt worden, Sonder wehren derselben Jederzeit frey, vnndt vnangefochten blieben, mit vnterthenigist bitt, dieweil sie sich an Vnss mit Condition vnd beding, sie bey Iren freihaiten zu handthaben, ergeben, Sie darbey rhuiglichen bleiben zue lassen. Dergleichen anzaig wehre Vns auch von der Landschafft des Stiffts Utrecht beschehen, vnd sonderlich dass von Innen der Zeit, alss die Bischoff die weltliche Regierung noch gehabt, ainiche Reichshulff nie gefordert, oder zum wenigisten nie aingebracht, dass sie auch dem Reich, vermog Ihrer freyhaiten, vnndt alten herkhommen Ichts zuerlegen nit schuldig. Vnndt ob woll Geldern vnndt Utrecht in den Westphalischen Kraiss gezogen, vnndt die-

selbige sambt andern obangezaigten Burgundischen Landen in deß Reichs registern, vnndt anschlägen befunden, so folgt doch darauß nit, daß sie darumb des Reichs anschläge zuentrichten pflichtig, dieweil solche Kraiß anfenglichs allain von wegen der nomination vnndt presentation an Vnser Kayserlich Camergericht wehren auffgericht worden, vnndt daß Reich von Innen derwegen Ichts zuemphahen nie in Besitz oder gebrauch geweßen, zue dem daß solche landt von deß Reichs Jurisdiction von alter eximirt, vnndt gefreyet, vnndt von dem hay. Reich gleich andern Vnsern niedren Erblanden biß anher in zuegestandenen beschwehrungen, schutz, schirm, oder beistandt nie gehabt, wie doch sonst andere stendt deß Reichs, so die Anschläge haben, billich tragen. Darauß dan leichtlich geschlossen werden khönne, daß solche Vnsere landt ainiche deß Reichs anschläge zuetragen oder zuelaisten nit schuldig sein, vnndt billich bey den alten freyhaiten, vnndt exemption gelassen werden solten. Aber nichts desto weniger, dieweil Wir auß sonderlicher naigung, So Wir zue dem hay. Reich Teutscher nation, nit genaigt, denselben ainige wegs Ichts zuentziehen, sonder vielmehr solches zue mehren, vnndt zue erweitern willig. So haben Wir Vnß genediglich vernemen lassen, daß Vnß zue erhaltung guetes, friedliches, vnd nachbarliches willens, Auch zue nutz, vnndt auffnemen beiderseits landtschafft nit zuewider sein solte, daß alle Vnsere niedre Erbland sambtlich mit dem hertzogthumb Geldern, vnndt Graffschafft Zutphen, vnndt der temporalitet zue Utrecht, vnndt andern zuegehorigen Vassallen, vnndt herschafften der Nieder Erblandt, wie Wir die jetzunder besitzen, alle zuesamen vnter ainen Kraiß gezogen, vnndt aine benante summa gelts, Alß nemblich souiel zwayer Churfurstlicher anschläg ertragen mochten, contribuirten, Dabey sie gelassen, vnndt dagegen in deß hay. Reichs schutz, schirm, verthedigung, vnd hulff begriffen sein

solten, Doch dass dieselbe sonst bey allen andern Jren freyhaiten, rechten, gerechtigkaiten, exemption, oder appellation, vnd Jurisdiction gelassen wurden. Auff solchen Vnsern bestendigen gegenbericht vnd gnedigs erbieten, haben Churfursten, fursten, vnndt gemaine Stende, Auch der Abwessenden Räthe, vnndt Bottschafften, sich mit Vnss in weitere handlung eingelassen, vnndt nach vielfaltigen hin, vnndt wieder ergangen schrifften, berichten, vnndt gepflegten handlung, Wir mit Innen, vnndt sie sich mit Vnss auff nachfolgende mittell entlich verglichen, veraint, vnd vertragen, vergleichen, verainigen, vnndt vertragen Vnss auch hiemit, vnndt mit crafft diss brieffs, in bester, vnndt bestendigster form, vnndt mass, dass immer von rechts, oder gewonhait wegen geschehen soll, khan, oder mag, dergestalt, Dass Wir alss rechter Erb, vnndt oberherr gemelter Vnserer Niedren Erblandt, fur Vnss, Vnsere erben, vnndt nachkhommen, sambt denselbigen nachbenanten Vnsern Niedren erblanden, Nemblich die Hertzogthumb Lottrich, Brabant, Limburg, Lutzemburg, Geldern, die Grafffschafft Flandern, Arthoys, Burgund, Henegaw, Holland, Seeland, Namur, Zutphen, die Marggraueschafft dess hay. Reichs, die herschafft Friesslandt, Vtrecht, Oberyssell, Gröningen, Falckenburg, Dalheim, Salins, Mechelen, vnndt Mastricht, mit allen dern mediat vel immediat zuegehörigen, vnndt aingeleibten gaistlichen, vnndt weltlichen Furstenthumben, Prelaturen, Digniteten, Graffschafften, frey, vnndt herrschafften, vnndt derselbig zuegehorigen Vassallen, Vnterthanen, vnndt verwandten hinfuhro zue ewigen Zeiten in der Römischen Kayser, Khönig, vnndt des hayligen Reichs schutz, schirm, verthedigung, vnndt hilff sein, Auch sich desselben freyhaiten, rechten vnndt gerechtigkaiten frewen, vnndt gebrauchen, vnndt von gemelten Römischen Kaysern, Khunigen, vnndt dess hay. Reichs stenden Jederzeit wie andere Fursten, Stende, vnndt glieder desselbigen hay. Reichs geschutzt, geschirmbt,

vertheidingt, vnndt getrewlich geholffen, vnnd dan auch zue allen Reichstagen, vnndt versamblungen beschrieben vnndt erfordert werden sollen, Ob sie wollen dieselben neben andern Stenden zuebesuchen, oder zuebeschickhen haben, auch Innen, Vnsern erben, oder nachkhommen, Vnsern, vnd derselben gesandten session, vnd stim, von wegen obberuerter Vnserer landt, Alss ainem Ertz-hertzogen zue Oesterreich zuegelassen werden sollen. Dargegen Wir Vnss von oberzelter Vnser landt, vnndt leuthe, vnndt dero nachkhommen wegen bewilligt, Dass alle solche Vnsere landt in vorstehender noth zue handthabung, vnndt wollfhartt dess hay. Reichs, Auch vnterhaltung friedens, vnndt rechtens, vnndt allen andern gemainen dess hay. Reichs Anschlägen, So durch gemaine Stendt Jederzeit bewilliget, vnndt beschlossen werden; Souiell alss zwen Churfursten anschläge sich erstrecken, laisten, vnndt contribuirn: Also wie offt ain Churfurst hundert gulden zue anlag geben, oder hundert zue Ross, vnndt hundert zue fuess schicken wurdet, Sollen, vnndt wollen Wir, Vnsere erben vnndt nachkhommen, Alweg Zwayhundert gulden erlegen, oder Zway-hundert zue Ross, vnndt zwayhundert zue fuess schicken, vnndt also in mindern vnndt mehrern Anschlägen auff- vnndt ab zue-rechnen, Doch wo Wir oder angezaigte Vnsere Erblande, der leuthe nit entrathen khonten, oder sonst bequemer sein wurde fur die leuthe gelt zuegeben vnndt zuenemen, Dass also dan fur dass Volck, nach grosse vnndt klaine der bewilligten hulff, mo-natlich bezalt, vnndt erlegt werde, Inmassen wie Churfursten Jr Kriegsvolckh, haubt, vnndt befehlsleuthe mit doppel- vnndt vbersolden, vnndt andern Zuegehörungen Jederzeit vnterhalten werden, Mit diesser furnemblichen beschaidenheit, wo gemaine Stend dess hay. Reichs sich kunfftiglich vber kurtz oder lang, ains gemainen oder genanten Pfennings, der wehre gross, oder klain,

zue ainer hulff verglaichen wurden, Dass doch Wir auch obgemelte Unsere Erblande oder Unterthanen, denselben gemainen. oder benanten Pfenning, zuesamblen, unndt zuerlegen nit schuldig sein, noch getrungen, sonder dass Wir von derselben Unserer Niedren Erblande wegen, souiel alss zwen Churfursten ahm Rhein, mit allen Iren landen, leuthen unndt verwanten in samblen, wie Uns die Iederzeit durch gemaine Stendt benent werden, erlegen sollen, unndt weiter dess gemeinen Pfennings halben unverbunden sein, undt Uns, oder Unsere Erblande kain ordnung noch abschide mit wass worten, Clausulen, oder derogation in gemain, oder in sundhait, wie dass geschehen, oder namen haben mochte, ohne Unser, unndt derselben landt bewilligung, der gemainen Pfennings halben nit binnen soll, noch mag. Doch im fhall dass man sich ainer gemainen Expedition wieder den Turckhen vergleichen wurde, Als dan sollen wir, unndt Unsere landt, Unsere hulff nit weniger dan drey Churfursten die Uns jederzeit durch gemeine Stendt benent, oder angezaigt werden, wie vor lauth zue laisten schuldig sein. Daneben sollen aber auch wir, Unser erben, unndt nachkhommen, unndt obgedachte Unsere landt, sambt allen derselbigen zuegehörigen Fursten, Prelaten, Grauen, undt Vasallen, so biss hero unter denselbigen begriffen gewessen, unndt in dem Reich nichts bezalt, ainen sondern Kraiss, genant der Burgundischen Erblandt Kraiss haben, unndt unter demselbigen solche alle begriffen sein, unangesehen dass etliche derselben hieuor etlichen andern Krayssen sint zuegerechnet worden, unndt im fhall dieselben Unsere Nieder Erblandt mit bestimbter Irer contribution seumig, unndt die zue gebuerender Zeit nit erlegen, oder laisten wurden, solches nit erlegens, oder laistens halb, sollen sie Unserm Kayserlichem Camergericht unterworffen sein, unndt daselbst wieder sie durch Unsern Kayserlichem fiscall gleich wie

wieder andere, des Reichs Stende, sie zue gebuerender bezahlung anzuehalten, procedirt, vnndt gehandlet werden, vnndt sonst ausserhalb solcher contribution, sollen erzelte Unsere landt, vnndt derselben Underthanen bey allen Iren freyhaiten, rechten, gerechtigkaiten, exemption, der appellation, vnndt Jurisdiction gentzlich vnndt rhuiglich gelassen, darwieder nit betrangt, sonder dern landt, vnderthane, vnndt zuegehorige mit Unsers Kayserlichen Camergerichtsmandaten, Citationen, annemung der appellation, vnndt andere processen in allen andern sachen wie die namen haben, khaine aussgenomen, ausserhalb der Contribution, vnbeschwerdt, vnndt unangefochten bleiben, vnndt Unser, vnndt des hay. Reichs Jurisdiction in erster, vnndt andern Instantz geubrigt, vnndt gefreyet sein. Es sollen auch Unsere Niederburgundische erblande, mit Irer Zugehoer sonst gantz frey ohne ingezogen lande, vnnd Furstenthumb sein, vnndt ewiglich bleiben, vnndt von Vnss, Alss Römischen Kaysser, vnndt allen andern kunfftigen Römischen Kaysern, vnndt Khönigen, Auch Churfursten, Fursten, vnnd stenden dess hay. Reichs frey, vnndt ohne ingezogen lande Furstenthumb, superioritet, vnndt principat erkhant werden, vnd nit weiter, dan zue ainziehung der Anschläge, wie oben, vnndt hernach beschrieben stehet, zue Unser vnndt dess hay. Reichs Jurisdiction gezogen, noch erfordert werden, noch dess hay. Reichs ordnungen, satzungen, vnndt abschiede verner dan oben, vnndt hernach gemelt mit Ichten verbunden sein. Doch sollen gleichwoll obgemelte Furstenthumb, vnndt lande, souiel dern vom Reich zue lehen rueren, hinfuhro, wie bissher vom Reich zue lehen empfangen, vnndt getragen werden, Dessgleichen auch die Stende, vnndt vnterthanen aller obgemelter Unser Erblande Unsern Kayserlichen landtfrieden zuehalten, vnnd zuehandthaben schuldig, vnnd dess hay. Reichs Verwandten, so in bemelte Unsere Erblande khommen, wandern,

oder Jre gueter darin haben, in derselben schutz, schirm, vnndt freyhaiten begriffen sein, vnndt gleich andern, dern landen vnderthanen gehandthabt, vnndt gehalten, auch Jnnen zue recht, vnndt billigkait verholffen werden, wie dan herwiederumb Vnser Niedern Erblanden Verwandten, wie andere Vnsere, vnnd dess hay. Reichs Verwandte im hay. Reich schutz, schirm, vnnd verthedigung haben. Also wo ainem dess Reichs, oder bemelter Furstenthumb, vnndt lande Verwandten, oder Vnterthanen Jchts wieder den landtfrieden begegnen wurde, oder sonsten anderer sachen halben, warumb dass wehre, gegen den andern forderung zuehaben vermainte, Dass er alssdan solches vor dess verbrechers, oder beclagten ordenliche Obrigkait, oder gericht suchen, vnndt wie sich gebuert aussfhueren, Der ende Jme auch furderlichs rechtens gestattet, vnndt verholffen, vnndt also bayderseits aine gleichhait gehalten werden soll. Solcher gestalt haben Wir Vnss von obgemelter, vnndt anderer Vnserer Erblande wegen, mit Churfursten, Fursten, vnnd gemainen stenden dess hay. Reichs allergenedigist, vnndt sie hergegen mit Vnss von wegen dess hay. Reichs mit guetem vorgehabtem zeittigem rathe, vnterthäniglich verainigt, verglichen vnndt vertragen. Welchen Vertrag Wir auch vor Vnss, vnndt benante Vnsere Erblande, Vnsere, vnndt Jre Erben, vnnd nachkhommen, Dergleichen Churfursten, Fursten, vnnd gemaine Stendte dess hay. Reichs wegen bewilligt, angenomen, vnndt zuehalten versprochen, geredet vnndt versprochen, gereden vnndt versprechen Wir demnach bey Vnsern kayserlichen wahren worten, fur Vnss, Vnsere erben, vnndt nachkhommen, vnndt von aller obgenanter Vnser Burgundischen Erblande wegen, dass Wir solcher transaction, Vergleichung vnndt vertrag, in allen vnndt jeden stucken, puncten Jnhaltungen, vnndt mainungen, Vnss, vnndt die Vnsern betreffendt, wahr, vest, stedt, vnndt vnuerbruchlichen halten, vol-

lenziehen, darwieder khainswegs thuen, noch den Vnsern, oder andern zuethuen gestatten sollen, vnndt wollen, Dass auch alles dass, so diesem Vertrag entgegen, oder zuewieder furgenommen, geordnet, gesetzt, erlangt, vnndt aussbracht werden möchte, hiewieder nit gebraucht werden, sonder crafftlos, nichtig, vnndt vnbnndig, Auch alle forderungen, so wie die Stende von wegen der vergangnen Contribution zuehaben vermaint, fallen, thott, vnndt ab, auch crafftlos, nichtig, vnndt vnbundig sein, vnndt bleiben sollen. Die wir dan auch mit rhatt, vnndt bewilligung, vorgedachter Vnserer Churfursten, Fursten vnndt stende solches hiemit crafftloss, nichtig, vnndt vnbundig, auss Kayserlicher macht, vollkhommenhait, vnndt rechter wissenhait erkhennen, vnndt hinwiedrumb zue mehrer sicherhait dess hay. Reichs, vnndt derselben Stenden, wollen Wir dieser Vergleichung gnugsame ratification, vnndt bewilligung von ghemelten Vnsern Nieder Burgundischen Erblanden, den Stenden, oder in dern nahmen dem Ehrwurdigen, Vnserm, vnndt dess hay. Reichs Churfursten, dem Ertzbischoff zue Maintz, alss Ertz Cantzler, vnter vierer gemelter Vnserer Erblande furnembsten Prelaten, vier Landtsherrn, vnndt vierer der furnembsten Stett, Innamen aller landt vnndt derselben Verwandten, auffs lengst in Jahrs frist nach dato diess brieffs vbergeben

Vnndt wir Churfursten, Fursten, vnndt gemaine Stende dess hay. Reichs, Auch der abwessender Räthe, vnndt Bottschaffter, wie wir alle auff diesem jetzo alhie zue Augspurg gehaltenen Reichstage erschienen, vnndt im abscheid desselben bestimbt, vnndt benent sein. Bekhennen auch fur Vnss, Vnser nachkhommen, vnndt Erben, So dan auch von wegen Vnserer Obern, vnndt derselben Erben, vnndt nachkhommen, Dass solche vergleichung, vertrag, transaction mit Vnserm gueten wissen, vnndt willen zuegangen, vnndt geschehen, Versprechen auch für Vnss, Vnsere

Erben, vnndt nachkhommen, bey Vnsern Furstlichen ehren, Auch in rechten wahren trewen, vnndt glauben, Alle vnndt jede Articul, puncten, vnndt Inhaltungen, desselbigen Vnss, vnndt das hay. Reich betreffendt, getrewlich, vnndt vestiglich zuehalten, demselben vngewaigert nachzuekhommen, vnndt zue geleben, darwieder nit zuethuen, oder furzuenemen, noch andern zuethuen gestatten, in khainen weg. Doch soll dieser Vertrag vnndt bewilligung dem hay. Röm. Reich an den landen, So demselbigen hieuor verwanth gewest, darzue desselben gemainen, vnndt sondern Stenden, dergleichen oberzelten, Vnser Kayser Carlls Nieder Erblanden, vnndt desselben Vnterthanen sonst ausserhalb diss Vertrags in alle vnndt andere wege an Iren obrigkaiten, herligkaiten, freyhaiten, recht, vnndt gerechtigkaiten, alten herkhommen, vnndt gebreuchen vnuergrifflich, vnndt hiemit nichts benommen sein.

Dess zue Vrkhundt, haben wir Kayser Carll, alss Römischer Kayser, Auch rechter Oberherr offtgemelter Vnserer Niedren Erbland, Vnser Insiegell an diesen brieff, dern Zwen gleichlautend auffgericht, thuen hencken. Vnndt wir von Gottes genaden Sebastian Ertz-Bischoff zue Maintz, dess hay. Röm. Reichs Ertzcantzler, vnndt Friederich Pfaltzgraue bey Rhein, Hertzog in Bayern, dess hay. Römischen Reichs Ertz-Truchsäss, bayde Churfursten, fur Vnss, vnndt andere Vnsere mit-Churfursten, Wir Ernest bestettigter dess Ertzstiffts zue Saltzburg, vnndt Wilhelm, Pfaltzgraue bey Rhein, Hertzog in Obern, vnndt Nieder Bayern, fur Vnss, vnnd andere Geistliche, vnndt weltliche Fursten, Herwig Abt zue Weingarten, fur Vnss, vnndt andere Prelaten, Friederich Graue zue Furstemberg, fur Vnss vnndt der grauen vnndt herrn, vnndt wir Burgermaister, vnndt Rath der Statt Augspurg, für Vnss vnndt andere frey, vnndt Reichs Stätte wegen, auff Churfursten, Fursten, vnndt Stende

dess hay. Reichs beschehen ersuchen, vnndt bitt, Vnsere Insiegell ahn diesen brieff thuen henckhen. Der geben ist in Vnser, vnndt dess hay. Reichs Statt Augspurg, auff Dinstag, den sechs vnndt zwaintzigsten tag dess Monats Juny, nach Christi Vnsers lieben herrn gebuert, Funffzehenhundert, vnndt im acht vnndt viertzigsten, Vnser Kayserthumbs im Acht vnndt zwaintzigsten, vnndt Vnserer Reich im drey vnndt dreissigsten Jahren. Vnderschrieben Carolus, vnndt vff dem Vberschlage: Ad mandatum Cæsareæ et Catholicæ Majestatis proprium: verzaichnet Johan Obernburger, versiegelt mit achten, sieben in roten, vnndt ainen in gruenen wachs, ingetruckten, vnndt den ersten in gulden, vnndt schwartzen seyden, vnndt die andere in schwartzer vnndt gelber seyden presulen angehengten siegeln.

Drittes Kapitel.

Zwei und zwanzig Monate hatten die spanischen Truppen, welche vor Zierikzee lagen, keinen Sold erhalten, und nur das Versprechen, daß ihnen nach Eroberung dieser Stadt ihre Rückstände pünktlich erstattet werden sollten, vermochte ihren Grimm zu beschwichtigen. Als sich nun Zierikzee endlich ergeben hatte, drangen die Truppen ungestüm auf die Erfüllung des ihnen gemachten Versprechens und sahen sich in ihrer Hoffnung getäuscht. Die finanziellen Verlegenheiten, deren lähmende Einwirkung schon Requesens schmerzlich empfunden hatte, waren unter der Regierung des Staatsrathes noch bedeutend gestiegen. Fruchtlos gab sich der Staatsrath alle mögliche Mühe, um neue Quellen der Einnahmen zu eröffnen; die Meinungen darüber waren getheilt, und dieser Zwiespalt untergrub das Vertrauen des Volkes zu jener höchsten Behörde, so wie er auch das Ansehen derselben erschütterte. Man unterschied streng zwischen den spanisch gesinnten und den patriotischen Mitgliedern des Staatsrathes. Die spanischen Truppen betrachteten denselben mit Geringschätzung; — das Volk mißtraute ihm, weil nicht bloß Spanisch-Gesinnte, sondern ein Spanier selbst Mitglieder desselben waren; während die Truppen um somehr erbittert waren, weil sich eben nur ein Spanier, Rueda, unter so vielen Niederländern befand, denen die Truppen keine aufrichtigen Gesinnungen für ihre In-

tereſſen zutrauten. Die Brandſchatzung, welche die Bürgerſchaft Zierikzee's aufbringen mußte, reichte noch lange nicht hin, um die Rückſtände der ſpaniſchen Truppen zu decken, und die Wallonen im Heere empfingen jene Summe. Nun brach denn der Grimm der Spanier, welche auf der Inſel Schouwen lagen, aus. Sie verwüſteten Schouwen, zerriſſen die Bande des Gehorſams, verjagten ihre Befehlshaber und zogen nach Brabant. Dort, wie in Flandern hofften ſie reiche Beute zu gewinnen. Während einer feierlichen Meſſe ſchwuren ſie, treu Einer für den Andern zu ſtehen und die Waffen nicht aus der Hand zu legen, bevor ſie ihr Vorhaben durchgeſetzt hätten. Und alſobald gaben ſie abermals das intereſſante Schauſpiel einer ſtreng organiſirten Meuterei, einer militäriſchen Republik. Zu Herrenthal, nicht mehr weit von Brüſſel, erkoren ſie aus ihrer Mitte wieder einen Eletto, und empfingen den Grafen von Mansfeld, der ihm Namen des Staatsrathes zu ihnen gekommen war, um ſie durch einen Generalpardon und das Verſprechen zu beſchwichtigen, daß ſie von der erſten Geldſendung aus Spanien einen Theil der Soldrückſtände erhalten würden, mit folgender trotzigen Antwort: „Vollſtändig verlangen wir das, was uns von Rechtswegen gebührt; bis zur Abrechnung räume man uns eine Stadt zur Beſetzung als Bürgſchaft ein, und für die Zukunft fordern wir höheren Sold.“ Hierauf wollten ſie in Brüſſel und Mecheln einziehen; da man ihnen aber in beiden Städten die Thore verſchloß, ſo wendeten ſie ſich aus Brabant nach Flandern, überfielen am 25. Juli die Stadt Aelſt, welche in der Mitte Weges zwiſchen Brüſſel und Gent liegt, und brandſchatzten von dort aus alles umliegende Land, das wohl 170 Dörfer umfaßte. Die Ausſchweifungen der Soldaten entflammten die Rache des mißhandelten Landvolkes. Da dieſes den Räubern und Mordbrennern nicht in

Masse Widerstand halten konnte, so lauerte es den Einzelnen auf, wo es sie fand, und ließ sie für die Verbrechen Aller büßen.

Dieser Zustand entrüstete die Bürgerschaft Brüssels und die feindseligen Gesinnungen derselben gegen den Staatsrath kamen dadurch zum Ausbruch. Von ihm erwartete, von ihm verlangte man in Brüssel, in ganz Brabant schleunige Abhülfe. Laut erhoben sich in Brüssel drohende Stimmen: „der Staatsrath besteht aus Verräthern des Vaterlandes. Ungestraft läßt er die spanischen Kriegsbanden rauben und morden; also heißt er stillschweigend ihr Treiben gut!“ Stündlich wuchs die Aufregung; der Graf von Mansfeld war fast den ganzen Tag zu Roß und bewaffnet auf den Straßen, um seine Autorität aufrecht zu halten. Er vermochte es aber nicht; die ergrimmte Bürgerschaft zwang ihn, ihr die Schlüssel der Stadtthore auszuliefern. Da entschloß sich endlich der Staatsrath, von den tumultuarischen Bewegungen der Bürgerschaft Brüssels in Schrekken gesetzt, zu einer Maßregel, welche für die nächste Zukunft noch verderblichere Folgen nach sich zog. Er ächtete nämlich, der öffentlichen Meinung nachgebend, am 26. Juli 1576 die aufrührerischen Spanier, nachdem er denselben nochmals, aber vergeblich, Vergleichsvorschläge gemacht hatte, „als Rebellen gegen den König und als Feinde des Landes.“ In Folge dieser Aechtung wurden die Staaten ermächtigt, die Waffen gegen jene Truppen zu ergreifen, (was zuerst Brabant, dann auch Hennegau und Flandern mit Freuden thaten,) und das Landvolk, sie als Geächtete zu ergreifen, zu verfolgen und zu vernichten, wo es sie fände. Nun scholl die Trommel durch die Provinzen, der Bürger verließ seine Werkstätte, der Bauer seine beraubte Hütte, Jeder machte sich wehrhaft und: „Tod den Spaniern“ war die Losung Aller. Dieser

kriegerische Nationalaufschwung in den südlichen Provinzen, welche bisher so viele Ungebühr mit tiefem aber stillem Grimm hatten ertragen müssen, erfüllte auch die übrigen königlichen Truppen in den Niederlanden, welche bisher in den Schranken der Kriegszucht geblieben waren, mit dem Argwohn, daß die Volksbewaffnung gegen sie alle gerichtet sei. Da verließen viele Truppen ihre Befehlshaber und schlossen sich den Meutern in Aelst an. Aber auch manche Befehlshaber selbst erklärten die Sache des Heeres für ihre eigene; denn die oberste Behörde im Namen des Königs, der sie gehorchen sollten, schien sie verrathen und dem Grimme des Volkes preisgegeben zu haben; der Zustand der Nothwehr war eingetreten, und das eiserne Recht der Gewalt sollte allein entscheiden. Die spanische und italienische Reiterei rückte aus Holland in die südlichen Provinzen; der Graf von Megen brach die Belagerung Woerdens ab und zog nach Brabant. Das bedrohte Holland athmete dadurch wieder freier auf; aber alle Schrecken der Anarchie und des Bürgerkrieges wälzten sich dafür gegen Brabant heran.

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte Oranien von Middelburg aus, wo er sich damals befand, diese unerwartete Wendung beobachtet; er sah, wie die Volksstimmung in den südlichen Provinzen jetzt nur einer kräftigen Anregung zur Abwerfung des lange mit Geduld ertragenen Joches bedurfte. Jetzt oder nie war der günstige Augenblick erschienen, den er rasch benützen mußte, um eine große Entscheidung gegen Spanien vorzubereiten und durchzuführen, um der Freiheit, nachdem sie bisher trotz aller Anstrengung nur auf eine mühsame Vertheidigung, Scholle an Scholle, Schritt für Schritt, beschränkt gewesen war, plötzlich ein weites Feld zu öffnen. Die Vereinigung Hollands und Seelands zum gemeinsamen Zwecke hatte ein Beispiel

gegeben, wie Eintracht auch Schwache mächtig macht; jetzt dachte Oranien an nichts Geringeres, als an eine Verbindung der südlichen Provinzen mit den nördlichen. Gelang eine solche, waren beide eines Herzens und Sinns, so mußte die Fremdherrschaft in den Niederlanden ein Ende nehmen. In dieser Absicht unterhielt Oranien jetzt eifriger als je seine Verbindungen mit dem Adel in den südlichen Provinzen, besonders in Brüssel, wußte die schwache Seite eines jeden Einzelnen zu benützen, und bot Allen seine Hülfe zur Befreiung des Vaterlandes an. In gleichem Sinne schrieb Oranien auch an die Staaten von Brabant, Flandern, Geldern, Utrecht und anderen Provinzen, rief ihnen alle von den Spaniern erlittenen Unbilden lebhaft ins Gedächtniß, riß alle geschlagenen Wunden auf, weckte die Hoffnung der Freiheit und dadurch die Lust, sie zu erringen, beruhigte die Katholiken durch die Versicherung, daß er keine Veränderung des Gottesdienstes beabsichtige, und stellte endlich den Unterdrückten sein Gut und Blut, wie all' seine Macht zur vollen Verfügung. Diese Vorstellungen Oraniens erreichten die beabsichtigte Wirkung. Immer zahlreicher wurde die oranische Parthei in Belgien; immer tiefer schlug dort der Gedanke einer Verbindung mit Holland und Seeland Wurzel. Zu den eifrigsten Anhängern Oraniens in Belgien gehörten unter andern Adeligen die Herrn von Lalaing, von Glimes und von Heze. Der Letztere war Gouverneur von Brüssel, der Herr von Glimes sein Lieutenant und Groß-Bailli des wallonischen Theils von Brabant. Beide beschlossen, der langen Verwirrung durch einen verwegenen Handstreich plötzlich ein Ende zu machen, und Glimes führte den Plan aus.

Es war am 4. September 1576, als Glimes mit 400 wallonischen Soldaten vor dem Hof zu Brüssel erschien, wo

der Staasrath und der geheime Rath versammelt und eben beschäftigt waren. Glimes umstellte das Gebäude mit seinem Kriegsvolk, und eilte, von Bewaffneten begleitet, vor die Sitzungssäle. Da er die Thüre des Staatsraths verschlossen fand, ließ er sie mit Eisenstangen einbrechen, drang hierauf in den Saal und nahm Alle, welche dort versammelt waren, gefangen. Der Herzog von Aerschot war nicht zugegen, ebenso nicht der alte Viglius, welcher schon seit längerer Zeit den Sitzungen nicht mehr beiwohnte, sondern sich die Akten nach Hause schicken ließ; dagegen befand sich der Marquis von Havré, Aerschots Oheim, welcher erst kürzlich aus Spanien zurückgekommen war, in der Versammlung des Staatsrathes, Glimes ließ jedoch weder an ihn noch an Sasbout und einige andre Mitglieder, welche man zur Parthei der „Patrioten" zählte, Hand anlegen; nur die Spanisch-Gesinnten sollten unschädlich gemacht werden. Einer der Verhaßtesten von dieser letzteren Parthei, der Spanier Rueda, befand sich jedoch seit Kurzem zu Antwerpen in Sicherheit. Die Grafen von Mansfeld und Barlaimont, sowie die Räthe d'Assonville und del Rio, wurden von Hellebardieren bewacht, fortgeführt, und die beiden Ersteren in das Brothaus auf dem Hauptmarkt, die beiden Letzteren in eine Schenke zur Haft gebracht; del Rio wurde einige Tage später auf Treurenberg in engeren Gewahrsam gesetzt. Auch Viglius wurde bis zum folgenden Monat als Gefangener bewacht. Das Volk in Brüssel benahm sich bei diesem ungewöhnlichen Ereigniß durchaus ruhig. Der kühne Glimes berief sich bei seinem Unternehmen auf die Autorität der Staaten von Brabant, wiewohl es diese später in Abrede stellten, daß sie ihm dazu Auftrag gegeben.

Als Rueda in Antwerpen die Brüssler Vorfälle erfuhr,

dachte er an nichts Geringeres, als, während der entstandenen Anarchie eine bedeutende Rolle zu spielen. Er warf sich zum königlichen Statthalter auf, da seine gefangenen Amtsgenossen in ihrer jetzigen Lage nicht im Stande seien, die Interessen des Königs zu wahren; die Uebrigen, welche ihre Freiheit behalten hatten, besonders den Herzog von Aerschot, erklärte Rueda geradezu für Verräther. Um seine Rolle behaupten zu können, und als Spanier zugleich von seinem Nationalhasse gegen die Niederländer getrieben, machte Rueda mit seinen Landsleuten, den Meutern gemeinsame Sache. Als königlicher Statthalter unterzeichnete und siegelte er nun im Namen Philipps II. und gebot dem Magistrat zu Antwerpen, seinen Anordnungen nachzukommen. Der hohe Ton, in welchem er seine Würde zu behaupten suchte, wurde jedoch dadurch lächerlich, daß die Umwälzung in Brüssel keinesweges, wie er annahm, eine Anarchie begründet hatte.

Denn mit kräftiger Hand hatten die Generalstaaten die Zügel der Regierung im Namen des Königs ergriffen, ein Akt, welchen sie dadurch zu rechtfertigen suchten, „daß der König, indem er unter'm 4. März direkt den Staaten seine Bestätigung des vom Staatsrathe gethanen Schrittes mittheilte, auch die Oberhoheit der Staaten über den Staatsrath dargethan habe." Diese Deutung war allerdings sophistisch, (wie Dewez, in seiner histoire générale de la Belgique, die Sache richtig bezeichnet); aber das zu Grunde liegende Gefühl, daß die Staaten die Autonomie zu vertreten hatten, war jedenfalls gesund und lauter. Sie stellten den Herzog von Aerschot an die Spitze der Geschäfte; als Stellvertreter gaben sie ihm den Herrn von Lalaing, als Feldmarschall den Herrn von Goignies zur Seite. Auch in Flandern und in Hennegau traten die Staaten jetzt

kühn hervor. Als Vertreter des Volkes hatten sie die Verpflichtung, sich desselben anzunehmen und mit der höchsten Gewalt zur Rettung des Landes einzugreifen. Die Staaten von Flandern ließen das Schloß zu Gent, welches von spanischen Truppen besetzt war, belagern; denn sie besorgten mit Recht, daß sich diese sonst mit den Meutern in Aelst vereinigen möchten. Um zu diesem Ende die bewaffnete Bürgerschaft von Gent zu verstärken, ließen sie durch den Herrn von Auchy, den Bruder des noch gefangenen Grafen von Bossü, Oranien bitten, ihnen einige Truppen zu senden. Nichts konnte dem Prinzen willkommener sein als diese Veranlassung, in Flandern festen Fuß zu fassen, und augenblicklich sandte er den Gentern die verlangten Truppen, wobei er sich verpflichtete, daß sie den katholischen Gottesdienst zu Gent in keiner Weise kränken sollten; nur müsse man ihnen verstatten, im Inneren der Häuser ihre Psalmen zu singen. Vergeblich war der Widerspruch der Gegenpartheі, welche Oraniens Einfluß fürchtete; seine Soldaten wurden bei ihrem Einzug in Gent mit Jubel aufgenommen und Oranien erhielt Nieuwpoort und Sas van Gent zur Pfandschaft. Inzwischen hatten die Staaten von Brabant nicht lange vorher zwei Abgeordnete und die von Hennegau einen Bevollmächtigten nach Gent geschickt, zu gemeinsamer Berathung über das Wohl des Vaterlandes. Die Versammlung, welche am 14. September 1576 eröffnet worden, war stürmisch; jeder Einzelne machte seine Meinung mit leidenschaftlicher Heftigkeit geltend. Man brachte in Vorschlag, die Spanier von allen Seiten anzugreifen und aus dem ganzen Umfang der Provinzen zu vertreiben; zu diesem Zwecke sollte sich Flandern mit Brabant und Hennegau verbinden, überhaupt jeder Provinz, welche den gleichen Zweck im Augenmerk habe, den Beitritt zu einer solchen Verei-

nigung offen halten und rasch Bevollmächtigte nach Brüssel schicken. Vergeblich riethen die Prälaten in der Versammlung dagegen, „nur die Meuter zu Aelst solle man vertreiben, nicht aber über Alle, welche Spanier heißen, ein Verdammungsurtheil aussprechen.“ „Wie?“ erwiederten der Adel und die Vertreter der Städte den Prälaten, — „haben denn die Spanier überhaupt nicht durch so viele weltkundige Ruchlosigkeit, nicht durch ihre Tempelschändung in der Abtei zu Affligham ein allgemeines Verdammungsurtheil wohl verdient? Blutet nicht das ganze Land unter spanischer Willkür? Nahte sie nicht verwegen bis vor die Thore von Gent?“ Mit solchen und anderen Gründen wurde die mildere Ansicht der Geistlichkeit überstimmt und der Name „Spanier“ proskribirt. Brabant, Flandern, Artois und Hennegau traten in ein enges Bündniß unter einander zum wechselseitigen Schutz. Uebrigens setzten die Staaten Philipp II. von allen ihren Schritten in Kenntniß und suchten sie in den Schriften, worin sie den übrigen Mächten davon Anzeige machten, zu rechtfertigen. Der deutsche Kaiser Maximilian II. erwiederte den Staaten wohlwollend, aber er konnte ihnen weiter nichts als seine Vermittlung anbieten, wenn er nicht zugleich Spanien erbittern wollte. Der König von Frankreich war, wie er sich erklärte, durch die Ligue allzusehr in Anspruch genommen, als daß er den Staaten hätte beistehen können.

Die Staaten hatten den Staatsrath zu Brüssel in Kraft belassen, wiewohl seine Autorität nunmehr bedeutend beschränkt war; sie hatten nicht bloß die noch in Haft befindlichen Mitglieder derselben durch andere ersetzt, sondern die Zahl der Mitglieder überhaupt vermehrt. Wie eigenthümlich ist jetzt die Stellung des Staatsrathes den Staaten gegenüber!

Noch kurz vorher war der Erstere die oberste Regierungsbehörde; jetzt hat er nur eine berathende Stimme bei den Verhandlungen der Staaten und das Amt, ihre Beschlüsse zur Vollziehung zu bringen. Deutlich zeigt sich hier der Fortschritt der Revolution zum Wesen einer Republik; die Volksvertreter verhandeln die Lebensfragen der Nation, ja sie herrschen in eigentlicher Bedeutung; der mehrhäuptige Vertreter des Königs, in Ermanglung eines Statthalters, der Staatsrath, ist bloß ihr Beamter. Und doch, das ist die interessante Eigenthümlichkeit, übt das Volk jetzt auch in Belgien seine Autonomie durch seine Vertreter noch immer „im Namen des Königs“; so schwer kann es sich entschließen, die alte Form abzustreifen. Warum hält es noch immer diese letzte Faser des Bandes fest, das es an Spanien knüpfte? Warum scheint es so ängstlich zu zögern, zugleich eine Hoffnung damit aus der Hand zu lassen? Und welche Hoffnung! Die einer Versöhnung! Einer Versöhnung -- nach allen jenen entscheidenden Schritten, die von beiden Seiten gethan worden sind! Erforscht man die Gründe, welche dies unglaublich Scheinende glaublich machen können, so stößt man auf ein geheimes Mißtrauen, welches in Belgien gegen Oranien vorhanden war; ein Mißtrauen, welches durch den allgemeinen Sehnsuchtsruf nach Freiheit, durch den lauten Jubel, mit welchem die Nähe derselben endlich begrüßt wird, als ein wenn auch leiser, doch bereits entschiedener Mißton klingt. Er klingt tief herauf aus jenem Riß der Nationalverschiedenheit, welchen wir nie aus dem Auge verlieren, wenn jener Riß auch in einzelnen Momenten durch ein gemeinsames Interesse Belgiens und Hollands völlig vernarbt zu sein scheint. Eine mächtige Kraft, welche unter der dünnen vernarbten Kruste fortwirkt, ist und bleibt die Religion. Das Mißtrauen gegen eine Hülfe von dem protestantischen Holland

her mußte in dem katholischen Belgien haften bleiben, für's Erste freilich nur in der Minderzahl.

Doch wir wollen auf den Gang der Ereignisse zurückkommen. Die Staaten der südlichen Provinzen unterstellten in einer so entscheidenden Epoche ihren Absichten bloß Friedensverhandlungen und nahmen die in Breda abgebrochenen wieder auf. Unter diesem Vorwande näherten sie sich den nördlichen Provinzen; Gent wurde dabei als Ort des neuen Kongresses und der 10. October 1576 zur Eröffnung desselben bestimmt. Am 18. desselben Monats erschienen in Gent die Bevollmächtigten Oraniens und der Staaten von Holland und Seeland; St. Aldegonde stand an der Spitze derselben, die Anderen waren van Dorp, Nyveld, Paul Buis, van der Myle, Kornelius de Koning, Anton van Zikkele und Andreas de Jonge. Mit ihnen kamen zu Wasser und zu Land zahlreiche Flüchtlinge wieder nach Gent, welche seit Alba's Bluturtheilen die Heimath nicht gesehen hatten. Da grüßten sich an den Ufern, auf allen Straßen Verwandte und alte Freunde; unter Freudenjubel zog die Hoffnung ein. Am Tage nach der Ankunft der Abgeordneten in Gent wurden die Verhandlungen im Rathhause eröffnet, die Fortsetzung derselben verzögerte sich durch eine Menge von Förmlichkeiten und Rücksichten, welche man beobachten zu müssen glaubte, bis in den November hinein, ohne daß endlich eine Entscheidung nah in Aussicht stand; und während aller dieser Friedensverhandlungen donnerten die ganze Zeit über die Geschütze unablässig gegen das von den Spaniern besetzte Schloß zu Gent.

Es war den Spaniern selbst vorbehalten, wenn auch wider ihren Willen, den Abschluß der Verhandlungen zu beschleunigen und ein Resultat herbei zu führen, welches, wenn auch unter dem Namen eines Friedenswerkes den-

noch die Selbstständigkeit beider Theile, Hollands und Belgiens, in einer Art begründete, daß diese im Stande waren, Spanien Vorschriften zu machen, statt solche von dort fürder zu empfangen. Die Spanier mußten durch ihre barbarischen Ausschweifungen den Haß gegen sich in den Herzen aller Niederländer so weit treiben, daß wenigstens die Gemeinschaft dieses Hasses, daß die gleich große Stärke desselben, für den Augenblick den Mangel des vollen Vertrauens zwischen Holland und Belgien ersetzte. Der Verlauf der Ereignisse, welche dieses Resultat herbeiführten, war folgender.

Als die spanischen Truppen geächtet und vogelfrei waren, und nur noch das eiserne Recht der Gewalt Geltung hatte, konnte sich die niederländische Volksbewaffnung gegen die kriegsgewohnten, trefflich eingeübten, abgehärteten und gegen den Tod gleichgültigen feindlichen Schaaren im offnen Felde nicht halten. Der Herr von Glimes erlitt mit den von den Staaten ausgerüsteten Truppen am 15. September bei Visnac zwischen Tirlemont und Löwen eine bedeutende Niederlage durch die Spanier. Bald darauf trieben Rachlust und Beutegier die spanischen Truppen zu entsetzlichen Gräueln; Maastricht und Antwerpen mußten sie empfinden. In Maastricht bestand die Besatzung theils aus Spaniern, theils aus Deutschen, und der Magistrat hatte, in Verbindung mit den deutschen Soldaten, die spanischen aus der Stadt vertrieben. Sie waren nach dem Städtchen Wyk am anderen Ufer der Maas zurückgewichen, wo sich eine spanische Besatzung unter Martin d'Ayala befand. Mit dieser hatten sie sich vereinigt und auch von anderen Orten her waren, auf die Nachricht ihrer Vertreibung aus Maastricht, Rotten der Meuter zu ihnen gestoßen, um sie an dieser Stadt rächen zu helfen. Gänzlich aufgegeben mitten im feindlichen Lande, hielten die fremden Truppen um so fester zusammen;

die Beleidigung, welche einem Einzelnen widerfuhr, betrachteten die Uebrigen, als wäre sie ihnen **Allen** geschehen, und auch den Geringsten aus ihrer Mitte beseelte ein seltenes Gefühl für die gemeinsame Ehre ihrer Waffen, welche sie auch während der Meuterei aufrecht erhalten wollten. Nachdem sich nun die aus Maastricht vertriebene spanische Besatzung zu Wyk solchermaßen verstärkt hatte, unternahm sie einen Angriff auf die verhaßte Stadt. Sie eilte über die Brücke und trieb dabei gefangene Frauen vor sich her, um die Bürger durch deren Anblick vom Schießen, sowie vom Vertheidigen überhaupt abzuhalten. So kamen die Spanier an das Brüsseler Thor, wo ein wüthender Kampf entbrannte. Endlich erzwangen sie sich den Eingang in die Stadt, mordeten wie rasend Jeden, den sie auf den Straßen trafen, warfen Brand in die Häuser, plünderten, und entehrten die Frauen, während die deutschen Landsknechte in der Stadt müssig dem Blutbade zusahen. Es war am 20. October, als **Maastricht** der Rache der Spanier verfiel.

Zwei Wochen nachher bereiteten die Meuter **Antwerpen** ein noch fürchterlicheres Loos. Der blühende Handel hatte dieser Stadt ungeheure Reichthümer zugeführt; unter den fremden Kaufleuten befanden sich in besonders großer Zahl die englischen und hanseatischen (die „Osterlinge"), deren Häuser in Antwerpen so groß waren, daß man sie, wimmelnd von geschäftigen Menschen, eher für Paläste von Kolonien als für Lagerhäuser hätte halten können, und noch heute erinnert uns die „**domus Hansae**", ein stattlicher Palast, an jene Zeit der Blüthe und des Stolzes. Von der königlichen Pracht, mit welcher sich die reichen Kaufleute umgaben, entwirft uns der Kardinal Bentivoglio in wenigen aber kräftigen Zügen ein sprechendes Bild; Alles, was der Luxus und die Habsucht an Kostbarkeiten verlangen mögen, schimmerte in den Magazi-

nen Antwerpens. — In dieser reichen blühenden Stadt hielt sich nun, wie man sich erinnern wird, Hieronymus Rueda auf und wollte den Staaten zeigen, daß seiner usurpirten Statthalterschaft, welche sie nicht anerkannten, Gewaltmittel zu Gebote standen. Er rechnete auf die spanische Besatzung in der Citadelle, über welche Don Sanzio d'Avila den Oberbefehl führte. Befehlshaber in der Stadt war der Herr von Champagny, und die Besatzung derselben bestand theils aus der bewaffneten Bürgerschaft, theils aus deutschen Soldaten unter Fugger, Frundsberg und dem Grafen Otto von Oberstein. Die beiden ersteren ließen sich aus unedler Habsucht von den Spaniern zu einem Einverständniß bethören, Oberstein und die deutschen Kriegsknechte aber waren dazu nicht zu bewegen. Um nun mit Erfolg einen entscheidenden Schlag ausführen zu können, riefen Rueda und Sanzio d'Avila ihre Landsleute aus Maastricht, Lier, Breda und Aelst herbei, und die Offiziere, wie Julian Romero, Anton Olivero, Franzisco Valdez, trugen kein Bedenken, diesem Rufe zu folgen, um ein Unternehmen ausführen zu helfen, welches unter dem Namen der „spanischen Furie" mit einem Brandmal in der Geschichte eingezeichnet steht.

Der Plan der Spanier war, die deutschen Soldaten aus Antwerpen zu vertreiben, diese Stadt in ihre Gewalt zu bringen, und sich durch eine Plünderung derselben für alle bisherigen Entbehrungen schadlos zu halten, für die Proskription zu rächen. Kaum hatten die Staaten von Brabant durch den Herrn von Champagny von den drohenden Bewegungen der Spanier Nachricht erhalten, als sie ihm dem Marquis von Havré und den Sohn des Grafen Egmont, Philipp, mit 21 Fähnlein Fußvolks zu Hülfe schickten. Champagny wollte diese Truppen Anfangs nicht in die Stadt lassen, indem er es

für zweckmäßiger hielt, daß sie außerhalb derselben die Zugänge zur Citadelle besetzten, denn er wollte dadurch die heranziehenden Spanier verhindern, sich mit ihren Landsleuten in der Citadelle zu vereinigen. Gegen seinen Willen mußte jedoch Champagny endlich die Hülfstruppen der Staaten in Antwerpen aufnehmen. Dies geschah am 3. November, und am folgenden Tage zogen auch die Spanier in die Citadelle ein. Nun konnte sich die Besatzung derselben mit jener der Stadt messen. Havré halte in der größten Eile einen Wall gegen die Citadelle aufwerfen lassen und auf dem Schermershof eine Batterie hingepflanzt. Nun ließ er die Citadelle heftig beschießen. Da stürzten auf ein Zeichen d'Avila's die Spanier, von Kampflust glühend, aus dem Thore der Citadelle, eilten gegen die Verschanzungen und erstürmten sie. Die Wallonen auf den Wällen leisteten nach dem ersten Schuß keinen ferneren Widerstand. Hierauf brachen die Spanier wie Rasende in die Stadt, warfen die bewaffneten Bürger und die deutschen Soldaten, drängten den Grafen Philipp Egmont in das Michaelskloster zurück und zwangen ihn dort, nach tapferer Gegenwehr, sich zu ergeben. In diesem entscheidenden Augenblick kam ihnen auch noch Verrätherei zu Hülfe. Der Hauptmann von der städtischen Besatzung, Kornelius van den Enden, war mit den Feinden im Einverständniß; seine Soldaten, vier Fähnlein stark, hatten grüne Feldbinden umgethan, um sich den Spaniern zu erkennen zu geben. Jetzt traten die Verräther zu diesen über. Mit um so größerer Tapferkeit warfen sich nun die Bürger den Feinden entgegen; Verzweiflung gab ihnen zehnfache Kraft. Auf dem Platze vor dem Rathhause drängte sich das Gewühl des Kampfes zusammen; aus jedem Fenster der hohen stattlichen Häuser, welche diesen Platz umschlossen, zielten Bürger auf die Häupter der Spanier. Schon schienen diese verlo=

ren; da sprengte Vargas Reiterei im sausenden Galopp aus der Georgenstraße herbei, rechts und links hieben die Reiter mit ihren Pallaschen um sich, und trieben die kämpfenden Bürger in das Rathhaus. Bald nachher schlugen Flammen aus demselben hervor, — Troßbuben hatten das Gebäude in Brand gesteckt; rasch ergriff die Feuersbrunst auch die nächsten Häuser und verzehrte endlich deren nicht weniger als fünfhundert. Indessen leisteten die Bürger noch bis in die Nacht den Feinden Widerstand und reizten dadurch deren Grimm und Blutdurst noch mehr, so daß sie auch Wehrlose mit teuflischer Wollust hinschlachteten; keine Würde, kein Stand schützte vor ihrer blinden Wuth; Magistratspersonen, katholische Priester, Spanischgesinnte wurden mit denselben Degen durchbohrt, die noch frisch vom Blute der Soldaten, der Freiheitsfreunde rauchten. Champagny und Havré retteten sich flüchtend auf oranische Schiffe. Oberstein verunglückte bei einem gleichen Versuch; von der Brücke herab nach einem Schiffe springend und es verfehlend, wurde er durch seine schwere Rüstung auf den Grund hinab gezogen und ertrank. Egmont und zwei andere gefangene Befehlshaber, die Herrn von Goignies und Capres, wurden auf die Citadelle gebracht und dort von Rueda, der, wie ein Fürst auf einem Stuhle sitzend, sie vor sich führen ließ, mit schnödem Uebermuth behandelt; doch blieb ihr Leben verschont. Die Spanier zählten bei diesem Blutbade nur 200 Todte, worunter den tapferen Navarese, den Eletto der Meuter von Aelst; die Bürger und die städtische Besatzung dagegen hatten über 6000 Menschenleben eingebüßt.

Als nun die Spanier um solchen Preis Antwerpen überwältigt hatten, vollführten sie die zweite Hälfte ihres Planes, nämlich die Plünderung. Die Raublust veranlaßte jetzt noch größere Gräuel als vorher die Wuth. Mit kaltem Blute

mißhandelten die Sieger, mit der ausgesuchtesten Barbarei folterten sie die unglücklichen Bewohner Antwerpens, um deren Schätze zu erpressen; sie schonten das kindliche Alter, sie scheuten das Silberhaar des Greises nicht; Kranke mißhandelten sie in den Siechbetten; Frauen in guter Hoffnung folterten diese Wütheriche. Furchtbar war die Brautnacht einer ausgezeichnet schönen Jungfrau. Zu ihren Füßen liegt ihr Bräutigam im Feierstaate durchbohrt, liegen die Gäste erschlagen. Die unselige Braut flüchtet sich in den Schooß ihrer vor Schrecken halb todten Mutter; kaltblütig gebeut ein spanischer Hauptmann seinen Soldaten, die Unglückselige aus den Mutterarmen zu reißen. Der Vater springt in Verzweiflung herbei und ersticht einen der Mörder mit dem Messer; dies kaum gethan, durchbohren ihn die Uebrigen und entstellen noch seine Leiche durch mehr als zwanzig Wunden. Die Braut wird von den Mördern nach der Citadelle geschleppt und dort gefangen gehalten. Sie will sich mit ihrer goldnen Halskette erdrosseln; aber ein spanischer Hauptmann, der dies bemerkt, entreißt ihr die Kette, läßt die Jungfrau entkleiden, geißeln und treibt sie dann aus der Citadelle. Bluttriefend und wie von Sinnen rennt sie in die Stadt zurück, die in lichten Flammen steht, und wird endlich auf der Straße ermordet. — Die Läden der reichen Kaufleute und der Goldschmiede lockten die Habsucht der Soldaten am meisten; jedes Magazin ward durchwühlt und geplündert. Ebenso das Gut der Geistlichkeit in Kirchen und Klöstern; die Raserei hatte jeden Gedanken an Religion in diesen sonst so bigotten Spaniern erstickt. Nur wenigen Bewohnern Antwerpens gelang es, sich für ein mäßiges Lösegeld freizukaufen; aber Manchen von ihnen nützte dies nichts; denn, hatten sie sich mit einem Soldaten abgefunden, so kam ein anderer gleich hinterher, und erpreßte neues Lösegeld oder peinigte und

erschlug die Getäuschten. Zwei Tage lang währte diese grausenhafte Plünderung, welcher Rueda mit Wohlbehagen zusah, welcher jedoch mehre von den spanischen Befehlshabern — wiewohl vergeblich — Einhalt zu thun suchten. Die Beute der Spanier an Geld wurde baar über 40 Tonnen Goldes angeschlagen, den Werth der geraubten Kostbarkeiten ungerechnet; ebenso hoch schätzte man den Verlust, welchen Antwerpen durch die Feuersbrunst erlitten. Unberechenbar aber und unersetzlich war der Schade, welcher den Handel traf. Die bedeutendsten Kaufleute verschiedener Nationen waren durch einen einzigen Schlag zu Bettlern geworden; der Kredit war vernichtet, und der Handel Antwerpens vermochte sich nach jenen Schreckenstagen im November 1576 nie mehr zu seinem vorigen Aufschwung zu erheben; das ganze Land litt durch Antwerpens Unglück mit.

Rasend und brutal, wie die Spanier die ungeheure Beute gewonnen hatten, verschleuderten sie dieselbe auch wieder. Da sie sich endlich im Besitze des Geldes befanden, um dessenwillen sie das Land mit Bürgerkrieg erfüllt hatten, hatte das Geld keinen Werth für sie. Reich wie Könige gingen sie in die Börse, wo vor Kurzem noch die königlichen Kaufleute umhergewandelt waren, und als Bettler schlich so mancher Soldat wieder heraus, eben jenen Kaufleuten gleich, die er zu Bettlern gemacht hatte. Die Börse war nämlich zum Spielhausege worden; da rollte auf den Tischen, an welchen die übermüthigen Sieger umherlagen, das blanke Gold von Hand zu Hand; da saß mancher gemeine Soldat, die schmutzige zerhakte Blechhaube auf dem Kopf, den Degengriff in der einen Faust, und strich mit der anderen Hand zehntausend Kronen ein, als ob es Spielmarken wären, oder verlor sie eben so kaltblütig wieder. Im tollen Leben voll Saus und Braus rann das Gold zwischen ihren Fingern durch; Keiner achtete, wohin es kam; und in kurzer Zeit sahen sich

die Meuter wieder ebenso arm wie zuvor. Die Klügsten trugen ihr Gold zu den Goldschmieden und ließen sich Harnische daraus verfertigen, welche sodann schwarz lakirt wurden, damit der eigentliche Werth derselben unbeachtet bliebe. Dies war eine gute Gelegenheit für die Goldschmiede, um wenigstens einen Theil ihres Verlustes wiederzuerlangen; sie behielten das reine Gold und mischten Kupfer in das zu Harnischen verarbeitete. Rueda berichtete am 6. November dem König von Spanien die begangenen Gräuel, rühmte sich derselben und — wünschte dem Monarchen zu diesem „Siege“ Glück. *)

Die Nachricht von dem Unglück Antwerpens erfüllte das Herz jedes Patrioten mit Schrecken und tiefem Mitleid; aber sie spornte zugleich die in Gent versammelten Abgeordneten, das Friedenswerk rasch abzuschließen. Vergessen waren in diesem Augenblicke alle Spannungen zwischen den Provinzen; erloschen schien jeder Funke von Mißtrauen, der religiöse

*) Ueber die spanische Furie in Antwerpen: „een nieeuw liedeken op de wyze: Antwerpen rijk, o Keyserlyke etc. (mitgetheilt durch J. F. Willems im „belgisch Museum“. Darin die auf Antwerpens Herrlichkeit bezügliche Strophe:

„Antwerpen rijck
Ghy waert een Stadt ij doone;
Nogt ws ghelijk
Was onder tshemels throone;
Vol goet en scat
Waert ghij tot allen stonden;
Noyt rijcker Stadt
En was ter weerelt vonden;
Vol weelden abondant,
Lieflijck en playsant,
Schoone van timmerage;
Maer duer de spaengiers quaet
Leeft ghy nu desolaet,
Jammerlijck, vol quellage.“

Fanatismus seinen verderblichen Zauber über die Anhänger der verschiedenen Glaubensbekenntnisse verloren zu haben. Belgier und Bataver reichten sich in einer hehren Aufwallung die Hände zum Bunde; der Gedanke an den gemeinsamen Feind, an die gemeinsame Gefahr, an die gemeinsame Freiheit hatte sie rasch zu Brüdern umgewandelt.

Vier Tage nach den Gräuelsceenen in Antwerpen, nämlich am 8. November 1576, traten die Abgeordneten zu Gent des Morgens im Rathhause zusammen und unterzeichneten die Urkunde der Vereinigung zwischen den nördlichen und südlichen Provinzen, welche man unter dem Namen der „Pacifikation von Gent" begriff. Gegen Mittag ertönten die Glocken auf allen Thürmen, donnerten die Geschütze auf den Wällen; zahlloses Volk bedeckte, Kopf an Kopf gedrängt, den Platz vor dem Rathhause und harrte ungeduldig einer wichtigen Stunde entgegen. Da wurden plötzlich alle Thüren des Rathhauses aufgethan, und auf den Balkon desselben traten die Abgeordneten heraus, welche die Urkunde unterzeichnet hatten. In ehrerbietiger Stille horchte das Volk, selbst jeden Ausbruch der Freude zurückdrängend, um nur kein Wort zu überhören, als die Urkunde bei Fackelschein vom Balkon herab verlesen ward.

Folgendes war im Wesentlichen der Inhalt dieser Vereinigungsurkunde, welche Jan van der Linden, Abt zu St. Gertrudis, Geleyn, Abt zu St. Peter, Mathieu, Abt zu St. Gillain, Jan de Mol, Franz von Halewyn, Charles de Ganre, Elbertus Leoninus, G. dü Pret, P. Beuere, Philipp von Marnix Herr zu St. Aldegonde, A. van Dorp, W. van Zuylen van Nievelt, A. van Myle, Peter de Rycke, C. Conink, Paul Buys und Andr. de Jonge van den Zichelen, als Abgeordnete im Namen der Staaten von Brabant, Flandern. Artois, Hennegau, Valenciennes, Ryssel, (d. i. Lille) Donay, Orchies, Namür

Tournay, Utrecht, Holland und Seeland, so wie des Prinzen von Oranien unterzeichnet hatten.

Erstens: Alle bisher während der Unruhen entstandenen wechselseitigen Beschädigungen und Beleidigungen zwischen den Bewohnern der genannten Provinzen sollen vergeben und vergessen sein.

Zweitens: diese Provinzen sowie der Prinz von Oranien halten fortan eine feste, unzerbrechliche Freundschaft und verpflichten sich, einander getreu mit Rath und That, mit Gut und Blut gegen alle Feinde der Bundesgenossenschaft beizustehen, insbesondere aber, die Spanier und andres fremde Kriegsvolk aus dem Lande zu treiben und von demselben fernzuhalten.

Drittens: Unmittelbar nach dem Abzug der Spanier soll eine Versammlung der Generalstaaten, und zwar in der Weise wie zur Zeit der Uebertragung der Niederlande von Karl V. an Philipp II. zu Stande kommen, sowohl zum Behuf der Regierung überhaupt und der besonderen Landesangelegenheiten, als auch zum Behufe der Entscheidung über die Religionsangelegenheiten in Holland und Seeland endlich zur Berathung über das im Kriege eingenommene Eigenthum des Königs an Festungen, Schiffen, Geschütz u. s. w.

Viertens: Die Bewohner der einzelnen Provinzen erhalten das Umzugsrecht, jedoch unbeschadet der Aufrechthaltung des Katholizismus, (mit Ausnahme von Holland und Seeland).

Fünftens: Alle Plakate Alba's gegen die Nichtkatholiken sind bis zur Versammlung und Entscheidung der Generalstaaten aufgehoben.

Sechstens: Der Prinz von Oranien bleibt Ober-

admiral und Statthalter über Holland und Seeland, in seiner ganzen bisherigen Machtvollkommenheit.

Jedoch darf er (siebentens) diese nicht auch über solche Städte und Ortschaften ausdehnen, die bisher noch nicht unter seinem Gehorsam stehen.

Ferner sollten (achtens) in den seiner Regierung untergebenen Landen und Städten keine fremden Plakate oder Edikte gelten, ohne daß jedoch durch solches Vorrecht für die Zukunft die Autorität des großen Rathes des Königs Schaden nehme.

Neuntens: Alle, während der bisherigen Kriegsereignisse in Gefangenschaft Gerathenen, namentlich der Graf von Bossü, erhalten ihre Freiheit ohne Lösegeld.

Zehntens: der Prinz von Oranien so wie alle übrigen Herrn, Ritter, Edelleute und sonstigen Personen werden (mit ihren Wittwen, Kindern und Erben) in den Besitz ihrer Güter nach dem Normalstand von 1566 restituirt, zu welchem Ende alle von da ab wegen Religionssachen oder gewaffneten Widerstandes erhobenen Prozesse null und nichtig sind, und auch der gute Leumund erwähnter Personen in Ehren wiedererhalten sein soll.

Darunter sind, (elftens und zwölftens,) namentlich die Pfalzgräfin bei Rhein (Herrn von Brederodes nachgelassene Wittwe) in Bezug auf Vyanen und andre Güter, sowie der Graf von Büren, in Bezug auf das Eigenthumsrecht der gleichnamigen Herrschaft, inbegriffen.

Dreizehntens: sollen alle Siegeszeichen Alba's, wie jedes Erinnerungsmal an diesen vertilgt werden.

Die Artikel 14 bis 19 enthalten die Entscheidung über die Nutznießung der verschiedenen Güter, über die verlorene fah-

rende Habe, welche der Eigenthümer nicht weiter zu reklamiren hat, und die Bestellung eigener Kommissarien zur Entschädigung der Eigenthümer von confiscirten Liegenschaften so wie zur Vergütung Derjenigen, welche mittlerweile solche rechtlich an sich gebracht.

Zwanzigstens: Alle Prälaten und sonstige geistliche Personen, deren Abteien oder Stifte außerhalb Hollands und Seelands liegen, welche jedoch dort Güter besitzen, sollen in dem Besitz der letzteren wiederhergestellt werden.

Dagegen sollen (einundzwanzigstens) die in Holland und Seeland eingepfründeten, aber daraus entflohenen Geistlichen ebenso wie die im Lande gebliebenen ihren anständigen Unterhalt bekommen oder sonst die Benutzung ihrer Güter frei haben, alles dies jedoch provisorisch bis zur Entscheidung der Generalstaaten.

Zwei und zwanzigstens: Alle Enterbungen und Vermögens-Verfügungen von Privatpersonen unter Lebenden wie auf den Todesfall werden für null und nichtig erklärt, wiefern die rechtmäßigen Erben dadurch (sei es wegen des Religionsbekenntnisses oder in Folge der Unruhen) beeinträchtigt worden.

Drei und zwanzigstens: Da die von Holland nnd Seeland während des Krieges nothgedrungen den wirklichen Werth ihrer Gold- und Silbermünzen erhöht haben, und diese demnach in anderen Provinzen jetzt nur mit großem Verlust umsetzen können, so sollen die Deputirten der Generalstaaten sobald als möglich einen allgemeinen Münzfuß, zugleich zur Erhaltung der Einigkeit und zu Gunsten des Handels, aufstellen.

Vier und zwanzigstens: Der Antrag der Deputirten von Holland und Seeland, daß alle Provinzen aus gemeinsamen Mitteln den Prinzen von Oranien für die Kosten seiner beiden

Feldzüge entschädigen möchten, wird den zu versammelnden Generalstaaten zur Entscheidung überlassen.

Endlich fünf und zwanzigstens: In dieser Vereinigung oder Pacifikation sollen alle jene Provinzen, Herrlichkeiten und Städte, welche zur Stunde noch die Gegenparthei halten, nicht begriffen sein, noch deren Rechtswohlthaten genießen, — jedoch diese letzteren ebenfalls erlangen können, sowie sie dem Vertrage beitreten, wozu ihnen die Aussicht offengehalten wird."

Der Geist dieser merkwürdigen Akte bedarf keine Erläuterung; sie selbst spricht deutlich genug den Enthusiasmus aus, welcher die Verbündeten damals beseelte, die kühnen Hoffnungen und Vorsätze, denen sie sich hingaben, das Selbstbewußtsein sämmtlicher Niederlande, welche sich dem Könige offen und entschieden gegenüber stellten und ihm zuriefen: „Bis hieher und nicht weiter!" Und dennoch beobachtete man jetzt wieder noch das alte Herkommen, und stellte den Namen des Königs an die Spitze der Beschlüße!

Die Freude, welche der Abschluß der Pacifikation von Gent erregte, war allgemein und unbeschreiblich. Niemand dachte während dieses Freudentaumels, daß dieser eine Vertrag so nothwendig er in diesem Augenblicke war, um die südlichen Provinzen so gut wie die nördlichen vor Anarchie zu retten, dennoch die alten Gegensätze der Konfessionen nicht ganz entwurzeln, daß er zwei verschiedene Nationalitäten nicht in einen und denselben Guß bringen konnte; daß selbst die den zurückgekehrten Flüchtlingen zu Theil gewordene Gerechtigkeit durch die Ansprüche, welche dieselbe jetzt erhoben, gefährliche Reibungen veranlassen würde, daß endlich der Adel in Belgien das Uebergewicht des Prinzen von Ora-

nien nicht lange ohne Eifersucht und mit Geduld ertragen würde.

Die nächsten Folgen jedoch ließen sich günstig an. Die erste derselben war die Uebergabe des Schlosses zu Gent, welches Mondragons Gattin während dessen Abwesenheit heldenmüthig vertheidigt hatte. Noch am selben Tage, als die Akte zu Gent unterzeichnet und veröffentlicht ward, wurde ein Sturm auf das Schloß angeordnet, aber die Besatzung desselben verlangte zu kapituliren und übergab es am 11. November. Es wurde sogleich mit zwei Fähnlein von dem Kriegsvolk der Staaten besetzt. Mondragon selbst verließ bald darauf Zierikzee, das er bisher standhaft gehalten hatte. Ebenso wichen die Spanier aus Oudewater, Beverwyk, dem Schloß Assumberg und mehren anderen festen Plätzen in Holland, und diese Provinz, welche in der letzten Zeit die Lasten des Krieges so schwer hatte tragen müssen, konnte nun anfangen, sich von ihren Bedrängnissen zu erholen. Bossü wurde in Folge der Pacifikation freigelassen und trat nicht lange nachher aus den Diensten des Königs in die der Staaten.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Inzwischen war bereits der neue Generalstatthalter, welchen Philipp II. den Niederlanden bestimmt hatte, nämlich dessen natürlicher Bruder, Don Juan von Oesterreich, in Luxemburg angekommen, in dieser einzigen Provinz, in welcher weder die religiöse Neuerung noch die politische Bewegung Eingang gefunden. Die Beweggründe, welche Philipp II. bestimmt hatten, seinem Halbbruder Don Juan die Regierung der Niederlande zu übertragen, waren verschiedener Art. Einige derselben hingen mit dem Charakter Don Juans selbst, mit dessen Stellung überhaupt und der zum spanischen Hofe insbesondere, endlich mit dessen anderwärtigen Plänen zusammen. Zwar hatte Philipp II. jenem raschen Entschlusse des Staatsraths in Brüssel seine Zustimmung gegeben, aber wohl nur darum, weil er für den Augenblick — keinen anderen Ausweg vor sich sah. Wenn auch der Rath des Hopperus bei ihm Eingang fand, daß ein solcher Beweis des königlichen Vertrauens, wie er ihn durch seine Zustimmung zu dem Schritte des Staatsrathes gab, die Niederländer unfehlbar gewinnen müsse, so schien es dem König doch bedenklich, für längere Zeit die Regierung der Niederlande in den Händen eines größtentheils aus Eingebornen bestehenden Kollegiums zu wissen. Deßhalb hatte Philipp durch den Marquis von Havré die Niederlande schon im August 1576 benachrichtigt, daß er

ihnen in Kürze seinen Bruder senden werde, welcher die Ordnung und den Frieden wieder herstellen würde.

Die Lebensgeschichte Don Juans von Oesterreich hat von dessen Wiege an bis zu seinem Grabe ein hoch romantisches Interesse. Nicht leicht möchte sich in der neueren Geschichte ein Charakter finden lassen, welchen die eigenthümliche Kombination der Schicksale so sehr zum Helden eines Epos macht, wie diesen Don Juan von Oesterreich. Aber je romantischer seine Gestalt durch den Kontrast seiner Anlagen zu den Verhältnissen, in denen er sich bewegen muß, — um so mehr muß der Geschichtschreiber auf der Hut sein, um sich durch das poetische Interesse welches Don Juan einflößt, nicht bestechen zu lassen.*) Don Juan von Oesterreich war der natürliche Sohn Kaiser Karls V. und der schönen Barbara Blumberg aus Regensburg und wurde (nach Strada) am 24. Februar 1545 zu Regensburg geboren. Nach anderen Angaben wäre eine Dame aus der Familie Blomberg in Flandern Don Juans Mutter gewesen, was jedoch, nach Rankes Versicherung, die Familie Blomberg in Abrede stellt. Wer aber auch seine Mutter gewesen sei (Don Juan selbst hielt Barbara Blumberg dafür) — Karls V. hochstrebender Geist lebte in dem Sohne, — nur schöner und liebenswürdiger. Schon im zartesten Alter ließ ihn sein Vater nach Spanien bringen, wo Juan, unbekannt mit dem Adel seiner Abkunft, durch Luis Quyada, Herrn von Villagarcia, angeblich als dessen Sohn erzogen ward.

---

*) Ein Zwittergeschöpf von Roman und Geschichte hat Dümesnil in seiner „Histoire de Don Juan d'Autriche" (Paris. 2. Auflage 1827) geliefert. Die Nichtigkeit dieses Produktes erkennt man erst recht, wenn man Rankes „Digression über Don Johann von Oesterreich" liest und mit Cabrera, Perez vergleicht.

Frühzeitig verrieth Juan in allen kindlichen Spielen einen ritterlich kriegerischen Geist. Karl V. hatte ihn zum geistlichen Stande bestimmt und ihn dringend der brüderlichen Sorgfalt seines ehelichen Sohnes, des Königs Philipp II., empfohlen. Zwei Jahre waren nach Karls V. Tode verflossen, als Philipp eines Tages den fünfzehnjährigen Juan mit dessen Erzieher auf einer Jagd vor sich berief. Erstaunt stand der Jüngling in dem weiten glänzenden Kreise des Adels, welcher den Monarchen zweier Welten umgab, und warf sich ihm zu Füßen. Da hob ihn Philipp auf und fragte ihn liebreich, ob er wisse, wer sein Vater sei. Ueberrascht zögerte Juan mit der Antwort, und nun stieg Philipp vom Pferde und sprach: „Willkommen, o Jüngling, du bist der Sohn des glorreichsten Vaters; denn wisse, Kaiser Karl V. ist's, dem wir beide das Leben verdanken." Mit diesen Worten umarmte er Juan und ließ ihn fortan seinem Stande gemäß ehren. Noch oft pflegte Philipp später, dieser Scene gedenkend, zu sagen: „Nie habe ich von der Jagd eine edlere Beute heimgebracht!" Juan wurde hierauf mit Philipps Sohne, dem Kronprinzen Don Carlos und mit Alexander Farnese, dem Sohne Margarethens von Parma, am königlichen Hofe erzogen, und blühte herrlich heran. Wohlgeformt war seine Gestalt; das blonde von den Schläfen rückwärts gestrichene Haar erinnerte an die deutsche Abkunft; einnehmend war sein Blick; sein offenes lebensfreudiges Benehmen im Umgang, seine feine Bildung, sein ritterlicher Muth, der Adel seiner Gesinnungen entzückten Jeden, der ihn sah. Was ihm dabei insbesondere das Herz seines sonst so mißtrauischen Bruders Philipp gewann, war die unerschütterliche Ergebenheit gegen diesen, welche er bei jeder Gelegenheit an den Tag legte, während Don Carlos durch ungestüme, leidenschaftliche Heftigkeit, durch trotzigen Widerspruchsgeist die Liebe

des Vaters verscherzte. Doch auch Don Juan sehnte sich von jenem Müßiggang, der am Hofe auf ihm lastete, ungeduldig nach Thaten hinaus. Er entfloh nach Barcellona, um sich dort nach Malta einzuschiffen und diese Festung von den Osmanen befreien zu helfen; es bedurfte eines strengen Befehls seines königlichen Bruders, um ihn zur Rückkehr nach Madrid zu bewegen. Inzwischen hatte sich Philipp II. bereits entschlossen, seinen Halbbruder, dessen ausgezeichnete Fähigkeiten er im Stillen mit Wohlgefallen geprüft hatte, für Kriegs- und Staatsgeschäfte zu verwenden. Er schickte ihn im Jahr 1569 gegen die empörten Mauren von Granada, und nachdem Don Juan das auf seine militärischen Talente gesetzte Vertrauen in diesem Feldzuge glänzend gerechtfertigt hatte, stellte ihn Philipp II. an die Spitze der großen christlichen Flotte, welche Spanien, der Papst, Venedig, Florenz und der Malthesee Orden ausgerüstet hatten, um die drohenden Fortschritte der Osmanen aufzuhalten. Don Juan gewann gegen sie den Sieg zur See bei Lepanto (am 7. Oktober 1571) und jubelnd begrüßte ihn die ganze Christenheit als ihren Vorfechter und ersten Helden. Das Glück riß nun sein jugendlich feuriges Gemüth zu neuen Ehren hin. „Wer nicht vorwärts strebt, geht zurück," war Don Juans Wahlspruch und abentheuerliche Pläne, sich im Kriege gegen die Ungläubigen eine selbstständige Fürstenmacht zu gründen, erfüllten seinen hochstrebenden Geist. Eine Aussicht dazu bot sich ihm, als ihm Philipp II. auftrug, Tunis zu erobern. Don Juan nahm Tunis ein, bemächtigte sich Biserta's und ließ nun seinen königlichen Bruder durch den Papst bitten, ihn — zum König von Tunis zu machen. Heftig erschrack Philipp, als er plötzlich so kühne Pläne in Don Juans tiefster Seele las; er beschloß, der Thatlust seines feurigen Bruders einen anderen weiten Spielraum zu geben, auf welchem der junge Held seine

Kräfte zugleich zum Nutzen der spanischen Monarchie verwenden könne. Deßhalb dachte er ihm die Generalstatthalterschaft über die Niederlande zu, wobei er hoffte, daß diese letzteren unfehlbar die alte Zuneigung, welche sie dem Andenken Karls V. bewahrten, auf dessen Sohn Juan übertragen würden, welcher in so vielen Eigenschaften des Charakters und Benehmens dem dort geliebten Vater am meisten glich; so dünkte ihm kein Zweiter für die Rolle eines Vermittlers, welche unter den damaligen Verhältnissen schwieriger als je war, so passend wie Don Juan! Mit lebhafter Freude ergriff Juan diesen Vorschlag; aber er verband damit noch einen anderen, tieferen Plan, welcher seinem romantischen Ehrgeiz entsprach, nämlich — die Befreiung der von Elisabeth gefangen gehaltenen Königin Maria Stuart, mit deren Hand er auch die Throne von England und Schottland zu erwerben hoffte. Diesen Plan, so geheim ihn Don Juan auch zu halten wähnte, erfuhr Philipp, und sein Mißtrauen gegen den kühnen Bruder war von nun an unauslöschlich. Aber eben so groß war zugleich seine Verlegenheit. Was sollte er beginnen? Denn, versagte er seine Einwilligung zu jenem Unternehmen, so mußte er besorgen, daß Don Juan seine für Spanien so wichtige Aufgabe in den Niederlanden nur mit geringem Eifer erfüllen würde. Er willigte denn endlich ein; und eben mit den spanischen Truppen in den Niederlanden sollte das Wagestück, welches Don Juans geheimste Wünsche beschäftigte, unternommen werden. Von frohen Hoffnungen erfüllt, verließ nun Don Juan in Begleitung Otavio Gonzaga's Spanien, reiste als Gonzagas Bedienter verkleidet durch Frankreich, und befestigte dort sein Einvernehmen mit der Guise'schen Parthei, welche das gemeinsame Interesse für Maria Stuart mit ihm verband. Glücklich erreichte er endlich Luxemburg und zwar gerade an eben jenem ver-

hängnißvollen 4. November 1576, da die spanischen Truppen durch die Plünderung Antwerpens einer Versöhnung der Niederlande mit Spanien ein neues Hinderniß in den Weg legten. Don Juans Erscheinen in den Niederlanden konnte den Abschluß der Pacifikation von Gent nicht mehr verhindern, es erregte jedoch Besorgnisse, welche er durch ein Schreiben an den Staatsrath, worin er demselben seine Ankunft anzeigte, zu zerstreuen bemüht war. Er betheuerte darin mit den allerfreundlichsten Worten: „Der König wünsche nichts sehnlicher als: die Provinzen in Ruhe und Frieden zu sehen; zu diesem Ende habe ihn Philipp mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen, und er (Don Juan) seinerseits werde sich mit allem Eifer dem Auftrage unterziehen. Die Exzesse der Truppen hätten sein Mißfallen im höchsten Grade erregt, und er werde den Spaniern augenblicklich befehlen, alle Feindseligkeiten einzustellen, so wie er auch den Provinzen sicher Genugthuung verschaffen wolle. Dagegen ermahne er auch zum Gehorsam gegen den König und zur Erhaltung der römisch katholischen Religion." Sodann verlangte er, „daß ihm die Staaten Geisseln stellen sollten, bevor er sich tiefer in die Niederlande begebe." Don Juans Versicherungen überraschten die Staaten, so daß sie Deputirte an ihn schickten, welche er mit der größten Aufmerksamkeit und Höflichkeit empfing. Gleichwohl stellte sich gar bald das Mißtrauen wieder ein, und sie wandten sich an Oranien um guten Rath. Dieser schrieb ihnen von Middelburg aus (unterm 30. November 1576). „Besteht vor allen Dingen beharrlich darauf, daß das fremde Kriegsvolk aus dem Lande ziehe; früher lasset euch in keine Unterhandlung mit Don Juan ein! Sodann bedinget euch das Recht, euch zwei oder drei Mal im Jahre, überhaupt, so oft es euch nöthig scheint, versammeln zu dürfen. Auch dringet darauf, daß ohne

eure Bewilligung keine Werbung geschehe, daß keine Besatzung eingelegt werde, daß alle Citadellen geschleift werden!" Ueberhaupt rieth Oranien, die Kriegsmacht zu verstärken.

Demgemäß handelten denn auch die Staaten und legten Don Juan folgende Bedingungen vor, unter welchen sie ihn als Generalstatthalter anerkennen würden, — den Abzug der Spanier, Juans Beitritt zur Pacifikation von Gent, die Berufung der Generalstaaten und die Erhaltung der Privilegien. Geschmeidig erwiederte Don Juan hierauf: „er würde das fremde Kriegsvolk des Königs aus dem Lande senden, wenn die Staaten auch ihre Truppen abdankten; auch einem allgemeinen Frieden würde er gerne beitreten, wenn ein solcher das Ansehen des Königs und den römisch-katholischen Glauben nicht beeinträchtige; würde man ihm über diese beiden Punkte genügende Sicherheit geben, so wolle er auch die Generalstaaten berufen." — Oranien ließ sich durch diesen Anschein von Versöhnlichkeit nicht täuschen und warnte noch dringender als vorher. Energisch erklärten Holland und Seeland, sie würden auf keinen Fall einem Vertrage beitreten, welcher den Frieden und die Freiheit bedrohe. Uebrigens nahmen die Unterhandlungen der Staaten mit Don Juan ihren Fortgang; man spielte von Anfang auf beiden Seiten Komödie, — am feinsten Don Juan, der diese Kunst am spanischen Hofe oft genug belauscht hatte, um sie abzulernen. Es ist traurig, einen Helden von so trefflichen Anlagen wie Don Juan in der Maske einer hinterlistigen Diplomatie auftreten zu sehen. Aber es ist eben so erfreulich, zu bemerken, wie sich in der ihm gegenüberstehenden Nation ungeachtet aller Chancen, die bei der bunten Zusammensetzung der Staaten und dem Zusammentreffen verschiedener individueller

Partheiansichten nicht fehlen konnten, doch immer wieder das Bedürfniß der Eintracht zur Erhaltung der Selbstständigkeit geltend macht, wie alle Gewandtheit des Feindes an der Konsequenz der Nation scheitert.

Ermüdet durch den Widerstand der Staaten, welche auf ihren Forderungen beharrten, griff der lebhafte, kriegerische Kaisersohn einstweilen auch seinen anderen geheimen Plan auf, nämlich das Unternehmen gegen England. Zu diesem Zwecke sollte ihm nun eben die so hartnäckig verlangte Entfernung des fremden Kriegsvolkes trefflich dienen. Er sandte demnach seinen Geheimschreiber Escovedo und Ottavio Gonzaga nach Antwerpen, um die Befehlshaber der dortigen Besatzung zum Abzug aufzufordern; und sie willigten auch darein, jedoch (nach heimlicher Verabredung mit Don Juan) nur unter der Bedingung, daß man den Truppen vorher ihren rückständigen Sold bezahle und daß die Abreise nicht zu Land sondern zur See geschehe. Durch das Erstere suchte Don Juan Zeit zu gewinnen, um die Truppen noch einige Zeit im Lande zu behalten, während die Staaten dagegen auf deren augenblickliche Entfernung drangen. Für das Letztere wurde der Grund angegeben, daß die Reise zu Land während des Winters mit allzugroßen Beschwerden verbunden sei, und daß überdieß wegen der ausgebrochenen Pest die Wege in Savoyen dem Durchmarsch verschlossen seien. Juan's eigentlicher Zweck, weßhalb er so sehr auf den Weg zur See drang, war kein anderer als der: die Flotte, welche dadurch mit trefflichen Kerntruppen bemannt würde, gegen England zu führen.

Oranien durchschaute diesen Plan und warnte die Königin Elisabeth. Die Staaten, welche mit ihr gleichfalls unterhandelten, bestritten ihrerseits beharrlich Don Juans Antrag. „Die

Rüstung der Schiffe erfordere Zeit und Geld," sagten sie, „und wo dies letztere finden? Wie außerdem die Summen zur Bezahlung der Soldrückstände aufbringen? Woher endlich Matrosen nehmen, welche Lust hätten, sich auf Gnade und Ungnade in den Dienst der — spanischen Truppen zu begeben? Und würden wohl diese letzteren," so folgerte man weiter, „die Flotte, die man ihnen zur Fahrt überließe, jemals wieder herausgeben? Kurz," so schlossen sie, „die Reise zu Wasser sei schlechterdings unmöglich." Dagegen bemerkte nun Don Juan den Staaten zu wiederholten Malen: „Die Truppen seien durchaus nicht dahin zu bringen, den Landweg einzuschlagen." „Und wir," versetzten die Staaten hierauf, „werden Don Juan nicht eher als Generalstatthalter anerkennen, als bis die Truppen das Land verlassen haben."

Mehre günstige Umstände hatten dazu beigetragen, die Entschlossenheit der Staaten zu verstärken. Friesland und Gröningen, wo Kaspar de Robles, Herr von Billy, königlicher und der Graf von Renneberg Statthalter im Namen der Generalstaaten war, hatten nämlich mittlerweile die Pacifikation von Gent angenommen und die dort liegenden Besatzungen hatten sich, durch das Versprechen vollständiger Bezahlung gewonnen, größtentheils auf die Seite der Staaten gewendet. Sodann stellten die theologische und die juridische Fakultät der Universität Löwen, nachdem sie die Urkunde der Pacifikation von Gent eingesehen und geprüft hatten, das Zeugniß aus, „daß diese nichts enthielte, was dem römischkatholischen Glauben zum Nachtheil gereichen könne, sondern daß sie vielmehr der Wiederherstellung desselben nur von Nutzen sei," — eine Erklärung, welche bald darauf von vielen katholischen Geistlichen noch bekräftigt wurde. Dieses Zeugniß mußte nicht blos etwa noch vorhandene Gewissensskrupel beschwichtigen

und dem Friedenswerke überhaupt ein höheres Ansehen verschaffen; sondern auch Don Juan sollte dadurch bestimmt werden, dasselbe anzunehmen. Außerdem erhielten die Staaten damals von England eine bedeutende Geldunterstützung, deren sie bei dem mißlichen Zustand ihrer Finanzen sehr bedurften; Elisabeth sandte ihnen, aus Dankbarkeit für Oraniens Warnung, eine Unterstützung im Werth von 160,000 Karlsgulden, theils in barem Geld, theils in ungemünztem Gold und Silber, und versprach ihnen noch eine weitere Unterstützung von 100,000 Engelthalern als Darlehn ohne Zinsen für 6 Monate. Endlich gaben sich Oranien und die Staaten von Holland und Seeland alle mögliche Mühe, um jene Städte und Plätze, welche bis dahin noch nicht zur gemeinsamen Sache des Vaterlandes hielten, durch energische Maßregeln für diese zu gewinnen.

Mit großem Mißmuth sah Don Juan ein, wie sein Plan gegen England an der Beharrlichkeit der Staaten scheiterte. Aber, auch davon abgesehen, war sein Ehrgeitz durch dieselbe tief gekränkt. Mußte er, der Sohn eines Kaisers, der Bruder des Königs von Spanien, zu dessen Monarchie diese niederländischen Provinzen gehörten und dessen Statthalter er war, mußte er nicht noch immer wie ein Bettler vor der Schwelle der Niederlande harren? Er, der Sieger von Lepanto, der Eroberer von Tunis, sollte sich Bedingungen vorschreiben lassen, um den niederländischen Boden nur betreten zu dürfen? Aber, wie sehr sich auch der Stolz des jungen Helden dagegen sträubte, — bei dem Ernste der Nation blieb ihm doch keine andere Wahl. Von diesem Ernste konnte er sich am Deutlichsten durch einen neuen Schritt überzeugen, welcher die vornehmsten Prälaten, Geistlichen, Barone, Edelleute und Magistrate, „die Staaten der Niederlande repräsentirend," unternahmen, um das Band der Vereinigung gegen Spanien noch enger zusammenzuziehen.

Sie schlossen nämlich am 9. Januar 1577 zu Brüssel eine neue Vereinigung, worin sie sich wechselseits verpflichteten, die Spanier und ihre Anhänger, als erklärte Rebellen gegen den König und als Feinde des Landes, zu vertreiben, unbeschadet der Treue gegen den König, zu diesem Zwecke die Pacifikation von Gent aufrecht zu erhalten, aber auch die römisch-katholische Religion zu beschützen, — Alles zur Herstellung des Friedens, der Ordnung und der Wohlfahrt, zur Erhaltung der alten Vorrechte und löblichen Gewohnheiten. Der religiöse Punkt, durch welchen die etwa bisher vorhandenen Gewissensskrupel strenggläubiger Katholiken über die Genter Pacifikation vollkommen beschwichtigt werden sollten, mußte allerdings den vorschwebenden Zweck einer engeren Verbindung aller Provinzen bei den Protestanten in demselben Grade vereiteln, als er ihn bei den Katholiken befördern konnte; da es die Protestanten nur für eine Hinterlist und Unbilligkeit halten konnten, daß sie nach allen Anstrengungen ihr Theuerstes aufgeben sollten. Und so entschlossen sich denn die Staaten von Holland und Seeland, die Akte dieser „Brüsseler Union" nur bedingungsweise zu unterzeichnen. Anderseits mußte freilich das festere Zusammenhalten der Katholiken Don Juan um so mehr daran erinnern, daß er nicht länger zögern dürfe, da ihm eben die Gleichheit der Religion nur noch den einzigen Anknüpfungspunkt darbot, um Sympathieen für Spanien daranzuspinnen.

Er hatte sich inzwischen nach Marche en Famine (im Luxemburgischen) begeben, wohin Kaiser Rudolf II., der seinem am 12. Oktober 1576 verstorbenen Vater Maximilian II. auf dem deutschen Throne gefolgt war, Gesandte schickte, um einen Frieden zwischen Philipp und den Niederlanden zu vermitteln. Die Staaten ließen gleichfalls Bevollmächtigte dahin abgehen,

welche von den alten Forderungen, vor Allem aber von der Annahme der Pacifikation von Gent eben so wenig auch nur haaresbreit nachgeben wollten, als Don Juan von der seinigen, nämlich, daß der Abzug der spanischen Truppen zur See geschehen sollte. Don Juan vergaß sich vor Zorn über den Starrsinn der Niederländer so weit, daß er schon die silberne Tischglocke erhob, um sie einem der Gesandten an den Kopf zu werfen; doch bezwang er sich noch. Die Verhandlungen aber waren aufgehoben, die Gesandten schieden. Nun bereute Don Juan plötzlich noch um Mitternacht, daß er nicht nachgegeben habe, und ließ die Bevollmächtigten der Staaten benachrichtigen, er wolle die Pacification von Gent annehmen, wenn sie die katholische Religion und das Ansehen des Königs nicht beeinträchtige. Man glaubt, daß ihn die Vorstellungen seines Geheimschreibers und Vertrauten Escovedo dazu vermochten. Am folgenden Tage erklärte er bereits bestimmt, der Pacification beitreten zu wollen, aus dem Grunde, weil er sich von dem Ungrund seiner Besorgniß überzeugt habe. Nur bestand er noch auf der Seereise; aber auch davon brachten ihn, nachdem ihn die Bevollmächtigten der Staaten verlassen hatten, die Gesandten des Kaisers ab. Nach Beseitigung dieser Schwierigkeiten wurde nun ein Vertrag zwischen den Staaten und Don Juan entworfen und am 12. Februar von Don Juan zu Marche en Famine, am 17. desselben Monats 1577 zu Brüssel von dem Staatsrath und den Staaten unterzeichnet. Diese Urkunde wurde unter dem Namen des „ewigen Edikts" bekannt. Es war, mit Beibehaltung des bisher üblichen Styles, im Namen Philipps II. ausgefertigt und traf im Wesentlichen mit dem Inhalt der „Brüsseler Union" zusammen; von Seiten Don Juans enthielt es das Versprechen: die Pacifikation

von Gent anzunehmen, die Generalstaaten einzuberufen und die fremden Truppen in bestimmter Frist aus dem Lande zu schaffen, sowie dieselben nie mehr, außer mit Bewilligung der Generalstaaten, in's Land zurück zu bringen, sodann die Freiheiten des Landes — sowohl für seine eigene Person als auch durch seine Beamten — zu bewahren; — von Seiten der Staaten dagegen das Versprechen, auch ihr fremdes Kriegsvolk abzudanken, dem Könige treu und gehorsam zu sein, den katholischen Glauben als herrschenden in allen Provinzen ohne Ausnahme aufrecht zu erhalten, Don Juan sogleich nach Abzug der fremden Truppen als Generalstatthalter anzuerkennen und die Soldbezahlung für die deutschen Soldaten in Philipps Heere zu übernehmen. Die beiderseitigen Gefangenen sollten frei gelassen werden, mit Ausnahme des Grafen von Büren; dieser Sohn Oraniens sollte nämlich so lange in spanischer Haft bleiben, bis dessen Vater allen in der zu erwartenden Versammlung der Generalstaaten gefaßten Beschlüssen nachgekommen sein würde. König Philipp II. ratificirte dies „ewige Edikt" am 7. April. Weder Oranien noch Holland und Seeland wollten jedoch dasselbe unterzeichnen, welches ihnen nicht bloß zweideutig erschien, sondern sie auch im Punkte der Religion offenbar in Nachtheil stellte; Oranien insbesondere weigerte sich, vor der Berufung der Generalstaaten Don Juan als Statthalter über sich anzuerkennen. Uebrigens wollten sie den Frieden nicht brechen; aber vergeblich blieben die Vorstellungen der übrigen Staaten, sie zur Annahme des ewigen Edikts zu bewegen.

Don Juan begab sich nach Unterzeichnung des „ewigen Edikts" nach Löwen und blieb dort, bis die spanischen

Truppen das Land verlassen hatten. Durch ein leutseliges Benehmen suchte er sich dort die Herzen des Volkes zu gewinnen, während in seinem Inneren ein verzehrender Mißmuth nagte; denn, wenn er seine Lage klar überblickte, so mußte er sich gestehen, daß er durch alle Zugeständnisse doch nur den bloßen Namen einer Macht errungen habe. Um jeden Preis beschloß er, diese selbst zu gewinnen, sobald er nur einmal als Statthalter anerkannt sei. Vor Allem betrieb er nun selbst den schleunigen Abzug der königlichen Truppen. Er ernannte den Herzog von Aerschot zum Burgvogt von Antwerpen; und dieser begab sich am 26. März, in Begleitung des kaiserlichen Gesandten und wallonischer Soldaten, vor die aufgezogene Brücke der Citadelle, um sie von dem spanischen Befehlshaber Don Sanzio d'Avila zu übernehmen. Dieser konnte es vor gekränktem Stolz nicht über sich gewinnen, dem Herzog von Aerschot die Schlüssel zu überreichen, und beauftragte seinen Lieutenant Martin del Oyo damit. Nun schwur Aerschot, entblößten Hauptes, seine Hand in die Escovedo's gelegt, die Citadelle für den König zu bewahren, und Escovedo erwiederte: „Gott helfe Euch, wenn Ihr Euren Schwur haltet; brechet Ihr ihn, so seid der Hölle verfallen!" Andächtig riefen einige Umstehende dazu: „Amen!" Hierauf übergab Martin del Oyo dem Herzog von Aerschot die Schlüssel; die Brücke wurde niedergelassen, das Thor der Citadelle geöffnet und die Spanier zogen mit sechs Geschützen ab, die Gefangenen mit sich führend, (weil sie ihren Sold noch nicht empfangen hatten); eine große Menge von Frauen und leichtfertigen Dirnen folgte ihnen. Hierauf besetzten nun die Wallonen Aerschots die Citadelle; die Spanier rückten nach Maastricht, welches zum Sammelplatz der übrigen spanischen, italienischen und burgundischen Truppen bestimmt worden war. Bittrer Groll

erfüllte ihre Herzen; „das also ist unser Lohn", murrten sie, „für so viele glorreiche Thaten, die wir hier vollbracht, für so viele Mühsale, die wir hier ertragen haben!" Don Juan, der es kaum erwarten konnte, die Statthalterwürde anzutreten, gab sich alle Mühe, sie zu beruhigen; eben so betrieb Escovedo im Interesse seines Herrn mit größtem Eifer den endlichen Abzug der Soldaten. Da die Staaten die zu deren Bezahlung erforderlichen Summen nicht so schnell herbei schaffen konnten, so schoß ihnen Don Juan 27,000 Gulden aus seinem eigenen Vermögen dazu vor. Nun hatte die Auswechselung der Gefangenen keine Schwierigkeit mehr. Der Graf von Mansfeld, Gouverneur von Luxemburg, führte hierauf im April die spanischen, italienischen und burgundischen Truppen aus dem Lande; die deutschen blieben größtentheils noch; die Spanier zogen nach Oberitalien. Die Freude in den Niederlanden über die Entfernung der verhaßten Bedränger war unbeschreiblich und gab sich in zahlreichen Spottgedichten kund; folgendes lateinisches Distichon charakterisirt am Schärfsten die Erbitterung der Niederländer gegen die Spanier:

„Boetica gens abiit; cur ploras, Belgica? Dicam.
A quod in O non est littera versa, queror."

Nun stand denn der Anerkennung Don Juans als Generalstatthalter kein Hinderniß mehr im Wege und er beeilte sich, seine Würde anzutreten. Im Auftrag der Staaten begab sich der Herzog von Aerschot mit vielen andern edlen Herren zu ihm, um ihn nach Brüssel zu begleiten. Am 1. Mai 1577 hielt Don Juan dort seinen feierlichen Einzug. Der päpstliche Legat und der Bischof von Lüttich ritten zu seinen beiden Seiten; der Herzog von Aerschot, der kaiserliche Gesandte, die Häupter des niederländischen Adels, alle im kostbarsten Schmuck, und sein eigner prachtvoller Hofstaat bildeten das glänzende Gefolge

des Kaisersohnes. In allen Straßen, durch welche sich der Zug bewegte, erhoben sich kunstreich geschmückte Triumphbogen, deren Ornamente sich auf Don Juans Kriegsthaten und besonders auf seinen glorreichen Sieg bei Lepanto bezogen. Zu allen Fenstern neigten sich schöne Frauen heraus, welche Blumen und Kränze auf die Einziehenden streuten. Zahlloses Volk bedeckte die Straßen und Plätze; Jubelruf, festliche Musik, Fanfaren und Trommelwirbel, Donner der Ehrensalven erfüllten die Luft. Die leichtbewegliche Menge schien alles Leiden, alle Tyrannei, ja sie schien das Blut der Edelsten vergessen zu haben, das in Brüssel geflossen war. Und doch gab es mitten im Freudentaumel einzelne Männer, deren Herzen von finsteren Ahnungen erfüllt waren. Der siebenzigjährige Viglius fragte, als er den Einzug betrachtete, ungläubig: „Das also ist der Fürst, der uns den Frieden bringen soll?“ Er erlebte die Antwort der Nation auf seine bange Frage nicht; am 8. Mai starb er, einen wohlverdienten Ruf der Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit hinterlassend.

Drei Tage nach seinem Einzug in Brüssel, am 4. Mai, leistete Don Juan seinen Eid als Generalstatthalter, das ewige Edikt und die Genter Pacifikation sowie alle Freiheiten und Rechte der Provinzen, Städte und Gemeinden erhalten zu wollen, in die Hände des Bischofs von Herzogenbusch, des päpstlichen Legaten und des kaiserlichen Gesandten, worauf ihm die Deputirten der Staaten gleichfalls schwuren. So schien nun die Versöhnung der Niederländer mit Philipp II. gesichert zu sein und Don Juan suchte sie durch sein persönliches Benehmen noch mehr zu befestigen. Seine Liebenswürdigkeit nahm alle Herzen ein und verschwenderisch streute er Geschenke und Gunstbezeugungen rings um sich her. Blendend, wie ein Meteor steht diese Versöhnung vor den überraschten Blicken. Auf den tiefsten Arg-

wohn folgt plötzlich ein allzugroßes Vertrauen, auf den Aufschwung des Nationalhasses ein Taumel des Entzückens, auf den heftigen Widerstand eine gefällige Fügsamkeit; — Gegensätze, die sich nur dadurch begreifen lassen, wenn man das leise Fortwirken der religiösen Gegensätze zwischen den südlichen und nördlichen Provinzen nicht aus dem Auge verloren hat.

Oranien war, wie er Don Juan's geheime Pläne einmal durchschaut hatte und wie er die spanische Politik überhaupt genau kannte, fest überzeugt, daß die prunkvolle Versöhnung der Nation mit Spanien, weil sie von Seite der letztern Macht auf Täuschung beruhte, unmöglich von langer Dauer sein könne. Die plötzliche allzugroße Wärme, von welcher man allgemein eine segenbringende Wirkung erwartete, beurtheilte er ruhiger; es war die Schwüle, die dem Ausbruch eines Gewitters vorangeht. Mit unnachgiebiger Festigkeit stand er jetzt an der Spitze der Holländer und Seeländer, der für den Augenblick zurückgesetzte, aber doch verehrte Mann des allgemeinen Vertrauens, scharfsichtig in die Zukunft schauend und zugleich bereits geistig gerüstet für den Kampf, welchen er in derselben las. Wie ein Marmorpfeiler stand er da, der von der liebkosenden Hand der Verführung nicht erwarmt, an dessen Glätte jeder Versuch, an ihm hinanzuklimmen, um das Gebälk, das er trägt und stützt, herabzureißen, abgleitet. Unzugänglich allen Bitten, allen Vorstellungen, allen Anträgen zu seinem Privatvortheil, wünschte er den Staaten, als sie ihm die Anzeige machten, daß sie nun am ersehnten Ziele stünden, dazu Glück, verhehlte ihnen jedoch nicht, daß sie sich in manchen Punkten übereilt hätten, verlangte, allen schmeichlerischen Zumuthungen gegenüber, für die ihm am nächsten verbundenen Provinzen Holland und Seeland bestimmtere Sicherheit, und drang endlich stets auf die pünktliche Vollziehung

der Pacifikation von Gent, und auf den Abzug der in Diensten Spaniens stehenden deutschen Landsknechte, welche sich noch immer im Lande befanden. Und wie er, so dachten und handelten auch die Staaten von Holland und Seeland. Sie verstärkten ihre festen Plätze und sorgten dafür, daß die in den Kriegszeiten erlittenen Schäden wieder geheilt wurden. Fast alle jene Städte, welche früher zur spanischen Parthei gehört hatten, huldigten jetzt (mit Ausnahme Amsterdams) der Freiheit. Oranien suchte das schöne Wechselverhältniß des Vertrauens, welches zwischen ihm und Holland bestand, noch fester zu knüpfen. Zu diesem Zwecke bereiste er die meisten Städte Hollands und Westfrieslands. Mit welcher Begeisterung hieß man ihn überall willkommen! „Vater Wilhelm ist da!“ jauchzte dort das Volk, wo es ihn sah.

Mittlerweile war in den übrigen Staaten endlich doch eine Besorgniß über jenes längere Verweilen der deutschen Soldaten rege geworden, und zugleich verbreitete sich das Gerücht: „in den Wäldern Luxemburgs und Lothringens hielten sich noch bedeutende Rotten von spanischen Soldaten auf; die burgundischen aber stünden in Frankreich und warteten bloß auf eine günstige Gelegenheit zu einem Einfall in die Niederlande.“ Man kannte die Quelle dieses Gerüchts nicht; gleichviel, es sprach die Stimmung der Bevölkerung aus. Nachdem der leichte Rausch des ersten Enthusiasmus verflogen war, stellte sich das peinigende Gefühl ein, daß man etwas zu rasch, daß man doch allzu vertrauensvoll, oder — allzu leichtgläubig gehandelt habe. Die Staaten wachten nun mit größerer Aengstlichkeit über die Schritte Don Juans und über die Gränzen seiner Macht, und es überraschte

sie daher nicht wenig, als er selbst plötzlich darauf drang, daß die deutschen Soldaten das Land räumen sollten. So sehr die Staaten dies wünschten, so wenig vermochten sie doch, es möglich zu machen. Der Abzug der Truppen hing nämlich davon ab, daß dieselben ihre Soldrückstände ausbezahlt erhielten, wozu sich eben die Staaten im „ewigen Edikt" verpflichtet hatten. Da nun diese Letzteren noch außer Stande waren, den deutschen Truppen die ganze Forderung zu bezahlen, so boten sie denselben vor der Hand eine bedeutende Abschlagssumme an, und Don Juan machte sich anheischig, die Befehlshaber zu diesem Vergleich zu überreden. In dieser Absicht begab er sich (wie man glaubte) wirklich nach Mecheln und ließ dort die Hauptleute vor sich berufen; aber statt mit denselben so zu verhandeln, wie er den Staaten versprochen hatte, that Don Juan gerade das Gegentheil. Er überredete nämlich die Truppen, seine Dienste zu nehmen und im Lande zu bleiben. Ein häßlicher Flecken in Don Juans Charakter! Es entschuldigt ihn keineswegs, daß er die Treulosigkeit in der Luft des spanischen Hofes eingesogen! Es entschuldigt ihn eben so wenig, daß er von seinem Thatendurst fortgerissen und nirgends als in einer jesuitischen Moral einen Ausweg findend, sich durch seine Lage genöthigt gesehen habe, einen Betrug (um die Sache deutsch heraus zu nennen,) zur Grundlage seiner Politik zu machen. Aber, wenn Don Juans damaliges Benehmen auch immerhin keine Entschuldigung finden kann, so erregt doch sein Schicksal, welches sich eben an seine Schuld knüpft, eine lebhafte Theilnahme. Wir sehen einen liebenswürdigen Helden, voll der edelsten Eigenschaften und voll der großartigsten Pläne, von demselben Augenblick an, da er den ersten Schritt seitwärts von der Bahn der Wahrheit und des Rechts thut, unaufhaltbar

immer tiefer sinken; wir sehen einen Charakter, welcher fest genug gefügt zu sein schien, um in die Weltstellung entscheidend einzugreifen, in sich selbst zerfallen, sich selbst langsam aufreiben. Es ist ein erschütternder Anblick; aber um so höher erhebt uns der Gedanke an den Triumph des Sittengesetzes!

Eine nicht unbedeutende Rolle spielte bei den Verwickelungen der Intriguen, die sich jetzt entfalten, Don Juans bereits erwähnter Geheimschreiber, der Spanier Escovedo. Philipp hatte ihm diesen Mann in jener Zeit zur Seite gegeben, als er zum erstenmal mit Schrecken Don Juans hochstrebenden Ehrgeiz erkannte. Er hatte nämlich damals gewähnt, Don Juans früherer Vertrauter, de Soto, feuere jenen Ehrgeiz an. Escovedo rechtfertigte Philipp's Hoffnung schlecht. Sei es, daß Escovedo selbst von ungemessenem Ehrgeiz und von kühnen Plänen erfüllt war, zu denen er auch Don Juan mit fortriß, — sei es, daß sich Escovedo seinem Herrn und Freunde blos ganz hingab, daß er ihn in allen stolzen Hoffnungen bestärkte und noch stolzere in ihm nährte, um ihm gefällig zu sein; — genug, Escovedo wirkte stets unbedingt im Interesse Don Juans, er unterhandelte für ihn unermüdlich am Hofe Philipps, ohne zu ahnen, daß dort der schlaue Staatssekretär Antonio Perez ihn und Don Juan verrieth. Escovedo opferte dem Gebieter jetzt sein Gewissen und unterstützte dessen Betrug, den Staaten gegenüber, meisterhaft. Während Don Juan die Letzteren versicherte, er wolle sich wegen der Bezahlung der deutschen Truppen (zum Behuf ihrer Entfernung) an den König wenden und deßhalb Escovedo nach Spanien senden, führte auch dieser seine Rolle so vortrefflich durch, daß die Staaten ihm einen Brief an den König mitgaben und beschlossen, ihm bei seiner Rückkehr aus Spanien, für seine ihnen geleisteten Dienste, ein Jahrgeld von 2000 Kronen auszusetzen. Escovedo reiste denn

wirklich ab; aber der Zweck seiner Bewerbungen am spanischen Hofe war ein ganz anderer, als die Staaten wähnten. Im Interesse Don Juans betrieb nämlich Escovedo am spanischen Hofe den Krieg gegen die Niederlande und dazu verlangte er, wie Don Juan stets heftig mahnte, von dem Monarchen Geld. Escovedo ahnte in Spanien nicht, daß er auf jedem Schritt von Verräthern umgeben sei. Unbedacht hatte er sich Worte entschlüpfen lassen, die, dem argwöhnischen Philipp hinterbracht, wie Feuerfunken in dessen Seele fielen. Von Verräthern umgeben, und ein Verräther gegen die Niederländer, — ward er wider Wissen und Willen zum Verräther an seinem eigenen Herrn, welcher von seinem Schicksale fortgerissen, einen kühnen Plan nur aufgab, um irgend einem noch verwegneren nachzutrachten. Was war denn auch die kriegerische Laufbahn in den Niederlanden, wo Don Juan jeden Schritt weiter durch Versprechungen erkaufen mußte, die ihn fesselten und lähmten, — gegen einen Thron, wie den englischen, vielleicht gar den spanischen! Vielleicht ist dieser Gedanke nur ein flüchtiges Phantom, vom heißen Blute erzeugt. Für Philipp II. ist's jedoch ein Gespenst, das nur durch Blut exorcisirt werden kann.

Doch kehren wir, nach dieser Abschweifung, jetzt in die Niederlande zurück! Das Spiel, welches Don Juan trieb, konnte unmöglich lange täuschen. Juans eigene Ungeduld verrieth es, und überdieß hatte er den niederländischen Nationalstolz dadurch beleidigt, daß er seinen Hofstaat nicht ausschließlich aus Niederländern zusammensetzte, wie es deren Wunsch war, sondern größtentheils aus Fremden. Schon bevor er sich nach Mecheln begab, hatte er die Staaten in Brüssel aufgefordert, dem Prinzen von Oranien den Krieg zu erklären, weil dieser durch Bedrängung der Amsterdamer,

damit sie sich gleich den übrigen holländischen Städten an seine Parthei anschließen sollten, die Pacifikation von Gent gebrochen habe. Die Staaten lehnten jedoch jenes Ansinnen Juans durchaus ab.

Im Juli 1577 warf Don Juan endlich die Maske ab. Die reizende und kluge Königin Margarethe von Navarra, (Gemahlin Heinrichs von Bearn) reiste damals durch Hennegau nach Spaa, angeblich, um die dortigen Bäder zu gebrauchen, — eigentlich aber in der Absicht, um durch den Herrn von Lalaing ihrem Bruder, dem Herzog von Alençon (seit 1576 Herzog von Anjou), eine Parthei in den Niederlanden zu gewinnen, welche demselben die Herrschaft übertrüge. Unter dem Vorwand, die Königin stattlich zu empfangen, begab sich nun Don Juan, im geheimen Einverständniß mit Barlaimont, (dem Statthalter Namurs,) umgeben von einem zahlreichen und glänzenden Gefolge aus dem hohen Adel, nach Namur; und bewirthete Margarethen daselbst königlich. Am anderen Tage (es war der 24. Juli) begleitete er die Königin zum Abschied eine Strecke Weges. Als er hierauf nach Namur zurückkehrte, stellte er sich, als wolle er auf die Jagd reiten, und ließ sich in der Citadelle erkundigen, ob es wohl irgend einem Anstand unterliege, daß er dieselbe besichtige. Der Gouverneur, Herr von Froymont, glaubte keinen Grund zu haben, diesen Wunsch abzuschlagen, und ließ dem erlauchten Gaste ein Frühstück bereiten. Don Juan hielt sich indessen mit seinen Begleitern unter dem Thore der Citadelle auf. Da sprengte auf einmal ein Trupp seiner Reiter heran, die er in einem nahen Gehölz in Hinterhalt gelegt hatte. Kaum langten diese an, als Don Juan und seine fünf Begleiter Pistolen hervorzogen und die Wache übermannten. Rasch wurde hierauf die Besatzung aus der Citadelle getrieben und Don Juan bemächtigte sich der-

selben. Freudestrahlenden Blickes rief er, als ihm dieser Gewaltstreich gelungen war, aus: „Erst heute, erst jetzt bin ich wirklich Statthalter im Lande.“ Sodann sandte er den Herrn von Rassinghem nach Brüssel, um den Staaten das Geschehene zu berichten und es dadurch zu rechtfertigen, daß seine eigene Sicherheit ihm dringend geboten habe, sich der Citadelle von Namur zu bemächtigen. Der Herr von Hierges bemeisterte sich, in Auftrag Don Juans, des Schlosses Charlemont bei Givet.

Nun sahen die Staaten die Absicht des Statthalters plötzlich klar, nämlich: nach Bemächtigung mehrerer in militärischer Hinsicht wichtiger fester Plätze, sie völlig zu bekriegen und zu unterwerfen. Hätte es überhaupt noch eines Beweises dafür bedurft, — Oranien lieferte ihnen einen solchen schwarz auf weiß, woraus die kriegerischen Absichten deutlich erhellten. Es war eine vertraute Korrespondenz Don Juans und Escovedo's mit König Philipp, welche Heinrich von Navarra (später als König von Frankreich Heinrich IV. genannt,) aufgefangen und dem Prinzen mitgetheilt hatte. Don Juan läugnete sie ab und verrieth dadurch, wie wenig er in seiner Verlegenheit Rath fand. Ueberhaupt war er aus seinen Gleisen gekommen und haschte unsicher nach allen möglichen Mitteln umher. Dies ermuthigte die Staaten um so mehr zu einem entschiedeneren Auftreten; so ließen sie die entdeckte Korrespondenz in verschiedene Sprachen übersetzen und bekannt machen.

Don Juan versuchte hingegen einen Anschlag auf Antwerpen, um sich der dortigen Citadelle zu bemächtigen; der Verräther Kornelius van den Enden war auch hier wieder im Spiele. Zum Glück wurde der ganze Plan noch bei Zeiten entdeckt und die Staaten gewannen die Besatzung der Citadelle für ihre Parthei, indem sie derselben die Rückzahlung des aus-

stehenden Soldes versprachen. Inzwischen wurde jedoch die deutsche Besatzung in der Stadt schwierig (Don Juan hatte sie nämlich gewonnen), als sich plötzlich seeländische Schiffe auf der Schelde zeigten und das Geschrei erscholl: „die Geusen, die Geusen! Da kommen sie schon!“ Jetzt ergreifen die Deutschen in panischem Schrecken die Flucht, ließen selbst ihre Waffen und ihr Gepäck in der Stadt, und diese war von ihnen befreit.

Alle diese Vorfälle hatten denn endlich das Vertrauen der Staaten mürbe gemacht und der Ruf des erbitterten Volkes: „Verrätherei!“ zwang sie nach aller bisherigen Langmuth, mit Ernst einzuschreiten. Unermüdlich hatte inzwischen Oranien gewirkt. Auf seinen Befehl war jene Flotte, welche Antwerpen rettete, in die Schelde eingelaufen; und mit der ganzen Lauterkeit seines Wollens hatte er den Staaten zugerufen: „Seht die Treulosigkeit, vor welcher ich euch längst warnte! Waffen zur Hand überall, und Eintracht! Jetzt ist der rechte Augenblick, um das Vaterland für immer von den Fremden zu retten!“ Er trug es nicht in Groll nach, daß man seine früheren Warnungen außer Acht gelassen; mit Rath und That war er bald die Seele aller Handlungen. Seine Klugheit fand die besten Mittel und Wege und riß, weil sie überzeugte, die Unentschlossenen mit hin. Die Staaten gewannen die deutschen Besatzungen in Bergen-op-Zoom, in Steenbergen, Tholen und Herzogenbusch durch Versprechen sicherer Bezahlung, daß sie diese festen Plätze räumten. Später (im Oktober) kam auch Breda durch List in Oraniens Gewalt.

Die gebieterische Stimme der Nation wurde immer lauter. Die Antwerpener verlangten von der allgemeinen Staatenversammlung zu Brüssel die Erlaubniß, die Citadelle, das Werk des verhaßten Alba, niederzureißen, und bekamen auch Ermächtigung dazu, vorzüglich durch Betrieb der Holländer

und Seeländer, welche gerade in jenem Zeitpunkte eine Stimme bei der Staatenversammlung erlangt hatten. Ebenso erbaten sich und erhielten die Genter von derselben die Erlaubniß, das Schloß in ihrer Stadt zu schleifen. Die in der Citadelle vor Antwerpen befindlichen Befehlshaber zogen, von den Bürgern mit reichen Geschenken belohnt, ab, und jubelnd legten Edle und Bürger, Männer und Frauen, Greise und Knaben Hand an's Werk der Zerstörung; in großen Schaaren eilten auch die Genter unter Trommelschlag und mit wallenden Fahnen wie zu einem allgemeinen Volksfeste herbei, um den Antwerpenern zu helfen. Die Gräben wurden mit Erde ausgefüllt, die Mauern bis auf's Fundament niedergerissen; nur eines von den fünf Bollwerken ließ man stehen, indem man den Umfang der Stadt erweiterte und jenes zum Schutze derselben verband. In einem abgelegenen Gewölbe der Citadelle fand das Volk jene eherne Statue Alba's, welche Requesens dahin hatte bringen lassen; jauchzend kühlte es an dem Ebenbilde den immer noch glühenden Haß gegen das Original. Mit Haken und Beilen wurde das Erzbild zerstückelt, als müsse Alba selbst jeden Hieb empfinden; man stritt sich um kleine Stücke davon, man trug diese nach Hause und bewahrte sie als Siegeszeichen für Kinder und Kindeskinder. Das Erz, woraus Albas Bildsäule gegossen worden war, wurde später seinem frühern Zwecke wieder gegeben; man verarbeitete es zu Kanonen. So diente denn das Ebenbild der Gewalt, wie das Original sie geübt hatte. Die Zerstörung der Citadelle zu Antwerpen geschah in den letzten Tagen des Augusts. Am 1. September begannen die Genter die Zerstörung ihres Schlosses mit gleichem Eifer, und, wie sie den Antwerpenern, so halfen ihnen jetzt diese. Das Beispiel beider Städte reizte auch mehre andere zur Nachahmung; in Ryssel (Lille), Valenciennes, Gouda, Ut-

recht wurden die Zwingburgen von der Bürgerschaft niedergerissen.

Mittlerweile dauerten die Unterhandlungen der Staaten mit Don Juan, dessen Lage immer bedenklicher wurde, fort. Namur und Luxemburg waren noch die einzigen Provinzen, wo er festen Fuß hatte. Er schrieb den Staaten schon im August: „sie möchten sich, wenn ihnen seine Regierung oder seine Person nicht anstünde, vom König einen andern Statthalter erbitten; aber bis zu einer Entscheidung desselben sollten die Waffen auf beiden Seiten ruhen." Die Staaten, deren Wachsamkeit jetzt durch Oraniens Einfluß immer mehr geschärft wurde, ließen sich jedoch durch diesen Vorschlag nicht täuschen. Sie durchschauten Don Juans Absicht, nämlich: bloß Zeit zu gewinnen, damit er sich zum Kriege rüsten und die Truppen aus Frankreich, Italien und Deutschland wieder herbeiziehen könne. Deßhalb suchten sich die Staaten durch die Gegenforderung sicher zu stellen. „Don Juan solle," (so verlangten sie), „die Städte und Schlösser, die er besitze, namentlich Namur und Charlemont verlassen; halte er es aber für nützlich, die Regierung niederzulegen, so solle er sie dem Staatsrath in Brüssel übergeben, welcher dieselbe provisorisch führen würde." Indem sie Don Juan solcherweise beim Wort nahmen, wandten sie sich zugleich an den König selbst und erbaten sich von demselben einen neuen Statthalter. Dieß hatte Don Juan freilich nicht erwartet. Aber die Staaten gingen noch einige Schritte weiter. Sie hatten ein Heer zusammengebracht, welches bei Wavere in Brabant lagerte. Philipp Graf von Lalaing befehligte das Fußvolk, Robert von Melün (Burggraf von Gent) die Reiterei, Valentin von Pardieu (Herr von la Motte), das Geschütz; Anton von Goignies

war Feldmarschall. Auch suchten sie in Deutschland Hülfstruppen zu werben. Der Pfalzgraf Johann Kasimir versicherte sie seiner aufrichtigen Theilnahme und gab ihnen zugleich den Rath, Oranien an die Spitze der Regierung zu stellen.

Für diese Maßregel wurden die Generalstaaten auch noch durch andere Gründe bestimmt. Der gewichtigste war der, daß Oranien, wie wohl kein Zweiter neben ihm durch Geisteskräfte, Eifer, Uneigennützigkeit und endlich durch den Einfluß einer zahlreichen, von Tag zu Tag stärkeren Parthei dazu befähigt und im Stande war, das wahre Interesse der Provinzen zu verfechten. Außerdem erinnerte man sich seiner Warnung; die Rettung Antwerpens durch seine Vorsorge war noch im frischen Andenken, und endlich berücksichtigte man auch das Motiv, daß Holland und Seeland — bei dem innigen Verhältniß, in welchem sie zu Oranien standen, bei dem Stolz, womit sie auf ihren „Vater Wilhelm" blickten, — sich dann wohl mit um so größerer Bereitwilligkeit der gemeinsamen Interessen annehmen, daß sie bedeutendere Theile der gemeinsamen Lasten tragen würden, wenn sie Oranien mit ausgedehnterer Macht, mit höherem Ansehen bekleidet sähen. Seine Parthei in der Staatsversammlung wirkte inzwischen mit Feuereifer in derselben auf jenen Zweck hin; die schwächere Gegenparthei unterlag und es wurde der Beschluß gefaßt, den Abt von St. Gertrudis, den Herrn von Champagny, den Doktor Elbert Leoninus und den Advokaten Liesveld als Bevollmächtigte an Oranien zu senden, welcher sich damals zu Gertruidenberg befand, und ihn einzuladen, er möge nach Brabant kommen. Oranien erwiederte schriftlich: „so sehr er selbst dies wünsche, so müsse er sich doch vorher noch mit den Staaten von Holland und Seeland über jene einzelnen Punkte in ihrem Vorschlag, welche die religiösen Angelegen-

heiten beträfen, berathen, wiewohl er bereits im Voraus, sowohl im Namen Hollands als auch Seelands, verbürgen möchte, daß diese, so wie auch er selbst, sich streng an den Inhalt der Pacifikation von Gent halten würden." Die Staaten von Holland und Seeland bewilligten ihm die Reise nach Brabant, und schon am 18. September befand er sich mit seinem Bruder, dem Grafen Johann von Nassau, welcher kürzlich aus Deutschland gekommen war, und mit seinem Hofstaat in Antwerpen.

Mit ungeheuchelter Herzlichkeit wurde Oranien, als lang erwarteter Erlöser des Vaterlandes von aller Noth, dort empfangen; die bewaffnete Bürgerschaft war ihm entgegengeeilt und hatte ihn wie im Triumph in die Stadt gebracht. Nach einem fünftägigen Aufenthalt setzte er seine Reise nach Brüssel fort; die bewaffnete Bürgerschaft gab ihm bis eine Meile vor letzterer Stadt das Ehrengeleite. Da kamen ihm die Bürgerschaft Brüssels mit fliegenden Fahnen und Viele vom Adel entgegen; auf dem Kanale lagen drei Schiffe bereit, das eine zu einem Bankett für ihn gerüstet, das andere mit den Wappenschildern der siebenzehn Provinzen geschmückt, um zu versinnlichen, daß ihn diese willkommen hießen; auf dem dritten befanden sich die Rhetoriker von Brüssel und stellten in einem Schauspiel die Erlösung der Unterdrückten und Gefangenen dar. Am 23. September zog Oranien in Brüssel ein. Kein rauschendes Festgepränge umgibt ihn, wie den Sieger von Lepanto an jenem ersten Mai; aber alle Herzen schlagen ihm hoffnungsreich entgegen, und wie hoch schlägt sein eigenes! Zehn Jahre sind vorübergeschwunden, seit er Brüssel nicht mehr sah; jeder Stein erinnert ihn an jene Zeit, als er noch im Glanze fürstlichen Ansehens durch diese Straßen ging, in welchen ein glückliches Volk wohnte. — Welche Stürme hatten während jener zehn

Jahre durch diese Straßen getobt, welches edle Blut war geflossen, welche Urtheile hatte der Herzog von Alba von hier aus auf Oraniens Namen, welche Sorgen auf dessen Herz gewälzt! Zehn Jahre lang war ihm, dem Verbannten, dies schöne, herrliche, bewundernswerthe Brüssel nur ein Kerker gewesen, dessen Thore sich auf immer hinter ihm geschlossen haben würden, hätte er's gewagt, durch dieselben einzugehen, — ein Kerker mit einem Schaffot und mit einem seiner harrenden spanischen Henker! Und jetzt konnte Oranien diese Straßen wieder frei, vollkommen sicher betreten; eine ganze Nation, welche von ihm ihr Heil erwartete, hatte ihn zu sich berufen, und mit edlerem Stolz als ein Sieger, mit dem Stolz eines reinen Bewußtseins, durfte er als ächter Mann des Volkes um sich schauen; in allen Blicken, die nicht aus bloßer Neugier, die aus Sehnsucht und Vertrauen auf ihn gerichtet waren, fand er den reichsten Lohn für Alles, was er bisher fürs Vaterland gethan und gelitten. — In Holland wurde indessen, auf Anordnung der dortigen Staaten, in allen Kirchen gebetet, daß der Allmächtige Oraniens theures Haupt vor bösen Anschlägen der Feinde bewahren möge.

Oranien nahm nun sogleich an den Berathungen der Staaten in Brüssel Theil. Unter seiner Zustimmung wurden die Verhandlungen mit Don Juan aufs Neue aufgenommen. Die Staaten versprachen Don Juan, die Waffen niederzulegen, wenn auch er es thäte, und wenn er ferner das Schloß zu Namur räumte; sodann stellten sie ihm die Bedingung, „er solle sich ungesäumt nach Luxemburg begeben, um dort die Ankunft seines noch zu bestimmenden Nachfolgers zu erwarten.“ Diese energischen Forderungen, besonders aber die Nachricht von Oraniens Ankunft und herzlicher Aufnahme in Brüssel reizten den durch seine Lage und durch die lästige Thatlosigkeit ohnehin tief mißstimmten kriegerischen Kaisersohn auf's

Aeußerste, und noch mehr erbitterte ihn die allzu geringe Frist von höchstens zwei bis drei Tagen, welche die Staaten zur Erledigung der Verhandlung anberaumt wissen wollten. Gleichwohl besorgte er, bei längerer Starrsinnigkeit von seiner Seite, in Namur belagert zu werden! und begab sich deshalb nach Luxemburg. Von dort aus schrieb er den Staaten: „er habe von Spanien her Auftrag erhalten, sie die strengsten Beweise der königlichen Ungnade empfinden zu lassen, wenn sie von ihren übermüthigen Forderungen nicht abstünden und den Prinzen von Oranien nicht vertrieben." Dieser Wechsel seines Benehmens, indem er bald nachzugeben schien, bald wieder trotzte, verrieth seine Unentschlossenheit und Verlegenheit. Weit entfernt, daß die Staaten eingeschüchtert worden wären, verringerte er selbst dadurch die Zahl seiner Anhänger. Die Staaten dagegen rechtfertigten ihre Handlungsweise in einer Schrift, welche sie in sieben Sprachen durch den Druck veröffentlichen ließen und an alle Höfe schickten. Sodann ernannten sie, Don Juans drohendem Gebot in Betreff Oraniens zum Trotz, und wohl auch aus dem Grunde, weil sie gegenwärtig keinen Statthalter hatten, am 22. Oktober den Prinzen von Oranien, welcher täglich in der allgemeinen Gunst stieg, zum „Ruwaard" (d. i. Ruhebewahrer) von Brabant. Zwar äußerte sich dabei von einer Seite her ein heftiger Widerspruch, aber der Beschluß wurde doch durchgesetzt, und durch lauten Jubel billigte das Volk Oraniens Ernennung zu dieser hohen Würde, von deren Verleihung (sie glich ungefähr der Diktatur bei den Römern) die frühere Geschichte Brabants mehre Beispiele aufzuweisen hatte. Meistens bahnte diese Würde dem jedesmaligen Träger derselben den Weg zur herzoglichen. Mit Schrecken dachten jetzt die Häupter des brabantischen Adels, welche Oraniens wachsenden Einfluß bereits nicht ohne Eifersucht und Neid beo-

bachtet hatten, an die Möglichkeit eines ähnlichen Falles. Aber wie vermochten sie jenen Einfluß zu entkräften, ohne daß sie selbst, durch das Bekanntwerden ihrer darauf abzweckenden Versuche, die Volksgunst verlören? Es blieb ihnen in dieser Krisis kein anderes Mittel übrig, als — dem Prinzen eine neue bedeutende Autorität gegenüberzustellen, und durch ein schweres Gegengewicht seine Schale in der Wage der öffentlichen Meinung emporzuschnellen.

An der Spitze dieser auf Oranien eifersüchtigen Adelspartei Belgiens stand der kurz vorher zum Statthalter von Flandern erhobene Herzog von Aerschot, aus dem Hause Croy, welches seit langer Zeit in Spannung mit dem Hause Nassau war. An ihn schlossen sich Havré, Philipp von Egmont, Lalaing, Rassinghem und mehre Andere. Ihre Wahl, als sie nach einer Autorität suchten, die sie dem Prinzen von Oranien gegenüberstellen könnten, fiel auf den Erzherzog Matthias von Oesterreich, einen jüngeren Bruder des regierenden deutschen Kaisers Rudolf II. Matthias vereinigte alle Eigenschaften, die den Verbündeten zu ihrem Vorhaben und noch insbesondere zu ihrem geheimen Zwecke nöthig schienen, welcher darin bestand, im Namen des neuen Statthalters selbst die Zügel der Herrschaft in die Hand zu bekommen. Matthias war jung (erst neunzehn Jahre alt), unerfahren und schwach. Sodann glaubten die Verbündeten, daß selbst König Philipp II. gegen diese Wahl nichts einwenden würde, weil Matthias sein leiblicher Neffe und ein katholischer Prinz war; der letztere Umstand endlich, nämlich die katholische Religion des Erzherzogs, schien auch eine triftige Garantie für die katholische Bevölkerung Belgiens zu bieten. Die Verbündeten beschleunigten die Vollziehung ihres Beschlusses, um zugleich zwei anderen Nebenbu-

lern, dem Herzog von Anjou und dem Pfalzgrafen Johann Kasimir zuvorzukommen. Sie beauftragten deßhalb den Herrn van Malsteede, den Erzherzog in Wien für den Plan zu gewinnen und zur augenblicklichen Abreise in die Niederlande zu bewegen. Matthias war dazu bereit. Er verließ am 2. Oktober Wien ohne Vorwissen seines kaiserlichen Bruders (wie dieser wenigstens öffentlich versicherte, obgleich niemand daran glaubte,) und reiste eilig nach Brabant. Die Adelsparthei, welche ihn berufen hatte, beabsichtigte, ihn mit Hülfe des Heeres der Staaten zu Termonde in ihre Gewalt zu bringen, um dann in seinem Namen regieren zu können. Aber dieser Plan mißglückte dadurch, daß die meisten Befehlshaber aus Treue gegen Oranien ihre Mitwirkung zu einem Unternehmen verweigerten, dessen Anstifter dem Prinzen mißgünstig waren. Die nächste Folge jenes wichtigen Schrittes war die, daß die Partheiungen jetzt bei weitem schärfer hervortraten. Einige waren nämlich überhaupt dadurch verletzt, daß man einen fremden Herrn in's Land berufen hatte; Andere glaubten, wegen der Nachbarschaft Frankreichs würde sich der gleichfalls katholische Herzog von Anjou besser für die dem Erzherzog übertragene Würde eignen. Der Einfluß des auf Frankreich fortwährend eifersüchtigen Englands machte sich für den protestantischen Pfalzgrafen Johann Kasimir geltend; und endlich gab es auch noch eine Parthei, welche die Wiederanknüpfung von Verhandlungen mit Don Juan wünschte. So wurde die Eintracht unverantwortlich zerrissen, von welcher sämmtliche Niederlande (nördliche wie südliche) unter den damaligen Umständen allein Heil zu erwarten hatten.

Die Staaten überlegten jedoch, wie höchst unschicklich es sein würde, den Erzherzog unverrichteter Dinge zurück zu schicken. Mußten sie sich dadurch nicht vor allen Mächten kompromittiren?

durften sie dem Feinde dadurch wohl das Geheimniß ihrer Uneinigkeit verrathen? Auch Oranien war durchaus gegen die Zurückschickung des Erzherzogs; dagegen drang er vorsichtig darauf, daß man diesen, bevor man ihn als Generalstatthalter anerkenne, Bedingungen unterzeichnen lasse, durch welche die Freiheit der Niederlande garantirt werde. Nachdem die Staaten dieses beschlossen hatten, begab sich Matthias auf ihre Einladung von Lier, wo er sich bis jetzt aufgehalten hatte, nach Antwerpen, wurde dort am 21. November 1577 von Oranien bewillkommnet und erwartete ebendaselbst die Resolution der Staaten.

Inzwischen ereigneten sich in Gent Vorfälle, welche die Verwickelung der Verhältnisse plötzlich zu zerreißen schienen, aber eigentlich den Knoten noch fester zusammenzogen. Während nämlich der belgische Adel die Regierung ausschließlich für sich zu erringen trachtete, trug in Gent plötzlich das demokratische Prinzip den Sieg davon. Die Revolution, deren es dazu bedurft hatte, lähmte alle Unternehmungen des Herzogs von Aerschot, dieses Hauptes der belgischen Adelspartheі, und ließ dadurch dem Prinzen von Oranien gerade so lang freien Spielraum, als er nöthig hatte, um durch dieselbe Maschine, deren sich seine Feinde zu bedienen gehofft hatten, nämlich durch den Erzherzog Matthias, für das gemeine Beste des Landes zu wirken und eine Versöhnung mit Spanien, diese Hoffnung mancher schwächeren Gemüther, schwieriger zu machen als bisher. Der Herzog von Aerschot hatte nämlich seine Statthalterschaft über Flandern angetreten, und am 23. Oktober 1577 mit großem Pomp seinen Einzug in Gent gehalten. Nicht blos die Generalstaaten, sondern auch die Bischöfe von Brügge, Ypern, der Statthalter des wallonischen Theils von Flandern, fast alle Gouverneurs der Städte und die Häupter

des Adels fanden sich damals in Gent zusammen. Bei Gelegenheit des Antritts seiner Statthalterschaft hatte Aerschot den Bürgern Gents, um sich bei ihnen beliebt zu machen, die Wiederherstellung ihrer alten wichtigen Vorrechte versprochen. Aber es schien nicht, als ob er Lust habe, dieses Versprechen zu halten. Um so heftiger sah er sich von Tag zu Tag von dem Volke daran gemahnt. Schon in früheren Zeiten hatte sich in Gent die überwiegende Kraft des demokratischen Prinzips geltend gemacht; jetzt waren noch mehre Ursachen hinzugekommen, um demselben eine höhere Intensität zu verleihen; zuvörderst der Einfluß des Kalvinismus, den Manche nicht aus religiöser Ueberzeugung, sondern rein aus Nationalhaß angenommen hatten, weil sie mit den Spaniern auch nicht einmal die Religion gemeinsam haben wollten, — sodann der Einfluß der zurückgekehrten Auswanderer, welche ihre in der Fremde geschärfte Erbitterung mitgebracht hatten, und endlich der Einfluß zweier Männer, welche befähigt waren, an die Spitze einer Volksbewegung zu treten und eine solche zu leiten. Diese beiden Männer waren Johann von Hembyze und Franz von Kethulle, Herr von Ryhove. Jan van Hembyze, der Sohn eines Hauses von gutem altem Adel, war um's Jahr 1513 zu Gent geboren; er hatte eine tüchtige Erziehung genossen und besaß umfassende Kenntnisse in der fremden Literatur; das Studium älterer politischer Constitutionen hatte sein Urtheil geschärft, so wie er anderseits mit den Ressourcen und verschiedenen Administrationen Flanderns, wo er schon häufig Magistratsstellen besessen, genau bekannt war. Lebhaften Geistes, besaß Hembyze ferner eine rastlose Thätigkeit, einen unbezwinglichen Ehrgeiz, keinen Höheren über sich zu dulden, eine durchdringende Beredtsamkeit fürs Volk, und eine Gewissenlosigkeit in der Wahl der Mittel, welche ihm zur

Erreichung seiner Zwecke tauglich schienen. Ryhove, gleichfalls aus einer guten Familie entstammt, hatte mit Hembyze manche Eigenschaften gemein; nur war er bei weitem ungestümer und leidenschaftlicher, während jener schlau berechnete; Ryhove verließ sich mehr auf die Gewalt des Schwertes, Hembyze gab der Macht der Ueberredung und der Intrigue den Vorzug, ohne jedoch deßwegen die Gewalt zu scheuen, denn auf das kleinste Zeichen gehorchten ihm 30,000 Mann. Beiden Männern kamen für die Erreichung ihrer Zwecke ihre zahlreichen Verbindungen mit dem Adel zu statten und Hembyze insbesondere suchte seine hauptsächlichste Stütze im Schoße seiner Familie; seine drei Brüder Franz, Anton und Roland, wie sein Neffe Bussaert van Hembyze, Herr von Gits, waren ihm ergebene und leicht zu lenkende Werkzeuge. Hembyze wie Ryhove waren mit Oranien bekannt und suchten dessen Kredit für sich selbst zu benützen; beiden war die Ankunft des Herzogs von Aerschot als Statthalter im höchsten Grade ungelegen, wenn sie sich vor demselben über manche ihrer bisherigen Handlungen rechtfertigen sollten. Nur Aerschots Sturz konnte Beide retten; aber sie bauten darauf zugleich verwegene Hoffnungen ihrer eigenen Erhöhung. Deßhalb bearbeiteten sie das Volk; deßhalb entflammten sie besonders den protestantischen Theil desselben zum Haß gegen den katholischen Herzog von Aerschot; und, da Ryhove von dessen Freunden, den Herrn von Champagny und Swevighem, ungünstige Aeußerungen über Oranien vernommen hatte, so suchte er, im Einverständniß mit Hembyze, auch den Prinzen in's Mittel zu ziehen.

Unter dem Vorwand einer Reise nach Tournay begab sich Ryhove heimlich nach Antwerpen zu Oranien, schilderte diesem die Verhältnisse und die Volksstimmung in Gent, und schlug ihm vor, das Uebergewicht des aristokratischen Ele-

ments, welches ja auch Oraniens Stellung bedrohte, durch eine Explosion des demokratischen mit einem Schlage zu vernichten. Oranien war sehr überrascht, als er die Absicht des Demagogen errieth. Ein Volksaufstand, nicht gegen einen fremden Feind, sondern in Partheisachen! Konnte sich Oranien wohl zutrauen, daß es ihm gelingen würde, die entfesselten Leidenschaften einer heißblütigen, zur Wuth gereizten Menge wieder unter das Gesetz der bürgerlichen Ordnung zu beugen, wenn jener Zweck glücklich erreicht worden? Und war derselbe denn für's Wohl der ganzen Nation ebenso wichtig wie bloß für Oraniens Stellung, so wichtig, daß man den Nachtheil dabei nicht in Anschlag bringen durfte, welchen ein verderbliches Beispiel auf den Gesetzlichkeitssinn der Niederländer überhaupt hervorbringen mußte? Oranien wies den Vorschlag entschieden zurück und forderte den Demagogen auf, andre gesetzliche Mittel zu ergreifen. „Ich weiß keines“ erwiederte Ryhove. „Und auf welche Hülfe zählt Ihr dabei?“ fragte Oranien. „Da Ihr mir die Eurige entzieht“, versetzte Ryhove, „so will ich denn von Gottes Hand den Ausgang erwarten, aber wenigstens das Volk zur Mahnung um seine Rechte erwecken!“ — Oranien widerrieth dies und entließ hiemit den Demagogen. Am anderen Tage entbot er denselben nochmals zu sich und fragte ihn ernst: „Habt Ihr die Gefährlichkeit Eures Vorsatzes reiflich erwogen? Könnt Ihr wohl noch Muth genug haben, um ihn auszuführen?“ — „Ich will's vollbringen oder zu Grunde gehen!“ rief der leidenschaftliche Ryhove. Da zuckte Oranien die Achseln und wandte sich schweigend von ihm ab. St. Aldegonde, dieser sonst so umsichtige und staatskluge Mann, theilte die Bedenklichkeiten seines Freundes Oranien nicht; vielleicht riß ihn die Besorgniß für diesen, vielleicht riß ihn sein religiöser Eifer für den in Gent bedrohten Protestantismus hin; kurz: er rieth Ry-

hove'n, das Wagestück immerhin zu unternehmen; dieser aber mochte, weil er St. Aldegondes vertraute Freundschaft mit Oranien kannte, wohl vermuthen, daß ihm der Letztere stillschweigend dadurch seine Einwilligung zu erkennen gebe. Eilig, und eben so heimlich, als er abgereist war, kehrte nun Ryhove nach Gent zurück.

Es war am 28. Oktober gegen Abend. An demselben Tage hatte Hembyze in Gent den Herzog von Aerschot auf der Straße angehalten und ihn mit drohender Miene daran erinnert, seinem gegebenen Versprechen gemäß, die alten Freiheiten Gents herzustellen; denn Hembyze's Idol war die Republik, freilich mit dem Nebenzwecke: sich selbst als Diktator an der Spitze einer solchen zu sehen. Zürnend brach Aerschot hierauf in die Worte aus: „Diese Meuter, diese Freiheitsschreier wird man wohl noch durch einen Strick um den Hals zum Schweigen bringen. Sie alle reizt noch immer der Prinz von Oranien!" Diese Worte, welche das Gerücht rasch von Straße zu Straße verbreitet, entflammen Hembyze's Wuth; die Bürger greifen zu den Waffen, eine Parthei für Aerschot, die andre für Hembyze, und nur mit Mühe gelingt es der Obrigkeit, einen förmlichen Kampf zu verhindern und die Aufgeregten zu beschwichtigen. — So stand es in Gent, als Ryhove dort ankam. Sowie er die Vorfälle erfährt, rüstet er sich, ruft Soldaten, Diener und Freunde, und eilt mit ihnen in Hembyze's Wohnung. Dieser war noch nicht zu Hause; und, als er mit dem Hauptmann Mieghem und mehren Andern eintritt, ruft ihm Ryhove wild entgegen: „Wie, Ihr ließet die Bürger die Waffen niederlegen? Ihr konntet es versäumen, den günstigen Augenblick zu benützen? Alle diese Bischöfe und großen Herrn, die hier in Gent versammelt sind, betreiben bloß den Untergang unserer Parthei. Zuvorkommen müssen wir ihnen, oder man holt uns

noch in dieser Nacht aus den Betten. Auf, so lange das Volk noch warm ist! Hinaus, Jeder von uns mit seinen Freunden, und jagen wir die spanische Inquisition mit allen ihren neuen Bischöfen zur Hölle." „Da hör' ich einen Mann reden!" spricht der Hauptmann Mieghem, „ich verlasse Euch nicht, so lange die Füße mich tragen." Die That folgt dem Wort; alle Versammelten, bis auf Hembyze, eilen hinaus, um ihren Plan augenblicklich auszuführen. Die Hauptheilnehmer der Verschwörung waffnen sich; die Bürgerschaft wird aufgerufen. „Heraus für Freiheit und Ehre!" schallt es durch die Gassen; aber nur wenige Bürger folgen. Die augenscheinliche Gefahr treibt Ryhove rasch zum Schluß. Schon hat er sich des alten Grafenschlosses bemächtigt, wo das Geschütz liegt; jetzt eilt er mit einem Theil der Seinigen vor Aerschots Wohnung, den Hof zu St. Bavo. Den Lärmen gehört, will man sich drinnen vertheidigen; da ruft Mieghem: „Brand angelegt! Laßt uns die Vögel im Neste verbrennen!" Jetzt läßt Aerschot das Thor öffnen; die wilde Rotte dringt in das Gebäude, und will den Herzog durchbohren, Ryhove selbst schützt dessen Leben, legt ihn aber in Haft. Auch viele andre Edelleute und Magistratspersonen, die den Demagogen verhaßt sind, werden gefangen, darunter die Herrn von Rassinghem und Swevighem, Jakob Hessels und Jan de la Porte (Räthe von Flandern), der Groß-Bailli von Gent, Jan Vischer (Baljuw von Ingelmünster) u. s. f. ebenso die Bischöfe von Ypern und Brügge. Alle Gefangenen werden in Ryhoves Haus gebracht und in verschiedenen Gemächern bewacht.

Ryhove ist Meister der Stadt, läßt die Thore besetzen, nimmt die Truppen — bis auf weitere Befehle von Oranien und den Staaten — für sich in Eid und verstärkt sie. Die Bürger bleiben in den Waffen, die Straßen werden durch Ketten ge-

sperrt; unbeschreibliche Bestürzung herrscht in ganz Gent. Die beiden Demagogen versichern sich hierauf der öffentlichen Kassen und theilen die oberste Gewalt; Ryhove übernimmt das Kriegswesen, Hembyze die politische Organisation. Er läßt sich an die Spitze der Schöffen stellen, stürzt die bisherige Verfassung um und richtet mit wahrer Genialität eine republikanische ein. Achtzehn Männer, von seiner und Ryhoves Parthei werden zu Repräsentanten der Republik, zu Volkstribunen, erwählt und erhalten die ausübende Gewalt. Die zwei und fünfzig Zünfte und außerdem die der Weber erhalten ihre Fahnen und alten Privilegien wieder und erwählen nach altem Brauch aufs Neue ihre Dechanten („Doyens," „Dekens"), diese den Großdechant; die bewaffnete Bürgerschaft einen Kriegsrath. Aus diesen Elementen wird die gesetzgebende Gewalt zusammengesetzt.

Die Nachricht von der Revolution in Gent erfüllte sowohl die allgemeinen Staaten als den Prinzen von Oranien mit Schrecken. Inzwischen suchten die Demagogen in Gent durch verschiedene Mittel auf die öffentliche Meinung zu wirken. So ließen sie, unter dem angeblichen Namen der Edlen, Notablen und Gemeinde zu Gent, eine Schrift in Druck verbreiten, worin die Gefangenen beschuldigt wurden, daß sie Oranien von seiner Stelle als Ruwaard hätten verdrängen, einen neuen Staatsrath aus ihrer Parthei zusammensetzen, Kriegsvolk nach Gent bringen wollen, und dergleichen mehr. Auch ließen die Demagogen einen untergeschobenen Brief des Rathes Hessels an den Grafen Roeux verbreiten, worin jener angeblich schrieb: „man müsse die Verhandlungen mit Don Juan fortsetzen, um den „schändlichen Ketzer" (Oranien) „mit seinem ganzen Anhang zu verderben," eine Sprache, die allerdings eines Mitglieds des weiland Blutrathes, wie Hessels, würdig gewesen wäre. So

würde, (hofften die Demagogen), Oranien, um dessenwillen man hauptsächlich die Genter Revolution begonnen hätte, sich derselben annehmen (obwohl Hembyze für seine Person zu nichts weniger Lust hatte, als sich unter Oraniens Superiorität zu beugen). Oranien selbst war weit davon entfernt, die Genter Revolution zu billigen, und zwar um so weniger, da sich bald Hembyzes Streben zeigte, Gent und Flandern von der gemeinsamen Sache der Niederlande, als eine eigene Republik, loszutrennen. Nachdem die Staaten durch den Advokaten Liesveld von den Genter Demagogen die Befreiung der Gefangenen vergeblich verlangt hatten, sandte Oranien den Junker Arend van Dorp nach Gent und bewirkte wenigstens die Befreiung des Herzogs von Aerschot. Auch kam Oranien selbst (am 29. Dezember) nach Gent, um dort die Ruhe herzustellen. Man empfing ihn daselbst aufs Prächtigste und verehrte ihm ein Herz von gediegenem Golde, mit der Inschrift: „Sinceritas." Er trat mit würdevollem Ernst mitten in die große Bewegung und sagte dem Demagogen Hembyze in einer Unterhaltung unter vier Augen, wie er ihn völlig durchschaue, wie er den Egoismus ganz nakt vor sich sehe, welchen Hembyze mit dem Flittermantel des Patriotismus bekleide; er prophezeite ihm, daß er seinem Verderben entgegeneile. Uebrigens vermochte Oranien, obwohl er viele Herzen in Gent für sich einnahm, doch die Befreiung der übrigen Gefangenen und die Abschaffung der neuen Regierungsform nicht zu bewirken.

Gleichwohl hatte eben diese Revolution in Gent Oraniens Interessen einstweilen großen Vorschub geleistet. Während nämlich Aerschot und dessen Parthei durch ihre Gefangenschaft außer Stand gesetzt blieben, irgend eine Maßregel zu ihren Gunsten in der Angelegenheit des Erzherzogs Matthias zu

treffen, benützte Oranien klug und rasch diese Zeit, um mit den versammelten Staaten in Brüssel die Bedingungen zu entwerfen, welche Matthias beschwören mußte, um die Anerkennung als Generalstatthalter zu erlangen. Der wohlersonnene und festgegliederte Plan war in seinem ganzen Umfang ein Meisterwerk von weiser Politik. Man kann in demselben drei Abstufungen unterscheiden, deren eine die andere vorbereitete. Das erste Moment bildet der unter Oraniens Einfluß erlassene Beschluß der Staaten vom 7. Dezember 1577, worin Don Juan der Statthalterschaft für verlustig und für einen Feind der Niederlande erklärt wurde. Die Nation erklärte sich dadurch für kompetent in ihrer höchsten Angelegenheit und übte einen Akt aus, der bisher nur dem Könige zustand; diese Absetzung erscheint noch wichtiger als jene Verleihung der Würde an Oranien durch die Nation. Auch alle Anhänger Don Juans wurden noch am selben Tage durch ein Plakat, welches den Namen des Königs an der Stirne trug, für Feinde des Vaterlandes und an Leben und Gütern verfallen erklärt; jede Unterstützung Don Juans durch Rath und That, jede Gemeinschaft mit ihm wurde unter strengen Strafen verboten. Der König hatte einst die ganze Nation geächtet; jetzt ächtete diese den Mann, der dessen Person vorstellte; — Don Juan hatte die Nation hintergangen; dafür stieß ihn diese aus. Als nächste Folge reihte sich an diese wichtige Vorsichtsmaßregel am 18. Dezember das zweite Moment, das edelste in dem ganzen Werke jener Politik und gleichsam der belebende Mittelpunkt derselben; alle Niederländer schlossen nämlich durch die Generalstaaten zu Brüssel eine „neue“ oder „nähere Union,“ deren Grundlage die religiöse Toleranz war. Wer erkennt hierin nicht Oraniens Geist! Stets hatte Oranien ja in der moralischen Kraft der Toleranz die einzige

Bürgschaft dauernder Eintracht erkannt; und wie lange hatte er vergeblich dahingestrebt, um diese seine eigene Ueberzeugung zur allgemeinen zu machen! Erst jetzt drang er durch, wenn auch freilich nur für den Augenblick. Katholiken und Protestanten gelobten sich wechselseits, sich des Glaubens wegen nicht zu beleidigen, sondern wechselseits die Freiheit der Glaubensbekenntnisse zu beschützen. Hielten beide Religionspartheien dies Gelöbniß wirklich, dann mußte auch die bürgerliche Freiheit der gesammten Niederlande unantastbar sein. Aber ließ es sich wohl erwarten, daß dieser Entschluß auch bei den Geistlichen beider Religionspartheien unbedingt Billigung finden würde? Die Folge wird leider bald das Gegentheil ausweisen. — Das dritte Moment endlich in jenem politischen Werke, der Abschluß desselben war die Anerkennung des Erzherzogs Matthias unter jenen Bedingungen, welche die Generalstaaten und Oranien, unabhängig vom Einfluß der Adelspartheí, entworfen hatten. Sie betrafen im Wesentlichen folgende Punkte. Der Erzherzog sollte dem König und den Generalstaaten Treue schwören; ebenso sollten die Statthalter der einzelnen Provinzen, die Kriegsobersten und Truppen für jene beide vereidigt werden, — alle, den Erzherzog mit eingeschlossen, zu dem höchsten Zwecke, daß die Niederlande in ihren sämmtlichen Freiheiten, Rechten und Herkommen beschützt und erhalten würden. Was die Regierung betrifft, so sollten die Generalstaaten einen Staatsrath zusammensetzen, und dem Erzherzog zur Seite geben, welcher letztere sich nach den Beschlüssen desselben zu richten habe. In den wichtigsten Nationalangelegenheiten sollte der Erzherzog auch nichts ohne Bewilligung der Generalstaaten verfügen, welche ihrerseits wieder solche Angelegenheiten zuvor den Notablen (d. i. den abgetretenen Magistrats-

personen) und Gemeinden zur Berathung vorlegen sollten. — Sowohl die Generalstaaten als die Provinzialstaaten sollten das Recht haben, sich so oft zu versammeln, als es ihnen nöthig schiene. — Die Pacifikation von Gent sollte fortwährend in Kraft bleiben und die rechtliche Auslegung undeutlicher Punkte in derselben den Generalstaaten zu stehen. — Der Erzherzog sollte keine größere Leibwache verlangen, als ihm die Staaten nach den Zeitumständen bewilligen würden. — Die Verleihung der Kriegsämter sollte ihm und dem Staasrath, mit Zustimmung der Generalstaaten zustehen; in Kriegszeiten würden ihm die Letzteren einen Kriegsrath zur Seite stellen, mit welchem er die Kriegssachen zu leiten habe. — Die Finanzen sollten ausschließlich den Generalstaaten vorbehalten bleiben. — Die Anhänger Don Juans sollten mit aller Strenge verfolgt, alle Citadellen, deren Zerstörung bereits beschlossen, geschleift werden; alle seit der Einnahme Namürs von den Staaten gefaßten Beschlüsse sollte der Erzherzog bekräftigen. Sodann sollte er keine Ausländer in seine Dienste nehmen, jene, die er bereits habe oder durch Genehmigung der Staaten erhalte, weder in Aemter bringen, noch bei Regierungsangelegenheiten betheiligen dürfen. Alle Briefe an ihn, die den Zustand des Landes beträfen, sollte er dem Staatsrath vorzulegen gehalten sein. Würde der Erzherzog einen dieser Punkte übertreten, so sollte der Vertrag zwischen ihm und den Generalstaaten als gebrochen zu betrachten sein, wodurch diese Letzteren aller ihrer Verbindlichkeiten gegen ihn ledig würden. Für diesen Fall bedingten sie sich ausdrücklich das Recht, die Waffen gegen ihn ergreifen zu dürfen.

Mit dieser Kapitulation begaben sich die Aebte von St.

Gertrudis und von Marolles, der Herzog von Aerschot und der Herr von Fresin, als Bevollmächtigte der Generalstaaten, zu Matthias nach Antwerpen. Nach kurzer Ueberlegung nahm der Erzherzog alle jene Bedingungen, durch welche er bloß einen Titel ohne Macht erhielt, mit Dank an. Er begab sich hierauf am 18. Januar, von Oranien und dessen Bruder, dem Grafen Johann von Nassau, sowie von dem Grafen von Schwarzburg (dem kaiserlichen Gesandten) und anderen hohen Herren begleitet, von Antwerpen nach Brüssel, wo er mit der größten Pracht empfangen wurde. Zwei Tage nach seiner Ankunft, am 20. Januar 1578, beschwor er vor den versammelten Staaten die neue Verfaßung.

Mit ihm zugleich legte Oranien in die Hand des Kanzlers von Brabant den Eid als Statthalter über dieses Herzogthum ab. Man hatte nämlich einige Tage vorher sich in der Staatenversammlung darüber berathen, ob der neue Generalstatthalter auch zugleich Provinzialstatthalter über Brabant sein solle (wie es bisher Brauch gewesen); doch die Ueberzeugung, daß man den Prinzen von Oranien nicht entbehren könne, hatte am 8. Januar den Beschluß hervorgerufen, ihm statt der Würde eines Ruwaards von Brabant die darunter begriffene Gewalt mit dem Statthaltertitel auch ferner anzuvertrauen. Ja, man ging sogar noch weiter. Der Erzherzog wurde ersucht, den Prinzen von Oranien zu seinem Stellvertreter in der Generalstatthalterschaft zu ernennen, und Matthias willigte darein. So stand denn Oranien eigentlich an der Spitze der Geschäfte. So mußte denn jetzt derselbe Matthias, den die eifersüchtige Adelspartheі Belgiens herbeigerufen hatte, um das Ansehen Oraniens zu untergraben, bloß seinen Namen und Titel herleihen, hinter dessen Prunk Oranien das Schicksal der Nation mit Weisheit und Patriotismus

lenkte. Man nannte den Erzherzog nur den „Greffier des Prinzen von Oranien,“ weil er fast nichts anderes zu thun hatte, als alles das zu unterschreiben, was ihm dieser vorlegte.

Zweites Kapitel.

Noch dauerten die Festlichkeiten, welche man zu Ehren des Erzherzogs Matthias und des Prinzen von Oranien veranstaltete, in Brüssel fort, als Don Juan von Marche en Famine aus unterm 25. Januar 1578 eine Kriegserklärung in Druck ausgehen ließ, worin er sagte: „seine Pflicht, die katholische Religion und das Ansehen des Königs von Spanien, seines Bruders, aufrecht zu erhalten, nöthige ihn, gegen die Empörer und Rebellen die Waffen zu ergreifen; dagegen biete er allen Provinzen, Städten, Gemeinden, Festungen und Truppen, die sich ihm freiwillig unterwerfen würden, vollkommene Gnade, Verzeihung alles Geschehenen und den sicheren Fortgenuß ihrer Güter."

Nach den letzten Beschlüssen der Staaten war nun keine Verhandlung, keine Versöhnung mehr möglich; die lästigen Bande des Vertrages, welche ihn bis dahin gefesselt gehalten hatten, sah Juan nun durch die Staaten selbst zerrissen, und ohne Anstand durfte er jetzt die verbannten Krieger wieder zu sich berufen. An ihrer Spitze den Feinden entgegenzueilen, auf dem Schlachtfeld neue Lorbeeren für den Kranz seines Feldherrnruhmes zu holen, dann im Besitze der Macht und des Ansehens neuen Thaten entgegenzufliegen, ja — den Lorbeerkranz vielleicht um eine Krone zu winden! Von solchen Hoffnungen und Träumen umgaukelt, richtete sich Don Juan mit frischer Kraft aus dem Hinbrüten

empor, in welchem ihn der verzehrende Mißmuth niedergedrückt gehalten hatte. Wie er endlich die unwürdige Rolle, die er bisher gespielt, aufgeben, die offene Heldenstirne wieder zeigen konnte, die er den Osmanen bei Lepanto gewiesen, flammte seine Lebenskraft wieder hell empor. Schon zu Ende des vorhergegangenen Jahres waren die alten spanischen Truppen, durch frische verstärkt, aus Italien zurückgekommen; Papst Gregor XIII. ertheilte den Bekämpfern der Ketzer einen vollkommenen Ablaß. An der Spitze dieser Truppen stand Don Juans Neffe und Jugendgefährte, Alexander Farnese, Prinz von Parma, (der Sohn der früheren Generalstatthalterin Margaretha und Ottavio Farneses) ein Mann in der Blüthe der Jahre (er zählte damals 31 *) und der Kraft, muthig und tapfer wie sein Oheim Don Juan, aber noch klüger bei größerer Beharrlichkeit und gewandter bei größerer Tüchtigkeit, gewiß einer der bedeutendsten Männer jener Zeit. In der Reihe der edlen Herren, welche sich bei der ersten Kunde von einem Krieg um Don Juan schaarten, standen nebst mehren andern Niederländern auch der alte Graf von Barlaimont mit seinen vier tapferen Söhnen kampfbereit, so wie Graf Peter Ernst und Graf Karl von Mansfeld (der Letztere an der Spitze französischen Kriegsvolks); deutsche und burgundische Soldaten verstärkten Don Juans Heeresmacht. Sie wuchs binnen drei Monaten zu einer Stärke von 20,000 Mann heran.

Auch die Staaten hatten inzwischen, vornämlich auf Oraniens rastloses Drängen, ihre Kriegsmacht verstärkt; die Werbung geschah jedoch sehr langsam, bis die Truppen der Staaten endlich jenen Don Juans an Zahl gleichkamen; dabei hatten indessen die Letzteren den großen Vortheil der Krieger-

---

*) Geb. 1546.

fahrenheit gegen das meistens aus ungeübten Neugeworbenen bestehende niederländische Heer, welches Anton von Goignies befehligte. Beide Feinde lagen in der Grafschaft Namür. Die Staaten hatten ihrem Feldherrn Goignies Befehl gegeben, sich in keine Schlacht einzulassen (sie wollten dies so lang vermeiden, bis sie ihr Heer noch mehr verstärkt hätten) und sich, sowie die Feinde näherrückten, nach Brabant zurückzuziehen.

Diesem Befehle gemäß brach Goignies mit dem niederländischen Heere am 31. Januar 1578 von seinem bisherigen Standpunkte auf, und schlug den Weg nach Gemblours (drei Meilen von Namür, an der Gränze Brabants) ein. Kaum hatte Don Juan durch zwei Gefangene davon Nachricht erhalten, als er mit seinem Heere den Feinden folgte. Alexander Farnese befand sich an der Spitze der Reiterei, welche den Vortrab bildete. In einem engen Wege griff er an jenem Tage die Nachhut der Niederländer an und trieb sie so unwiderstehlich gegen ihr eigenes Fußvolk, daß dies zersprengt wurde. Rasch warf sich jetzt Don Juan selbst auf dieses und zerstreute es mit leichter Mühe. Nur kurze Zeit hatte der Kampf gewährt; der Sieg gehörte den Spaniern; Goignies wurde nebst den vornehmsten Offizieren ihr Gefangener, 30 Fahnen, 4 Standarten, nebst allem Geschütz und Gepäck fielen ihnen als Beute zu. Die nächste Folge des Sieges war, daß sich die Stadt Gemblours, in deren Nähe ihn die Spanier errungen hatten, denselben übergab.

Die Nachricht davon erfüllte Brüssel mit panischem Schrekken; man besorgte, daß die Spanier, den Sieg benützend, vor die Hauptstadt rücken würden. Der Erzherzog, Oranien und die Staaten flüchteten nach Antwerpen; Bossü sollte Brüssel vertheidigen. Don Juan unterließ es jedoch, vor Brüssel zu rücken; er hielt seine Heeresmacht für zu schwach, um diese

Stadt mit Erfolg belagern zu können, und wandte sich deßhalb vor andere Plätze in Brabant und Hennegau. Die Stadt Löwen vertrieb ihre aus Schotten bestehende Besatzung und öffnete den Spaniern unter Ottavio Gonzaga freiwillig die Thore, unter der Bedingung, keine neue Besatzung zu erhalten; desgleichen thaten Jodoigne und Tirlemont. In kurzer Zeit war Don Juan Meister von Aerschot, Bouvines, Sichem, Diest, Nivelles, Le Roeux, Soignies, Binch, Beaumont, Walcourt, Maubeuge und Chimay. Seine Anschläge auf S. Guilain und Maastricht wo er eine Meuterei unter den wallonischen Soldaten anzetteln wollte, mißglückten, ebenso der auf Brügge, welches Ryhove durch 1000 Mann zu Fuß und 40 Reiter aus Gent verstärkt hatte.

Bei weitem in höherem Grade als die unbedeutenden Wechselfälle im Laufe des Krieges und als die vergeblichen Friedensverhandlungen nimmt jetzt ein in seinen Folgen außerordentlich wichtiges Ereigniß unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Es ist der Uebertritt Amsterdams von der spanischen Parthei, der es bisher durch die Sympathieen der städtischen Regierung so fest angehangen hatte, zur Parthei der Staaten, und zwar unter der Statthalterschaft Oraniens. Schon seit längerer Zeit hatte Holland alles Mögliche versucht, um das reiche und durch seine Lage so wichtige Amsterdam zu einer Vereinigung zu bewegen. Obwohl Oranien die Staaten von Holland erinnerte, eingedenk der Genter Pacifikation die Rechte Amsterdams nicht zu kränken, so hatte man doch von Seiten Hollands die Zufuhr nach Amsterdam durch Zollerhebung erschwert und theilweise sogar versperrt. Ein Gerücht, daß Don Juan mit Amsterdam in geheimer Verbindung stünde, trug viel dazu bei, daß sich die Staa-

ten von Holland, ohne Vorwissen Oraniens, im November 1577 Amsterdams durch einen kühnen Handstreich zu bemeistern beschlossen; doch sollte die Bürgerschaft Amsterdams dabei weder geplündert noch sonst schwer belastet werden. Der Kriegsobrist Hermann Helling und der kühne Hauptmann Niklas Ruikhaver, ein geborner Amsterdamer und einst einer von den Meergeusen, übernahmen den Anschlag. Sie hatten zehn Fähnlein Fußvolks, welche am 23. November früh am Morgen vor das Haarlemer Thor kommen sollten. Aber nur vier Fähnlein trafen, in Schiffen verborgen, wirklich an der bezeichneten Stelle ein; die übrigen sechs hatten sich — in Folge eines Mißverständnisses — vor ein Thor der Stadt Haarlem begeben. Da man, seit der Pacifikation von Gent, in Amsterdam gewohnt war, oranisches Kriegsvolk ohne Anstand einzulassen, wenn es nämlich die Waffen am Thore ablegte und sie bei'm Zurückgehen dort wieder in Empfang nahm, so hatte sich Hellings Lieutenant am Abend zuvor mit sieben bis acht Soldaten in die Stadt begeben und darin die ganze Nacht fröhlich zugebracht. Zwischen acht und neun Uhr gehen sie aus ihrer Herberge wieder an's Thor, erhalten ihre Waffen zurück und begeben sich vor die Stadt. Wie durch Zufall treffen sie hart vor dem Thore einige Kameraden und setzen sich mit diesen zum Spiel um Geld. Sie gerathen scheinbar in Zwist, werden immer erhitzter, und ziehen endlich die Degen. Die Wache am Thore mischt sich darein, um sie auseinander zu bringen; da wenden sich die Spieler plötzlich gegen diese, überwältigen die Thorwache, durchbohren den Pförtner und besetzen das Thor. Jetzt eilen ihre Kameraden aus den Schiffen und dringen mit wallenden Fahnen in die Stadt, gerade nach dem Damm zu, wo sie die erste Gegenwehr finden. Indessen blickt der Oberst Helling überall aus nach den sechs andern Fähnlein, deren Aus-

bleiben er sich nicht erklären kann, und schickt nach Zaandam hinüber um Beistand. So verstreicht die kostbarste Zeit ganz nutzlos; die bewaffnete Bürgerschaft rückt heran und treibt die Soldaten bis an's Thor zurück. Dort verschanzen sie sich und Helling fordert die Bürger unter Drohungen auf, sich ruhig zu verhalten. Diese antworten durch Flintenschüsse. Helling wird tödtlich getroffen, sein Fall bringt die Soldaten in Verwirrung; sie weichen. Ruikhaver hatte sich in das Haus seines Todfeindes geflüchtet und dieser durchstach ihn mit kaltem Blute. So wurde damals der Anschlag der Staaten von Holland auf Amsterdam vereitelt. Oranien war im höchsten Grade darüber erzürnt und gab sich erst dann zufrieden, als die Staaten von Holland öffentlich erklärten: „sie hätten das Wagestück deßhalb vor ihm verheimlicht, damit ihn kein Vorwurf treffen könne." Gleichwohl gaben sie ihre Pläne auf Amsterdam damit noch keineswegs auf. Zwar unterhandelte die städtische Regierung mit Oranien bereits über die Bedingungen, unter welchen sich Amsterdam mit Holland vereinigen wolle. Da aber die Staaten von Holland einige dieser Bedingungen schlechterdings nicht eingehen wollten, so beauftragten sie Sonoy, Amsterdam eng einzuschließen. Indessen dauerten die Unterhandlungen bis zum Anfang des Februars 1578 fort. Da schritten die Staaten von Utrecht nachdrücklich ein, um durch Vermittlung die endliche Vereinigung Amsterdams mit Holland zu bewirken. Sie stellten den Staaten von Holland den unermeßlichen Schaden vor, welchen das ganze Land bei einer Belagerung Amsterdams, in Folge des dabei unausbleiblichen Aufziehens der Schleußen, durch eine Ueberschwemmung erleiden würde; — die Stadt Amsterdam hingegen ermahnten sie, sich nicht auf einen etwaigen Entsatz durch Don Juan zu verlassen; denn in diesem Falle würde sie zu-

verlässig eine spanische Besatzung erhalten und alle jene Plagen auszustehen haben, welche die meisten übrigen holländischen Städte von den Spaniern schon erduldet hätten. So gelang es denn endlich den Staaten von Utrecht, daß sich Amsterdam am 8. Februar 1578 unter vertragsmäßigen Bedingungen an Holland anschloß und unter die Statthalterschaft Oraniens begab. Das Wesentliche dieser Bedingungen betraf, (gleich wie bei den meisten übrigen Städten, denen Oranien „Renversale“ oder „Genugthuungen“ hatte ausstellen müssen, so z. B. in Haarlem, Goes u. s. w., so auch in der ganzen Provinz Utrecht) das Freibleiben von Besatzung, die Aufrechthaltung und Verbürgung der städtischen Privilegien, der persönlichen Rechte der Magistrate und Geistlichen, endlich der katholischen Religion. In Bezug auf die Letztere wurde für Amsterdam insbesondere Folgendes festgesetzt: „Sie sollte daselbst die herrschende bleiben; die Protestanten durften ihren Gottesdienst nur außerhalb der Stadt halten, und zwar innerhalb derselben einen ehrlichen Begräbnißplatz haben, jedoch ohne irgend eine Feierlichkeit bei Beerdigungen“. Nun kehrten viele reiche protestantische Kaufleute, welche zur Zeit der Ketzerverfolgungen Amsterdam verlassen hatten, dahin zurück und in kurzer Zeit erhob sich dadurch der Wohlstand der Stadt immer mehr, während er in Nordholland, wo sich Jene bisher aufgehalten hatten, merklich sank. Aber außer ihren Kapitalien hatten jene Protestanten auch einen gefährlichen Zündstoff nach Amsterdam mitgebracht, nämlich den Glaubenshaß gegen die Katholiken, welcher während der Verbannung immer zugenommen hatte.

Noch im Februar erschien plötzlich ein Plakat Philipps II., welches den Befehl an die Staaten enthielt, ihre sämmtlichen Truppen abzudanken, da ihr Benehmen durchaus gesetzwi-

drig sei. Die Staaten, wiewohl bis dahin dem Frieden nicht ganz abgeneigt, sahen sich nun genöthigt, vielmehr ihre Heeresmacht mit aller Anstrengung zu verstärken. Zu diesem Ende wurden bedeutende Schatzungen erhoben, und Holland und Seeland, welche bisher — seit dem Beginn des Krieges mit Don Juan — mit Bewilligung Oraniens von den gemeinsamen Lasten befreit gewesen waren, öffneten jetzt ihre Finanzen so reichlich, als ob der ganze Krieg sie allein beträfe.

Obwohl man sich nun mit aller Macht rüstete, so schien es doch zugleich wichtig, auch fremde Hülfe in Anspruch zu nehmen, besonders da Don Juan im Mai wieder einige Fortschritte machte. Die Festung Philippeville ging nämlich an ihn über, und Alexander Farnese bemeisterte sich Limburgs, des Schlosses Valkenburg und des Städtchens Dalheim. In Bezug auf eine ausländische Hülfe dauerte indessen die alte Rivalität zwischen England und Frankreich noch fort; denn Elisabeth behauptete ihre frühere Politik, indem sie zwar bereit war, die Niederlande zu unterstützen, (und wohl auch geneigt, einige Plätze in Holland und Seeland für sich zu gewinnen,) allein dabei einen offenen Bruch mit Spanien vermeiden wollte. So hatte sie den Staaten schon im Januar eine Hülfe von 1000 Reitern und 4000 Mann zu Fuß versprochen und ihnen ein Anleihen von 100,000 Pfund Sterling bei der Londoner Bürgerschaft auf ein Jahr bewilligt, wogegen sich die Staaten verbanden, der Königin im Fall eines feindlichen Angriffes durch Don Juan mit 40 Kriegsschiffen beizustehen. Spanien gegenüber nahm jedoch Elisabeth für ihre Unterstützung der Niederlande den Vorwand: sie bezwecke bloß, eine Verbindung derselben mit Frankreich zu verhindern. Wiewohl nun weder Philipp noch Don Juan dieser Versicherung Glauben schenkten, so trieb Elisabeth ihre Vorsicht doch so weit, daß sie

die versprochenen Hülfstruppen zurückhielt und die Staaten dagegen mit Geld unterstützte, wofür der Pfalzgraf Johann Kasimir Soldaten anwerben sollte. Was nun anderseits eine Verbindung mit Frankreich betraf, so hatte der Herzog von Anjou bereits kurz nach Don Juans und Farneses Sieg bei Gemblours den Generalstaaten seine Hülfe angeboten. In seinem Manifest kam unter andern wohlklingenden Redensarten auch die folgende vor, welche auch in späterer Zeit noch nachhallte: „Frankreich sei durch seine Nachbarschaft mit den belgischen Provinzen allzuinnig verbunden, als daß es denselben seine Protektion vorenthalten könne.“ Eigentlich aber beabsichtigte Frankreich, das Unglück und die Verwirrung der Niederlande zur eigenen Vergrößerung zu benützen. Bei der damaligen allgemeinen Bestürzung verfehlte Anjous Anerbieten einen günstigen Eindruck nicht. Zwei Herrn vom Adel waren deßhalb nach Frankreich gesandt worden, um sich mit Anjou näher zu verständigen. Auch in dieser Angelegenheit trat das religiöse Moment bedeutsam hervor, wie wir schon früher angedeutet haben. Die katholischen Mitglieder der Staatenversammlung besorgten von dem Einfluß des protestantischen Pfalzgrafen ein Uebergewicht des Protestantismus; deßhalb schlossen sie sich mit lebhafterer Sympathie an den Herzog von Anjou, als an einen Katholiken, und sandten drei Bevollmächtigte, worunter den Grafen von Lalaing, zu einer Zusammenkunft mit Anjous Abgeordneten in St. Guilain. Von Bedingungen war dabei fast nicht die Rede; die Niederländer sprachen bloß im Allgemeinen die Zuversicht aus, daß man Anjou mit offenen Armen in den Niederlanden empfangen würde; worauf Dieser Truppen an den Gränzen von Hennegau zusammenzog, und sich zu einem Einfall vorbereitete. Eine dritte Aussicht richtete sich im Mai 1578 auf den deutschen Reichstag zu

Worms. Die Generalstaaten sandten den gewandten Staatsmann St. Aldegonde nebst mehren andern Bevollmächtigten dahin, um die Reichsfürsten zu thätiger Unterstützung zu bewegen. St. Aldegonde entwickelte denselben am 7. Mai in einer meisterhaften Rede die Gründe dafür, schilderte die Noth der Niederlande, wies auf die alte Verbindung der Niederlande mit dem deutschen Reiche und auf die Gefahren hin, welche diesem selbst durch die Spanier drohten, sprach sein volles Vertrauen auf die Theilnahme der deutschen Nation aus und ließ die Bitte verlauten: „Don Juan möge mit der Reichsacht belegt und den deutschen Obersten und Hauptleuten möchten fernere Kriegsdienste unter dessen Fahnen verboten werden.“ Don Juans Gesandte, welche sich gleichfalls auf dem Reichstag befanden, wußten jedoch den Eindruck der Rede St. Aldegondes durch Gegengründe zu entkräften, so daß sich das ganze Resultat bloß auf einen Versuch zur Friedensvermittlung beschränkte. Bald sahen sich die Staaten auch von englischer Seite her dahin gedrängt. Der kaiserliche Gesandte, Graf Otto von Schwarzburg, erschien deßhalb abermals in den Niederlanden, und suchte späterhin, wie auch die englischen Gesandten, wenigstens einen Waffenstillstand oder eine Verminderung der Truppen (sowohl bei den Staaten als bei Don Juan) zu erwirken. Doch es war vergeblich.

Immer gewaltiger hatte sich inzwischen die Kraft des religiösen Moments geregt, immer gefährlicher an dem jungen Werke der Eintracht gerüttelt. Der Fanatismus entblätterte die zarte Blüte des Vertrauens und es schien, als wolle er nicht eher ruhen, als bis er diese wunderbare Heilpflanze völlig entwurzelt habe. Die Reaktion ging diesmal von dem Kalvinismus aus, in welchem die Leidenschaften der in ihre Heimath zurückgekehrten Religionsflüchtlinge jetzt ihren Mittelpunkt

fanden. Bereits früher haben wir auf diese wunde Stelle aufmerksam gemacht. Der Mißmuth der wiedergekommenen Protestanten machte sich bald Luft; der Anblick des herrschenden katholischen Kultus mit allen seinen prunkreichen öffentlichen Feierlichkeiten erinnerte sie zu lebhaft an jene blutigen Schauspiele, welche die spanischen Henker leider damit verbunden hatten, und das Gefühl, daß sie, die Protestanten, nach allen überstandenen Verfolgungen und Leiden, nach Verbannung und Verlusten, noch so gut wie gar keine Genugthuung erhalten hatten, daß ihr Kultus nur geduldet wurde, nicht wenigstens gleiche Rechte wie der feindliche genoß, war für Viele schon quälend genug, während wieder Andere, selbst mit einer Gleichstellung beider Kulte noch nicht zufrieden, nur die Alleinherrschaft des protestantischen der Gerechtigkeit gemäß achteten. Die Generalstaaten bemerkten diese Gährung mit Unruhe und suchten das weitere Umsichgreifen derselben durch energische Verordnungen zu verhindern. Nicht mit Unrecht erkannten sie in der Geistlichkeit (beider Konfessionen) die geheimen Triebfedern des Fanatismus und verboten deßhalb im April (1578), als streng zu bestrafende Ruhestörung, jede Aufreizung sowie jedes Attentat gegen die katholische Religion und gegen das Ansehen des Erzherzogs und des Prinzen von Oranien; auf's Neue wurde eingeschärft, daß nur in Holland und Seeland der protestantische Kultus herrschen dürfe, und endlich wurde, zu besserer Vorsicht, befohlen, daß alle Obrigkeiten und Geistlichen einen Eid leisten sollten, sich streng nach der Pacifikation von Gent zu halten und Feindschaft gegen Don Juan zu geloben. War nun jenes Verbot, den katholischen Kultus zu stören, gegen die Protestanten und ihre Prediger gerichtet, so sollte dagegen der vorgeschriebene Eid hauptsächlich die katholische Geistlichkeit, besonders

die Mönche, in Schranken halten und geheime Umtriebe derselben verhindern. Der Religionshaß war jedoch bei beiden Partheien zu heftig, als daß die Verordnung der Staaten ihn hätte unschädlich machen können.

In Antwerpen weigerten sich die Jesuiten, den vorgeschriebenen Eid zu leisten, und zwar aus dem Grunde, weil derselbe ihren feierlichen Gelübden gegen den römischen Stuhl zuwider laufe. Die Bestrafung folgte der Weigerung auf dem Fuße; die widerspenstigen Jesuiten wurden am 18. Mai unter starker Bedeckung aus Antwerpen nach Mecheln gebracht; die Franziskaner theilten, wenigstens größtentheils, die Gesinnung und auch das Schicksal der Jesuiten. Auch aus Utrecht zogen jene Bettelmönche aus derselben Ursache; zu Brügge und Gent entdeckte man, daß in ihren Klöstern unnatürliche Laster getrieben worden; zur Strafe wurden mehre Konventualen nach gehörigem Rechtsgang verbrannt, andere öffentlich gegeißelt, die Bettelorden überhaupt ausgewiesen. Indem nun die Regierung solcherweise einen schärferen Eifer an den Tag legte, wovon auch das Verbot, die Annaten nach Rom zu senden, einen neuen Beweis gab, wuchs aber eben auch der Muth der Protestanten. Sie beschlossen, sich die Freiheit des Gottesdienstes zu erzwingen.

In Amsterdam war ihr Haß besonders tief eingewurzelt und die Erbitterung wurde durch das Gerücht, daß Don Juan einen Anschlag gegen die Stadt im Schilde führe, noch gesteigert. Noch im Februar, als Amsterdam sich mit Holland vereinigte, hatten drei Bevollmächtigte von Holland, dort die alte „Schuttery“ wieder hergestellt und vollzählig gemacht, welche größtentheils aus Protestanten bestand und gar bald mit der streng katholischen städtischen Regierung in heftige Mißhelligkeiten gerieth. Die Protestanten verlangten von

derselben, dem Vertrag zufolge, einen anständigeren Begräbnißplatz, als man ihnen eingeräumt hatte; aber die städtische Regierung war ungeachtet aller Beschwerden durchaus nicht zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Da stellte sich Meister Wilhelm Bardes, einer der eifrigsten Reformirten, an die Spitze seiner bedrückten und verhöhnten Glaubensgenossen, und nach einer Predigt, welche außerhalb der Stadt gehalten wurde, verschworen sich diese zum Umsturz der bisherigen Regierung und zur gewaltsamen Einführung des Kalvinismus. Der 26. Mai war zur Ausführung ihres Planes bestimmt. In allen Straßen wogte das Volk voll Erwartung ab und zu, während sich vier Protestanten auf das Rathhaus begaben, um noch einen letzten Versuch zu machen, ob die Regierung in Güte Zugeständnisse machen wolle. Kurz nach Mittag erscheint endlich einer von jenen vier Männern auf dem Markt, lüftet den Hut und setzt ihn wieder auf; — das verabredete Zeichen, daß der Versuch fruchtlos gewesen sei! Bald darauf gibt ein Hauptmann von der seit ein paar Stunden in Waffen harrenden Bürgermannschaft ein gleichfalls verabredetes Zeichen; ein Soldat feuert eine Muskete los, und plötzlich erschallt der Ruf: „Wer Oranien liebt, zeig' es jetzt!" In demselben Augenblick bricht die Revolution aus. Das Geschütz wird aus dem Zeughause auf den Damm gebracht; die Zugänge verbarrikadirt man mit Wollenballen, die vor dem Waghause liegen. Kaum sind blitzesschnell alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, so eilen die Protestanten nach dem Rathhause, bemeistern sich desselben, nehmen die Mitglieder der Regierung, welche sich eben dort befinden, gefangen, holen die übrigen aus ihren Wohnungen und bringen sie in das engumstellte Waghaus. Auch viele Geistliche und alle Franziskaner werden festgenommen. Soldaten bilden jetzt eine Gasse vom Rathhause bis an den breiten Kanal (den

Damrak), an dessen Ufer Schiffe bereitstehen; zwischen den Soldaten werden die Magistratspersonen, die Geistlichen und Mönche durchgeführt und in die Schiffe gebracht, während der Pöbel wüthend schreit: „Zum Galgen mit ihnen, an den sie so manchen ehrlichen Mann gebracht haben!“ Der erste Schultheiß Heinrich Dirkszoon, einer der grimmigsten Ketzerverfolger, erwartete auch selbst kein gelinderes Loos; doch man schonte seines Lebens, so wie dessen der Uebrigen, und begnügte sich mit ihrer Verbannung. Die ganze Revolution hatte keinen Tropfen Bluts gekostet; auch fiel kein Exzeß vor, als daß der Pöbel in das Franziskanerkloster einbrach und die Altäre und Bilder zertrümmerte. Die Protestanten bezogen die Wachen und die drei „Schutteryen“ erklärten am folgenden Tage die bisherige Regierung ihres Eides und Dienstes für ledig. Erst am dritten Tage wurde die Wahl einer neuen städtischen Obrigkeit vorgenommen. Durch Stimmenmehrheit wurden sechsunddreißig Mitglieder der Schutteryen zu Wahlmännern erkoren; diese versammelten sich auf dem Rathhause und erwählten vier neue Bürgermeister, (worunter Wilhelm Bardes und Dirk Janszoon Graaf), neue Schöffen und Vroedschappen. Einige Wochen später wurden dann auf obrigkeitlichen Befehl die Bilder aus den Kirchen geschafft, und zuerst die sogenannte „alte“, dann auch die sogenannte „neue“ Kirche dem reformirten Gottesdienst übergeben. Die Lutheraner und Mennoniten durften gleichfalls ihren Gottesdienst ohne Störung in der Stadt abhalten. Die Katholiken hingegen durften es nur heimlich, und selbst diese Erlaubniß schien einigen unerbittlich strengen Kalvinisten schon allzugroße Nachsicht zu sein.

Nicht so unblutig, wie zu Amsterdam, bemeisterten sich die Protestanten zu Haarlem drei Tage später der dortigen Kirche. Die dortige Besatzung, welche aus Reformirten bestand, voll-

brachte dies Werk. Es war der Tag des Frohnleichnamsfestes, eines der höchsten in dem katholischen Kirchenjahre, eines der heitersten und schönsten im katholischen Kultus; denn bei diesem Feste scheint auch die Natur mit den Menschen zugleich dem Andenken des Erlösers zu huldigen, und der Frühling beut der Kirche seine ganze Blumenfülle, daß sie wie ein Garten Gottes erscheint. Die Kathedrale Haarlems prangte an diesem Tage im reichsten Schmucke; mit duftenden Blumen waren die Altäre geschmückt; im Schimmer der zahllosen Kerzen strahlten die kostbaren Gefäße und Zierrathen von Gold und Silber. Die Kirche war gedrückt voll Menschen, welche einer Messe beiwohnten. Eben spricht der Priester am Altare das „Ite, missa est", da dringen plötzlich die kalvinistischen Soldaten mit gefälltem Gewehr zu den Pforten herein und brechen sich durch die Volksmenge Bahn; ein Soldat stürmt mit blankem Degen bis zu dem Priester, der die Messe beendigt, und durchbohrt denselben von hinten. Blind vor Schrecken rennen die Geistlichen und die Gemeine durcheinander, und mehr als Einer wird im Gewühl verwundet, während die Soldaten mit wildem Eifer den Schmuck von den Altären reißen und die Bilder zertrümmern. Erst als die Zerstörung schon vollbracht war, erschien der Bürgermeister Kies in der Kirche. Den Bischof von Haarlem nahmen die Soldaten gefangen, ließen ihn aber für ein Lösegeld wieder frei. Auch die Klöster und Kirchen der Franziskaner und Dominikaner erbrachen und plünderten sie. Scharf rügten die Staaten von Holland diesen Frevel; der Priestermörder wurde mit dem Tode bestraft, die Besatzung aus Haarlem entfernt und ihr befohlen, das geraubte Gut wiederzuerstatten. Die Kirchen aber wurden, ungeachtet aller Gegenvorstellungen der Katholiken, welche sich sowohl auf den Genugthuungsvertrag, als auch auf die Pacifikation von Gent

beriefen, den Reformirten eingeräumt und verblieben diesen auch.

In einem noch bei weitem höheren Grade als in den nördlichen Provinzen äußerte sich in den katholischen südlichen das Verlangen der Reformirten nach Freiheit ihres Kultus, und das augenscheinliche Mißtrauen der Staaten gegen die Katholiken erhöhte ihren Muth. Indem sich die Reformirten auch in mehren Städten der südlichen Provinzen der Kirchen bemächtigten, verminderte sich zusehends die Zahl der katholischen Seelsorger auf eine für den festen Bestand des Katholizismus sehr bedenkliche Weise; wogegen der Kalvinismns immer weiter um sich griff. Am 2. Juni 1578 trat zu Dordrecht eine Synode der reformirten Kirchen (sowohl der holländischen und deutschen als auch der wallonischen) zusammen, unter dem Vorsitz des Zeloten Dathenus, eines weiland Mönchs von Poperingen, der ganz Gent durch seine Predigten in Feuer und Flammen setzte. In dieser Synode wurde unter anderm der Beschluß gutgeheißen, daß die Refomirten schriftlich die freie öffentliche Uebung ihres Kultus verlangen sollten, ohne jedoch die Katholiken irgendwie beeinträchtigen zu wollen. Am 22. Juni 1578 übergaben sie dem Erzherzog und dem Staatsrath eine darauf bezügliche Bittschrift und am 7. Juli eine zweite.

Was sollten diese Beiden nun beginnen? Beharrten sie fest auf der Pacifikation von Gent, von der die Reformirten in ihrer Bittschrift annahmen, daß die Staaten an dieselbe nicht fürder gebunden seien, weil die Spanier sie schon gebrochen hätten, — so schien bei der unglaublich gesteigerten Aufregung ein Bürgerkrieg unvermeidlich zu sein; denn der glückliche Erfolg gewaltsamer Maßregeln lockte verführerisch zur Nachahmung,

und überdieß schienen ja die Staaten selbst die Reformirten (aus übelverstandener Vorsicht) in der letzten Zeit zu begünstigen; so Manchem dieser Konfession hatten sie Aemter und Würden verliehen. Thaten die Staaten aber das Gegentheil, gaben sie den Bitten der Reformirten nach, dann reizten sie nothwendig wieder die Erbitterung der Katholiken, dann zogen sie sich den gerechten Vorwurf der Wortbrüchigkeit zu und hatten zu gewärtigen, daß sich die Katholiken, besonders in den wallonischen Landschaften Artois, Hennegau u. s. w., welche eigentlch weiter nichts verlangten als die Erhaltung ihrer alten Provinzial- und Lokal-Privilegien und Institutionen, aus Glaubenseifer lieber mit ihren spanischen Glaubensgenossen versöhnten, welche, gerüstet mit Waffen und List, in der Nähe standen.

Unter diesen Verhätnissen rieth Oranien, jene Bitte zu genehmigen. Es wurde demnach im Juli zu Antwerpen ein „allgemeiner Religionsfriede" für die Niederlande vorgeschlagen und ein Entwurf dazu in dreißig Artikeln gemacht. Der wesentliche Inhalt derselben war in Kürze folgender: „Alle Kränkungen und Beleidigungen, welche der Konfession wegen von beiden Seiten seit dem Abschluß der Pacifikation von Gent vorgefallen, sollen als nicht geschehen zu betrachten sein und der Vergessenheit überliefert werden. Beide Konfessionen bestehen fortan ebenbürtig, frei und unangefochten nebeneinander; Jeder möge Gott nach seiner Ueberzeugung verehren, wenigstens so lang, bis ein allgemeines Concilium gehalten wird und, nach Anhörung beider Partheien, etwas Anderes beschließt. Zum festen Schutz und Schirm solcher Glaubensfreiheit soll die öffentliche Ausübung der römisch-katholischen Religion in Holland und Seeland wiederhergestellt und ohne Kränkung von

Seiten der Andersgläubigen erhalten werden, und zwar in der Weise, daß die Katholiken in dem Fall eine eigene Gemeinde bilden, wenn sie in den Städten und größeren Dörfern mehr als hundert Familien stark sind, oder wenn sie in kleineren Ortschaften die Mehrzahl der Bevölkerung bilden. Dasselbe Verhältniß gilt für den Protestanten im ganzen Umfang der Niederlande. Wo jedoch entweder Katholiken oder Protestanten in einem bestimmten Ort wegen zu geringer Anzahl keine besondere Gemeinde mit öffentlichem Kultus bilden können, so daß dortselbst nur eine Konfession herrscht, soll dieser Minderzahl Andersgläubiger von der übrigen Bevölkerung der Religion halber keine Kränkung zugefügt werden, noch viel weniger aber überhaupt eine Glaubensuntersuchung stattfinden. Zur Ausübung des Gottesdienstes sollen die Obrigkeiten den Gemeinden passende Plätze anweisen. Jede Störung des beiderseitigen Gottesdienstes soll vermieden werden; wer die Kirche einer entgegengesetzten Konfession besucht, soll sich in die üblichen Gebräuche derselben schicken. In allen Provinzen, mit Ausnahme von Holland und Seeland, sollen die Protestanten an katholischen Festtagen weder arbeiten, noch Handelsgeschäfte treiben, noch die Läden offenhalten. Bei Besetzung von Aemtern, bei Verleihung von Würden soll durchaus nicht auf die Konfession gesehen werden; nur die Tauglichkeit begründe die Ansprüche. Endlich sollen in jeder Stadt, neben der Obrigkeit, noch angesehene und unbescholtene Männer bestellt werden, um darauf zu achten, daß der Religionsfriede aufrecht erhalten werde, weßhalb sie jede Uebertretung der darin enthaltenen Artikel untersuchen und berichten sollen."

Welche Fülle von Hoffnungen für die Nation lag in dieser Verordnung, deren ächt humaner Geist uns so warm und erquicklich wie Frühlingsodem anhaucht! Gleich einer grünen Oase hebt sich dieser Religionsfriede aus den öden Steppen, in welche

der Fanatismus jener Zeiten die blühenden Niederlande verwandelt hatte. Das damals lebende Geschlecht, so kühn und gewaltig es oft auftritt, so sehr es uns durch seine Großthaten und durch die ungeschwächte Kraft von ganzer Seele zu lieben und zu hassen imponirt, — es war doch im Allgemeinen noch nicht fähig, das hehre Evangelium der Toleranz zu fassen. Katholiken wie Protestanten hatten an jenem Religionsfrieden Vieles auszusetzen; jede von beiden Konfessionen las, aufgeregt durch die furchtbaren Stürme, die sie umtosten, darin eine Beschränkung für sich selbst, einen Triumph der verhaßten Gegnerin. Antwerpen, die Gröninger Umlande, die Stadt Leeuwaarden nahmen den Religionsfrieden an; dagegen weigerten sich Hennegau, Utrecht, (wo die katholische Geistlichkeit dagegen eiferte) und Geldern, welches kürzlich den Grafen Johann von Nassau, einen strengen Reformirten, zum Statthalter erbeten und erhalten hatte. Da die Kalvinisten in der letzteren Provinz sahen, daß sie durch Bitten nichts erreichten, so griffen sie zur Gewalt und bemeisterten sich, mit Hülfe der Soldaten, der Kirchen zu Wachtendonk, Venlo u. s. w. Zu Antwerpen hatten es die Protestanten durch ernstliches Andringen im August dahingebracht, daß ihnen einige Kirchen eingeräumt wurden. Zu Goes in Seeland erreichten die Protestanten im Oktober ihren Zweck durch Gewalt. Selbst in Brüssel durchzuckte eine bedenkliche Aufregung die Gemüther des Volkes. Dort versuchte es Champagny, aus Besorgniß für den katholischen Kultus, im August das holländische Kriegsvolk aus der Stadt zu schaffen, was aber Oranien zu verhindern wußte. Nun brachte es Champagny dahin, daß eine Schrift im Namen der Geistlichkeit, des Adels, der städtischen Obrigkeit und des Gemeinwesens ausgefertigt ward, deren Inhalt die Bitte aussprach, in Brüssel keinen protestantischen Gottesdienst zu dulden.

Unter großem Zulauf des Volkes wurde diese Bittschrift auf das Rathhaus gebracht; aber durch ein Mißverständniß glaubte das Volk, man beabsichtige dadurch in Brüssel eine zweite Pariser Bluthochzeit, und rief: „Wie? soll auch hier der Bürger den Bürger ermorden? Nein! wir wollen uns dem fügen, was der Staatsrath und die Generalstaaten beschließen.“ So wurde Champagnys Plan vereitelt.

Am gefährlichsten war die durch den Religionsfrieden hervorgerufene Spaltung in Flandern. In Gent traf der religiöse Fanatismus der Reformirten mit dem politischen der demokratischen Parthei so zusammen, daß beide einander in die Hände arbeiteten, und insbesondere war es wieder Hembyze, welcher durch den Zeloten Dathenus unterstützt, gegen den Religionsfrieden (und gegen Oraniens Superiorität!) eiferte. Die Demagogen hatten den Plan entworfen, Gent in eine Festung zu verwandeln, — ein wahrhaft chimärisches Projekt, — und von diesem Mittelpunkte aus ganz Flandern zu republikanisiren; ihre eigene Sicherheit schien ihnen von der Ausführung dieses Planes abzuhängen. Ein merkwürdiges Treiben war die Folge davon. Man sah Hunderte von Menschen beschäftigt, niederzureißen und aufzubauen; die Mauern von Kirchen und Klöstern mußten ihre Steine dazu hergeben. Um die nöthigen Kosten zu erschwingen, wurden nicht blos die öffentlichen Kassen in Anspruch genommen, wurden nicht blos Privatpersonen (besonders Katholiken) bedeutend besteuert und endlich Lebensmittel und Waaren mit Auflagen belegt, sondern auch die Kirchengüter eingezogen. So vertrieb man die Mönche aus der Abtei zu St. Peter, und die herrlichen Gebäude derselben dienten nun zu Ställen für die Pferde der Soldaten; in den öden Zellen fanden geflüchtete Bauern eine Zufluchtsstätte. Die achtzehn Volkstribunen erklärten, daß die neuen Bisthü-

mer, als den alten Privilegien zuwider, aufgehört hätten und daß Gent und Flandern unter die Diöcese Tournay gehörten; demzufolge sollte die Jurisdiktion des Genter Bisthums aufhören und dessen geistliche Güter sollten eingezogen werden. Die Bettelmönche erhielten in ihren Klöstern Soldaten zur Einquartierung, und diese wieder gemessenen Befehl, die Subsistenzmittel der Mönche aufzuzehren, damit sich die Letzteren genöthigt sähen, ihre Zellen zu verlassen. Sodann wurde allen fremden Mönchen geboten, sich binnen drei Tagen zu entfernen; aber nicht bloß die fremden, sondern auch die einheimischen Klostergeistlichen entschlossen sich dazu, und ihre Klöster wurden alsobald in Kasernen und Magazine verwandelt. Alle diese Maßregeln gegen die Geistlichkeit vollzog der niedrigste Pöbel, der sich dabei zügellos den abscheulichsten Ausschweifungen überließ; die Tempel wurden geplündert und geschändet; freche Gotteslästerungen schollen durch die der Andacht geweihten Räume. Die Zeit der Bilderstürmerei schien mit allen ihren Gräueln wiedergekehrt zu sein; und nur dadurch unterschied sich der neue Bildersturm zu Gent von jenem älteren, daß damals Alles das Werk der augenblicklichen Exaltation war, während jetzt der Pöbel in Gent maschinenmäßig die Pläne der Demagogen vollstreckte. Hembyze hatte die Städte in Gents Umgebung, Courtray, Hulst, Oudenaarde und Brügge eingenommen, und kam wie im Triumphe nach Gent zurück. Der Prediger Peter Dathenus schürte inzwischen daselbst die Flammen des Haßes und der Intoleranz in den Gemüthern des Pöbels. Wüthend eiferte er von der Kanzel herab gegen die „heillose" Genter Pacifikation, er bezeichnete sie als einen Verrath am Kalvinismus, als ein Asyl und Bollwerk des Papismus; auch über den Prinzen von Oranien ergoß sich sein Geifer, ja er erklärte diesen Mann, dessen schönste Tugend unter so vielen anderen die Toleranz

war, eben wegen dieser für einen Atheisten. Kurz: die Anarchie herrschte in Gent, und zwar unter der despotischen Obergewalt der beiden Demagogen. Die Anarchie mußte noch zunehmen, wenn diese aufeinander eifersüchtig wurden, und ein solcher Fall konnte nicht lange ausbleiben; die Keime der Eifersucht waren bereits vorhanden, da Hembyze nach der Alleinherrschaft strebte, Ryhove sich der oranischen Faktion näherte. Schauderhaft war der Anblick des herrlichen Flanderns. Die stattlichsten Abteien in der ganzen Umgegend lagen verwüstet und öde; das Volk litt, ohne seufzen zu dürfen, der Pöbel allein freute sich guter Tage. Auch Ypern wurde in den Kreis des Verderbens hineingezogen; der bischöfliche Palast, die Wohnungen mehrer Kanoniker wurden geplündert.

Während nun die Genter die Sache so auf die Spitze trieben, schloß sich die germanische Hälfte von Flandern an sie, und unheilbar wurde die Spaltung zwischen ihr und der katholischen wallonischen. Ja aus dieser Spaltung erwuchs rasch ein grimmiger Haß, erwuchs der Bürgerkrieg. Unmöglich konnten die wallonischen Landschaften Artois, Hennegau, Lille, Douay, Orchies, Tournay, u. s. w. länger müßig zusehen. Sie hatten durch die Genter Pacifikation sieben Stimmen bei der Versammlung der Generalstaaten erhalten; sollten sie die Vernichtung dieser Pacifikation durch die Genter und deren Freunde erwarten? Sie waren katholisch; konnten sie die freche Verhöhnung ihres Glaubens länger dulden? Auch bei ihnen drohte dem Katholizismus durch den Fanatismus der Gegner die äußerste Gefahr; es wäre Feigheit gewesen, das Höchste und Heiligste ohne Gegenwehr aufzuopfern. Sie thaten den ersten Schritt dagegen, indem sie mit der Entrichtung ihrer Steuern einhielten. Der nächste Schritt der Wallonen eröffnete den Bürgerkrieg. Die wallonischen

Regimenter im Dienste der Staaten, Egmont, Capres, Bours, Heze und Montigny, ergriffen die Waffen, fielen in das platte Land von Gent ein und plünderten es, zur Wiedervergeltung der Kirchenräubereien von Seiten der Genter. Mit Macht nahmen sie sich der geflüchteten Geistlichen an, welche ihren Haß gegen die Genter noch schärfer anreizten, und lieferten diesen mehre Treffen, in denen sie größtentheils den Sieg davon trugen. Man nannte die Edlen, welche für den Katholizismus ritterlich zu fechten begannen, (Emmanuel von Lalaing, Herr von Montigny stand an deren Spitze) in Gent spottweise bloß „Paternosterknechte," insgemein aber die „Mißvergnügten" oder „Malkontenten." Vergeblich suchten die Generalstaaten und der Erzherzog Matthias den Bürgerkrieg zu ersticken; keine Parthei wollte von ihren Forderungen auch nur das Geringste nachgeben. Die Wallonen verlangten nämlich unbedingte Herstellung des katholischen Kultus, Wiedererbauung der zerstörten Kirchen und Klöster, und Freilassung der Edlen, die — mit Ausnahme Aerschots — noch immer in den Gefängnissen Gents schmachteten. Die Genter dagegen bestanden trotzig darauf, Emmanuel von Lalaing, Herr von Montigny, den sie als das vornehmste Haupt der „Malkontenten" besonders haßten, müßte ihnen ausgeliefert werden, und ferner: der reformirte Kultus müsse im ganzen Umfang der Niederlande frei und öffentlich gehalten werden dürfen; dann wollten sie auch gleiche Begünstigung dem katholischen Gottesdienst zukommen lassen; die Gefangenen hingegen wollten sie um keinen Preis frei geben; diese sollten ihnen für jeden Fall haften. Diese Bedingungen konnte man bis auf die erste, nicht anders als billig und klug nennen; aber furchtbar bekundete Ryhove den Uebermuth der Gewalt durch die ungesetzliche Hinrichtung des Rathes Hessels, eines von den Genter Gefangenen. Das frühere Leben dieses Hessels rechtfertigte Ryhoves Gewaltthätig-

keit und Grausamkeit keineswegs. Jakob Hessels, in der letzten Zeit seines Lebens Rath von Flandern, war einst Mitglied des berüchtigten „Blutrathes" unter Alba gewesen und die öffentliche Meinung schrieb ihm damals einen besonderen Antheil bei der Verdammung der edelsten Männer der Nation, Egmont und Hoorn zu, — Grund genug, daß der allgemeine Haß gegen ihn aufs Aeußerste stieg. Hessels war's, von dem man sich zu erzählen pflegte, er sei des Verdammens so gewohnt gewesen, daß er, wenn er während der Sitzungen des Blutrathes einschlief, im Schlafe: „an den Galgen!" rief. Nach der Auflösung des Blutrathes war Hessels nach Gent zurückgekehrt (er war dort früher Advokat und Mitglied des Rathes von Flandern gewesen) und hatte daselbst seines Dienstalters wegen die Stelle eines Vicepräsidenten im Rath von Flandern erhalten. Beim Ausbruch der Revolution gefangen genommen, hatte er jetzt fast ein Jahr lang im Kerker gelegen, dessen Mauern die Verwünschungen des Volkes umtobten. Er war ein Greis von 72 Jahren, aber das Silberhaar, das sonst auch dem rohesten Menschen Ehrfurcht einflößt, erinnerte nur an so viele Justizmorde, deren Mitschuldiger er gewesen war; — wunderbar ist das Gewebe der Vergeltung; er selbst sollte jetzt durch einen Justizmord fallen. Hembyze und Ryhove hatten seinen Untergang beschlossen und der Letztere übernahm die Vollziehung; er konnte es nicht vergessen, daß Hessels bei seinem grauen Barte geschworen, ihn und Hembyze an den Galgen zu bringen. Es war am 4. Oktober 1578 als Ryhove vor dem Gefängniß, in welchem sich Hessels und Jan Vischer, Baljuw von Ingelmünster, der stets ein Eiferer gegen die Reformirten gewesen, befanden, einen Wagen vorüberfahren sah, der mehre Personen nach Courtray bringen sollte. Ryhove läßt denselben halten, öffnet das Gefängniß und heißt Hessels und Vischer den Wagen

besteigen. Der Kriegsrath, für beide Gefangene ein unzuständiges Gericht, hatte sie kurzab zum Tode durch den Strang verurtheilt. Sie werden unter Bedeckung nicht sehr weit vor die Stadt hinausgeführt, wo bereits Ryhoves Genossen ihrer harren. Man heißt beide absteigen und der Wagen fährt weiter nach Courtray. Ein Befehl Ryhove's; man ergreift sie und legt Jedem den Strick um den Hals. Da spricht Hessels stolz zu Ryhove: „Solches graues Haar wirst Du nie tragen!" — „Das lügst Du, Schelm!" erwiedert Ryhove wild, schneidet ihm eine Locke vom Bart und steckt sie sich an den Hut; Ryhoves Begleiter thun deßgleichen. Hierauf werden Hessels und Vischer an Bäume gehenkt; Ryhove aber eilt mit seinen Soldaten gen Courtray.

Wir haben über der Schilderung der inneren Zustände der Niederlande der strengen Zeitfolge etwas vorgegriffen und lenken nun wieder in den Gang der Kriegsereignisse ein. Nach allen unnützen Vermittlungen und Verhandlungen um den Frieden, war man nämlich endlich doch darauf zurückgekommen, daß die Waffen entscheiden sollten. Don Juan dürstete darnach; seine bisherige Stellung war ihm unerträglich geworden, die Niederlande selbst wurden ihm dadurch verhaßt; der verzehrende Drang nach Thaten wühlte in seinem Herzen; der Gedanke: „ein Kaisersohn zu sein ohne Reich" zersplitterte seine Kraft; er fühlte sich in unseligen Verhältnissen, wie in einem Netze verfangen, tobte, dies Netz zu zerreißen, und das Gefühl der Ohnmacht drohte ihn aufzureiben.

An der Spitze des Heeres der Staaten stand als Feldmarschall ein hugenottischer Edelmann aus Frankreich, Franz de la Noue, genannt: „Eisenarm," und unter ihm der Graf Bossü, jetzt eben so eifrig für ihren Dienst bemüht, wie früher für den ihres Feindes Philipp II. — Das Heer der Staa-

ten zählte kaum achttausend Mann zu Fuß und zweitausend zu Roß und hielt sich zwischen Rimenant und der Demer in der Gegend von Mecheln auf; es erwartete deutsche Hülfstruppen, welche der Pfalzgraf Johann Kasimir herbeiführen sollte. Don Juan wußte dieß und beschloß das Heer der Staaten anzugreifen, bevor es sich mit den Deutschen vereinigen könne. Sein Herz brannte nach Kampf und vergeblich rieth ihm der besonnenere Alexander Farnese davon ab. Sah doch Don Juan das Zeichen des Kreuzes auf seinem wallenden Banner, las er doch darauf die Schrift: „Durch dies Zeichen überwand ich die Osmanen und werd' ich die Ketzer überwinden!" Hatte er doch auch die Uebermacht, — zwölftausend Mann zu Fuß und viertausend zu Roß. Heftig waren Angriff und Widerstand an jenem Tage (dem 1. August); doch keiner von beiden Gegnern konnte sich des Sieges rühmen. Dies war für Don Juan in seiner aufgeregten Stimmung so viel wie ein Verlust, und auch das Heer der Staaten betrachtete es als einen solchen, da sich Don Juan gegen Namur zurückzog.

Wir müssen jetzt unsre Aufmerksamkeit auf jene zwei Prätendenten wenden, deren wir bereits öfter erwähnten. Es sind Franz von Valois, Herzog von Alençon und Anjou, auf der einen Seite, und der Pfalzgraf Johann Kasimir auf der anderen; sie vertreten das katholische und das protestantische Interesse; jeder findet im Sturme religiöser Zwietracht Sympathieen für sich, aber keiner von beiden scheint uneigennützig genug, um blos den Bedrängten helfen zu wollen; jeder scheint vielmehr an eine Herrschaft zu denken, die er sich erst erobern soll. Angeblich für einen und denselben Zweck, für die Rettung der Niederlande, betreten beide den niederländischen Boden, und stehen sich einander dennoch als Feinde gegenüber. Oraniens klarer und wachsamer Charakter verliert sich bei diesen Wirren

unbemerkbar im Hintergrunde; dennoch läßt sich — unter allen Stürmen der Partheileidenschaften, — der Odem seines Geistes fühlen.

Anjou hatte, nach den vorhergepflogenen Verhandlungen dreitausend Soldaten an die Grenzen von Hennegau gesandt, welche durch die Spanier unter Ottavio Gonzaga zersprengt wurden. Bald darauf, nämlich schon im Juni 1578, war er selbst nach Mons gekommen und hatte Bevollmächtigte nach Antwerpen geschickt, um die Bedingungen ins Reine zu bringen, unter welchen er als Beschützer der Niederlande auftreten könne. Die Königin von England war darüber auf's Neue in hohem Grade mißvergnügt und verhehlte ihre Gesinnungen weder Anjous Bruder, dem König von Frankreich, noch den Niederlanden. Trotz aller Gegenintriguen gelang es jedoch dem Herzog von Anjou, — vornämlich durch die thätige Theilnahme der Wallonen, welche in ihm ein Gegengewicht wider den protestantischen Pfalzgrafen erhalten wollten, — am 13. August einen Vertrag abzuschließen, welchen er am 20. zu Mons unterzeichnete. Er wurde darin als „Beschützer der niederländischen Freiheit" anerkannt; — ein stolzer Titel für diesen Prinzen, welcher weniger Stolz als Eitelkeit und, gelind gesprochen, jedenfalls zu wenig Charakter besaß, um einen solchen Titel zu verdienen. Er verpflichtete sich, den Staaten auf seine Kosten mit 10,000 Mann zu Fuß und 2000 zu Roß, drei Monate lang zu dienen, und späterhin, für die ganze Dauer des Krieges, mit 3000 Mann zu Fuß und 500 zu Roß. Er mußte sich dabei gefallen lassen, daß man sich auch mit dem König Heinrich von Navarra, der Königin Elisabeth und dem Pfalzgrafen Johann Kasimir in Verbindung zu setzen trachten würde. Zu seiner Versicherung sollten ihm Quesnoi, Landrecis und Bapaume eingeräumt werden, die er jedoch

zu bestimmter Zeit zurück geben solle, und, falls er Philippeville, Binch oder Marienburg in seine Gewalt brächte, einer von diesen drei Punkten statt Bapaumes; alle Eroberungen, welche er diesseits der Maas auf der flandrischen Seite machen würde, sollten den Staaten zufallen, alle jenseits der Maas eine besondre Herrschaft bilden, mit Ausnahme solcher Ortschaften, die seit der Genter Pacifikation mit den Staaten vereinigt waren. Plätze, die freiwillig an ihn übergingen, sollten zwischen ihm und den Staaten gleich getheilt werden. Anjou erhielt während des Feldzuges den Oberbefehl in Gemeinschaft mit dem Feldherrn der Staaten, welcher denselben in Anjous Abwesenheit allein führen sollte. Die Verwaltung der Landesangelegenheiten blieb ausschließlich den Staaten, dem Erzherzog und dem Staatsrath. Ohne Wissen und Bewilligung der Staaten durfte Anjou keine Bündnisse abschließen; jene sollten sich dagegen eben so wenig in Bündnisse, welche Anjou benachtheiligen könnten, einlassen und keinen Vergleich mit Don Juan eingehen. Ferner durfte Anjou keinen Krieg wegen Glaubenssachen, noch gegen England beginnen. Die Staaten sollten ihm dafür gegen seine Feinde, wenn ihn nämlich diese angriffen, beistehen, wobei jedoch das deutsche Reich, England und sonstige Freunde der Staaten ausgenommen waren. Endlich mußte Anjou erklären, daß er Don Juan und dessen Parthei als Feinde betrachte, und sich verpflichten, als Truppen bloß geborene Franzosen und — mit Ausnahme seiner aus Schweizern bestehenden Leibwache — von keiner anderen Nation ins Land zu bringen, dafür zu sorgen, daß die französischen Truppen den Feinden der Niederlande nicht beistünden, und daß strenge Mannszucht gehalten werde. Man sieht: die Staaten hatten sich durch diese Bedingungen ihrem neuen Bundesgenossen gegenüber so sicher als möglich zu stellen gesucht.

Fast zur selben Zeit, als diese Uebereinkunft mit Anjou abgeschlossen wurde, betrat der zweite Bundesgenosse, der Pfalzgraf Johann Kasimir den niederländischen Boden. Er war mit seinen Truppen über Köln und Meurs in die Grafschaft Zütphen gekommen und harrte dort, bis ihm die Staaten für jenes Kriegsvolk, das er, noch über seine Bestallung, für sie angeworben hatte, den Sold schicken würden. Diese Forderung versetzte die Staaten in die größte Verlegenheit, da ihre Finanzen erschöpft waren; ein schlimmes Omen! Dringend baten sie ihn denn um Aufschub der Zahlung und um Beschleunigung seines Weiterzuges. Johann Kasimir gab nach und vereinigte sich am 26. August mit dem Heere Bossüs, welches noch in der Umgegend von Mecheln lag.

Die Heeresmacht der Staaten belief sich nun auf 35,000 Mann zu Fuß und 14,000 zu Roß; weit geringer war die Don Juans. Gleichwohl brachte den Staaten ihre Uebermacht an Truppen nicht bloß keinen Vortheil, sondern sie vergrößerte sogar ihre Verlegenheit. Bloß das Heer im offenen Felde, — also die Besatzungen der Festungen nicht gerechnet, — erforderte monatlich neun Tonnen Goldes zur Erhaltung und die Einnahmen der Staaten erreichten mit genauer Noth etwas über vier Tonnen. Brabant war bereits ausgesogen; Flandern und die wallonischen Landschaften, welche fortwährend in gegenseitiger Erbitterung lagen und einander ruinirten, bezahlten keine Steuern; Holland und Seeland fingen kaum an, sich von ihren schweren Wunden etwas zu erholen; Geldern, Friesland und Overyssel hatten für sich selbst schon genug zu sorgen; die übrigen Landschaften konnten theils nur wenig Geldmittel aufbringen, theils befanden sie sich in Feindeshand. Die unbezahlten Truppen fingen an zu murren und nur mit Mühe brachte Bossü sie dahin, daß sie sich einstweilen mit dem Em-

pfang des rückständigen Soldes für einen Monat begnügten. Hierauf führte er sie vor Löwen. Doch die Besatzung dieser Stadt that einen Ausfall und bald überzeugte sich Bossü, daß eine Belagerung derselben unmöglich sei, weil in der ganzen Umgegend keine Lebensmittel aufzutreiben waren. Deßhalb wandte sich Bossü mit seinem Heere nach dem wallonischen Theile Brabants, um sich dort mit Anjou zu vereinigen. Dieser hatte am 9. September den Spaniern unter Don Juan den Krieg erklärt und belagerte Binch; doch erst am 7. Oktober ging diese Stadt an ihn über. Maubeuge ergab sich ihm durch Vergleich. Landrecis und Quesnoy weigerten sich dagegen, französische Besatzung einzunehmen. Bossü hatte sich Nivelles, und einiger kleiner Schlösser bemächtigt und sich dann gegen Gemblours gewandt, um Don Juan zu einer Feldschlacht zu verlocken. Doch dies gelang ihm nicht.

Don Juans Unternehmungen wurden durch dieselbe Ursache gelähmt, wie jene der Staaten, nämlich durch Geldmangel. Fast in jedem Briefe nach Spanien schrieb er ungeduldig: „Geld und Escovedo und mehr Geld!“ Mit Ungestüm betrieb Escovedo persönlich am spanischen Hofe diese Forderung seines Gebieters. Aber je eifriger er drängte, gerade um so größer wurde Philipps Mißtrauen gegen Don Juan. Wozu diese athemlose Hast, diese Ungeduld im Geldfordern, wozu anders, (dachte der König), als weil Don Juan seine geheimen gefährlichen Pläne auszuführen glüht? Grund genug für Philipp, um seinen Bruder durch Nichtunterstützung hinzuhalten; Grund genug, um dessen Vertrauten, den er für den Anstifter und Beförderer jener gefährlichen Pläne hielt, unschädlich zu machen! Die Antwort Philipps auf jenes: „Geld und Escovedo und mehr Geld!“ war — Escovedos Tod. Es bedurfte nur einer leisen Andeutung dessen, was in der Seele des Königs

vorging, und sein fein auffassender Staatssekretär Antonio Perez wußte hinlänglich, was er, ohne ausdrücklichen Befehl, zu thun hatte. Escovedo fiel, durch gedungene Mörder, in Spanien.*) Die Nachricht von der Ermordung dieses Vertrauten brach den letzten morschen Rest von Don Juans Kraft. Eben so klar, wie er jetzt den unversöhnlichen Haß seines königlichen Bruders durchschaute, lag plötzlich sein ganzes Leben als ein — verlornes vor seinen trostlosen Blicken. Die Blüthe seines herrlichen Geistes war zerstört; jene brütende Schwermuth, die, wie ein Erbtheil seiner unglücklichen Großmutter Johanna, seines Vaters Karls V. letzte Lebenszeit umnachtet hatte, schlug die schwarzen Fittiche auch um Don Juans Seele. Seine Gedanken flohen die Welt, deren reichste Hoffnungen für ihn zerknickt waren, deren Freuden ihn anekelten; er sehnte sich nach der Einsamkeit einer Klosterzelle, wo er Frieden zu finden hoffte. Eine Einsiedelei in den öden Felsenklüften des Montserrate schien ihm groß genug, um sich ganz dem Dienste Gottes hingegeben zu können, und sein letzter Wunsch, seine einzige Bitte an Philipp bestand darin — daß seine Leiche neben der seines Vaters Karls V. bestattet würde; er forderte dies von seinem Bruder gleichsam als Lohn für alle Dienste, die er ihm geleistet. Deutlich verriethen zwei von den Niederländern aufgefangene Briefe aus seiner letzten Lebenszeit, an Johann Andreas Doria und Pedro de Mendoza, spanischen Statthalter zu Genua, gerichtet, Juans Ueberzeugung von den Gesinnungen seines Bru-

---

*) Vergl. das Memorial de Antonio Perez in dessen Relaciones (Paris 1598). Ueber die innersten Verhältnisse sind „las obras y relaciones de Ant. Perez“ (die mir bekannte vollständigste Ausgabe „Ginevra 1654“) höchst wichtig, über welche Gundling das Urtheil fällte: „Ich habe mein Lebtage von politischen Dingen und nachdenklichen Experimentis nichts gelesen, das diesen Relationibus gleich käme.“

ders gegen ihn, seine schlimme Lage durch die Geldverlegenheit („kaum drei Monate könne er sich in den Niederlanden halten") und seine Stimmung, die fast an Verzweiflung gränzte. Dazu kam noch ein Siechthum, welches seine körperlichen Kräfte verzehrte. Eine Epidemie, welche im spanischen Heere wüthete, ergriff auch ihn und raffte ihn im 33sten Jahre seines Alters am 1. Oktober 1578 in einer Hütte des Dorfes Bouges dahin. Allgemein glaubte man, sowohl auf spanischer, als auf niederländischer Seite, — er sei vergiftet worden;*) die Spanier wälzten den Verdacht eines solchen Verbrechens auf die Niederländer, diese ihn umgekehrt auf die Spanier; Viele hielten es für wahrscheinlich, daß sich sein Bruder Philipp von dem gefährlichen Nebenbuhler durch ein so ruchloses Mittel befreit habe. Juans Leiche wurde von den Truppen nach Namur gebracht und dort, angethan mit einer reichen Rüstung, prachtvoll aufbewahrt. Philipp erfüllte den letzten Wunsch des Verstorbenen, dessen stolzere und kühnere unerfüllt geblieben waren, und ließ Juans Leiche neben der seines Vaters Karls V. im Eskurial bestatten.

---

*) „In defuncti corpore extitisse non obscura veneni vestigia, affirmant, qui viderunt", sagt Strada (Dec. I. L. 10.)

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Inhalt des ersten Bandes.

Seite.

Erstes Buch (1567—1573).

Erstes Kapitel (1567—1569) 3

Zweites Kapitel (1569—1572) 51

Drittes Kapitel (1572—1573) 83

Zweites Buch (1573—1576).

Erstes Kapitel (1573—1574) 146

Zweites Kapitel (1574—1576) 194

Drittes Kapitel (1576) 244

Drittes Buch (1576—1579).

Erstes Kapitel (1576—1578) 271

Zweites Kapitel (1578) 317

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

. HEINRIC
Buchbindere
Rottenburg / L

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schiller, Friedrich,

Friedrich von Schiller's historische Schriften

Bd.: 1. Friderich von Schiller's Geschichte des Abfalls der vereinigten Nie
derlande ; 1

Köln 1841

H.misc. 288 c-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10739381-3